

Alexander Kluge

30

April

1945

Der Tag, an dem
Hitler sich erschoss und
die Westbindung
der Deutschen begann

Suhrkamp

»Ein grandioses Geschichtspanorama.«

Die Welt

Während die Rote Armee Berlin stürmt, meldet der deutsche Funkverkehr Hitlers Tod. Scheinbare Idylle dagegen in der Schweiz. Jenseits des Atlantiks formieren sich die Vereinten Nationen, die Aktien der New Yorker Börse verzeichnen einen historischen Sprung. Ein Tag voller Widersprüche und verwirrender Lebensgeschichten, an dem sich überall und unwiderruflich die Frage stellt: Wie soll man angemessen reagieren auf den Umsturz der Verhältnisse?

**»Alexander Kluge hat die faszinierende Chronik
des 30. April 1945 verfasst:
24 Stunden, die unvergesslich bleiben.«**

Frankfurter Allgemeine Zeitung

ISBN 978-3-518-46588-2



9 783518 465882

www.suhrkamp.de

Der 30. April 1945, ein Montag, «letzter ausgeübter Werktag des Deutschen Reiches». Es ist ein Tag voller Widersprüche und verwirrender Lebensgeschichten. In Berlins Mitte toben heftige Gefechte, die Rote Armee nimmt die Stadt in Besitz, Hitler erschießt sich. Scheinbare Idylle dagegen in der Schweiz. In San Francisco formieren sich die Vereinten Nationen. Alexander Kluge beschreibt in seinem Buch lokale und globale Verhältnisse. In diesen wahren und erfundenen Geschichten geht es um das Leben in einer kleinen, von amerikanischen Streitkräften schon besetzten Stadt, um den Takt der Haarschnitte, aber auch um Ereignisse rund um den Erdball. Die Frage, die sich überall und unwiderruflich stellt: Wie soll man auf den Umsturz der Verhältnisse angemessen reagieren?

Alexander Kluge, geboren 1932 in Halberstadt, ist Jurist, Autor und Filmemacher, aber: «Mein Hauptwerk sind meine Bücher.» Für sein Werk erhielt er viele Preise, darunter den Georg-Büchner-Preis und den Theodor-W.-Adorno-Preis.

Zuletzt sind von ihm erschienen: *Nachricht von ruhigen Momenten*. Zusammen mit Gerhard Richter (BS 1477), «*Wer ein Wort des Trostes spricht, ist ein Verräter*». *48 Geschichten für Fritz Bauer* (2013), *Das Bohren harter Bretter. 133 politische Geschichten* (st 4396).

Alexander Kluge
30. April 1945

*Der Tag, an dem Hitler sich erschoss
und die Westbindung der Deutschen begann*

Mit einem Gastbeitrag von
Reinhard Jirgl

Suhrkamp

Mitarbeit:
Thomas Combrink

Erste Auflage 2015
suhrkamp taschenbuch 4588
© Suhrkamp Verlag 2014
Suhrkamp Taschenbuch Verlag
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.
Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm
Umschlag: Hermann Michels und Regina Göllner
Printed in Germany
ISBN 978-3-518-46588-2



Abb. 1: EUROPA. Anselm Kiefer.

1

Ankunft am Endpunkt

«Galoppierende Morgenröte»	11
Tod in Verwirrung	11
Die Waffe der Nichtbeachtung	11
Der Weg nach Westen	12
Die gefährlichste Waffe des Zweiten Weltkriegs auf Transport weiter nach Westen	13
Was ist eine Kämpfernatur?	14
Letzte Erfolge, schon nicht mehr gewollt	17
Keine Sicherung von Eigentum bei Ansturm einer neuen Zeit	18
Wege des Geldes	19
Ein künftiges Vermögen	19
Wenigstens auf einen Blick	20
Auf gedachten Strassen	21
Unternehmung nach Art eines «Geländespiels», nur weil ein Benzinvorrat vorhanden war	22
Übungsflug aus Übermut	22
Nachbeben der Kriegszeit	23
Filmszene im Park	25
Ende einer Epoche	28
Bearbeitung der Beute	28
Von der Front überrannt	29
Ein Unglück unter Millionen	30
Kein Feind war nötig, um den Krieg zu beenden	30

Tödliche Begegnung zweier Zuständigkeiten	31
Ein antibolschewistisches Prag für einen Tag	32
Vieles, was liegengeblieben war, sollte noch erledigt werden	33
Erfahrungszuschuss aus der Alpenfestung für Frankreich	35
Die letzten Tage des «ewigen Frankreichs»	37
Ein provisorisches Leben	37
Die Bahnen östlich des Brenners arbeiteten auf Hochtouren	38
Drei russische Offensiven in den Ostalpen und donauaufwärts	38
«Man nennet aber diesen den Ister. Schön wohnt er»	40
Das Ende der Feindseligkeit, erlebt im Burgtheater Wien	41
Hotel im Niemandsland	42
Die «Schwarze Hand» von 1914 hätte gegen den Präsidenten der USA keine Chance	44
Himmelschreiende Entschlüsse in so kurzer Zeit	44
So viel Verschwendung war nie	46
Termindruck des Führers	46
Venus plus Mars im Quadrat zu Saturn: die Todeskonstellation	48
Hemmschwelle gegenüber gewaltsamer Tötung bei einem Steinzeitstamm	49
«Alle waren mit der Tötung einverstanden»	51
Wie wenig militärische Voraussagen ein Vierteljahr- hundert überstehen	53
Ankunft am Endpunkt	55
Auf Nebenpfaden	56
Er wünschte sich, nach Hause zu kommen	57
«Schuld, der älteste Marmor»	57
Verschränkung der spirituellen Welten mit den realen	58
Geisterhafte Himmelserscheinung über dem Brocken	58
Heiner Müller: Das Eiserne Kreuz	60
Der letzte Meteorologe von Pillau	63

Ich habe diesen Tag in einer Stadt nördlich des Harzgebirges erlebt. Mit 13 Jahren. Unsere Stadt ist seit dem 11. April von den Amerikanern besetzt. Vom Rest der Welt weiss ich zu diesem Zeitpunkt aus unmittelbarer Erfahrung nichts (was ich höre, was ich lese, wäre mittelbar). Niemand hat einen Überblick über das Ganze, sagt der Architekt Uri Bircher in Zürich. Er liest in der NZZ.

Es gibt ja dieses Ganze auch gar nicht, entgegnet ihm ein Arzt. Sie sitzen in einem Café. Der Zusammenbruch einer Grossorganisation wie Deutschland schafft Trümmerstücke. Und das sind nicht nur, fügt der Architekt hinzu, die Gebäude, Bahnen und Strassen, die zerstört sind, sondern im Seelensack eines jeden dortigen Menschen liegen Stücke unterschiedlicher Realitäten durcheinander. Ich stelle mir vor, sagt der Arzt, dass in den Enklaven, in denen die Organisation der Vorjahre existiert, also in Oslo, auf Rhodos, in Breslau, in den Festungen an der Atlantikküste oder in Prag, noch Flaggenhissungen stattfinden. Man kann sich eigentlich als Leser des Jahres 2014, sagt der Pädagoge Böhmler aus Bielefeld, in das, was man von den Zeitgenossen des 30. April 1943 weiss (oder zu wissen glaubt), schwer hineinversetzen. In den Kellern des umkämpften Berlin ist alles, was die Sinne aus füllt, so rabiat anders als das, was im bereits neuen Wirklichkeitszustand, unter der Herrschaft der Alliierten im Westen, stattfindet.

Trägheit: Im Kopfe eines Menschen noch die Schläger von 1939. Das Auge sieht das brutale Grau von Explosionen. Die Seele zieht sich zurück: Erwin Brinkmeier sah eine Gruppe von Rotarmisten am Werke, die Frauen vor sich her in einen Keller trieben. Obwohl er im Garten eine Panzerfaust vergraben hatte, rührten er und sein Gefährte, der Blockwart Fred Schüller, sich nicht aus ihrem Versteck.

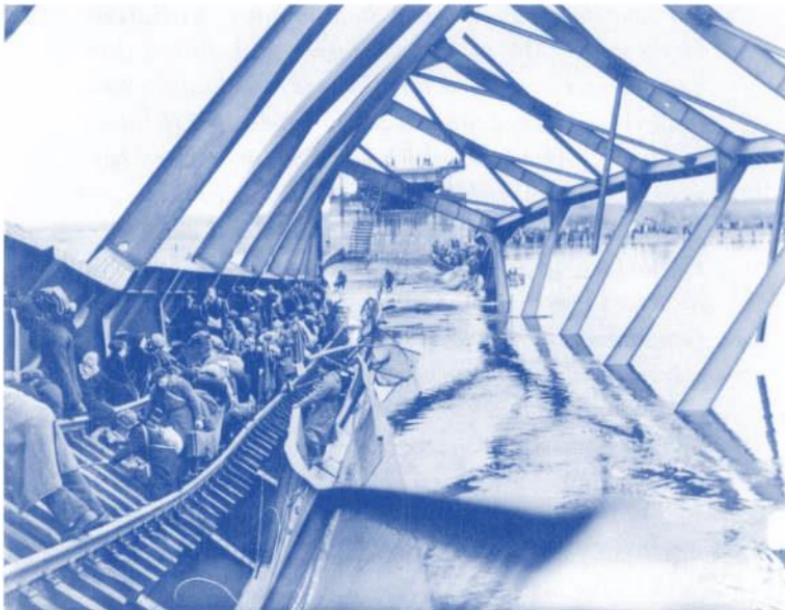


Abb. 2: Flüchtlinge klettern über die gesprengte Elbebrücke von Tangermünde, um das Westufer und damit die US-Amerikaner zu erreichen. Foto von Fred Ramage.

«Galoppierende Morgenröte»

Die Morgenröte übersprang die Reichshauptstadt, die unter einer tiefliegenden Wolkendecke lag, darunter grauer Gefechtsstaub und Brände. In den Trümmern und Strassen fand das Licht wenig Halt. Weit ausgreifend dagegen warf sich der Tag auf das Land westlich von Brandenburg bis zum Harz hin. Dort saugte eine Regenfront alle Macht des Morgens etwa an der Grenze Dingelstedt – Zilly rasch auf. Von Westen strebten über die Chausseen Versorgungskolonnen der US-Streitkräfte, welche die Panzereinheiten, die dort tatenlos verharrten, bis zum Frühstück zu erreichen suchten.

Tod in Verwirrung

Die Familie von Voss zog in den Wald. Sie wollte fliehen. Die Brücke, die über den Fluss nach Westen führte, schien unpassierbar. Von Anklam her näherten sich russische Truppen. Der Gutsherr entschloss sich zum Freitod. Er erschoss seine Frau, dann die Tochter. Die Gutssekretärin, die aus dem Ort hinzugelau- fen kam, tötete er auf deren Bitte hin. Dann erschoss er sich selbst. Die vier wurden im Wald begraben. Von Voss war kein Grossgrundbesitzer, sondern Bewirtschafter eines relativ kleinen Gutes. Die Russen hätten ihn einen Kula- ken genannt. In der Partei war er nicht. Es war nicht gesagt, dass die russischen Fronttruppen den Flüchtenden etwas zuleide getan hätten. Trotzdem dieser Tod. Von Voss hielt das Leben für beendet, glaubte, aus der Realität herausge- fallen zu sein.

Die Waffe der Nichtbeachtung

Nach eineinhalb Jahren immer noch siegestrunken, lag die KAMPFGRUPPE FRIEDRICH-WILHELM MÜLLER in ihren Quartieren auf der Insel Kreta.

Gebirgsjäger, Fallschirmjäger, Angehörige des «Regiments Brandenburg» (Geheimdienstler), Einheiten der 22. Infanteriedivision. Im November 1943 noch hatten sie die Briten, die auf der Insel Leros gelandet waren, zur Kapitulation gezwungen.

Nachdem die deutschen Truppen Athen und das nördliche Griechenland geräumt hatten, waren die Besatzungen der ägäischen Inseln und Kretas isoliert. Man sprach von ihnen als «einem bewaffneten Gefangenenlager». Aber tatsächlich, sagten sie sich, waren sie in der Lage, sich gegen jeden der örtlichen Gegner wirksam zu wehren.

Kritisch war die Ernährungslage, vor allem für die kretische Bevölkerung. Ein Schiff, gechartert vom Schweizerischen Roten Kreuz, brachte Lebensmittel und Medikamente nach Heraklion. Die Lieferung wurde von britischen Offizieren begleitet, die an Land und wieder auf das Schiff gelassen werden mussten und welche die ordnungsgemäße Verwendung der Vorräte für die Bevölkerung kontrollieren sollten. Als ob die deutsche Truppe sich an den Gütern vergreifen würde! Es lag Missachtung darin, wie die britischen Abgesandten im Umkreis der schwerbewaffneten Deutschen einherstolzierten. Es handelte sich hier um die letzte intakte Streitmacht der Achse im Süden. Erneut war sie zum Warten verurteilt. Nichts entnervt stärker, als vom Feind ignoriert zu werden. Zuletzt wünschten die deutschen Stäbe, dass jemand sie hier abholen würde. Am Montag, dem 30. April, funkten sie an die alliierten Hauptquartiere in Alexandria und Neapel mit der dringlichen Anfrage, was mit ihnen geschehen solle.

Der Weg nach Westen

Er galt als bester Stosstruppführer seiner Division. Er war Oberstudienleiter, einer der jüngsten des Reiches, Althilologe. Die Kenntnis der alten Sprachen hilft bei der Unterscheidung von Bäumen, Büschen, Bodenbeschaffenheit und Feind, die quasi grammatische Beziehungen dar-

stellen, wenn einer ungesehen durch das Gelände schleichen will. So fand er einen Nachen, als er von Osten zur Elbe gelangte. Unerkannt durchquerte er auf dem westlichen Ufer die Front und marschierte weiter nach Westen. So kam er bis zum Rhein. Dort ergab er sich einem rückwärtigen Posten der Amerikaner.

Durch seinen weiten Marsch hatte er sich verdächtig gemacht. War er ein Werwolf, der sich verspätet stellte? Die deutschen Soldaten waren in diesem Bereich des Landes schon vor Monaten als Gefangene vereinnahmt worden. Die Gefangenenlager sahen ihrer Auflösung entgegen. Die Beschreibung des Weges in den Westen, die er zu Protokoll gab, klang wenig wahrscheinlich. Er aber hatte erreicht, was er wollte: so weit von der Front zur Roten Armee hin entfernt zu sein, dass es für die Amerikaner unpraktisch gewesen wäre, ihn noch dorthin auszuliefern.

Die gefährlichste Waffe des Zweiten Weltkriegs auf Transport weiter nach Westen

Nächtlich an der Donau fuhren Lastkraftwagen an Flusskähne heran, die im Uferdickicht versteckt lagen. Fässer wurden auf die Kähne geladen. Die Fässer waren unbeschriftet. Die Kapitäne der sechs Flussfahrzeuge legten noch in der Dunkelheit Kilometer für Kilometer auf der Donau zurück, flussaufwärts. Sie sorgten für Abstand zum Ostfeind.

Erst Jahre später erfuhren die Beteiligten, dass sie das Nervengas Tabun dem Zugriff des Feindes auf dem Strom hatten entziehen sollen. Tagsüber sollten sie auf einem Nebenarm der Donau unter überhängenden Zweigen Schutz suchen. Noch vor Tag holte sie ein Motorboot ein mit dem Befehl, die Behälter wieder auszuladen auf Pionierprähme.

- Äusserst gefährlich.
- Dies war eine der Wunderwaffen, von denen so viel gesprochen wurde.

Das tückische Gas war den Alliierten nicht bekannt. Es wirkte auf die Nerven und konnte binnen Sekunden Millionen Menschen töten.

- Wenn man eine Methode gewusst hätte, es wirksam zu versprühen.
- Wie man es versprühen sollte, war nicht klar. Eine Zeitlang hiess es, Flugzeuge sollten das Gas über London absprühen, sozusagen mit umgebauten Rasensprengern. Man hätte die Bevölkerung dieser Grossstadt umbringen können.
- Und die Flugzeugbesatzung auch?
- Das Zeug ist gefährlich.
- Die wahrscheinlichste Kontamination entsteht bei einem Unfall, wenn das Gas transportiert wird.
- Schrecklich. Deshalb war ja das Herumtransportieren in der Nacht so gefährlich.
- Es ging darum, dass der Kampfstoff vom Feind nicht entdeckt würde, weil man gesagt hätte: So etwas wollen die Deutschen einsetzen. Also «bewegliche Flucht». Der Einfall, die Behälter in Lastkähnen auf der Donau und der Elbe zu verstauen, kam von Hitler selbst. Er war Mann des Ersten Weltkriegs. Gas war Chefsache.
- Gerade durch die Verschiebung der Vorräte potenzierte sich die Gefahr der Entdeckung.
- Vom Führer so angeordnet. Noch immer empfand er ein geheimes Grauen bei der Erwähnung von Gas.
- Es war aber kein Gas im Sinne des Ersten Weltkriegs, sondern neues Teufelszeug.

Was ist eine Kämpfernatur?

Es war im Jahr 1958. Autofahren in der Nacht entspannte meinen Dienstherrn Hellmut Becker. Die von den Autoscheinwerfern angeleuchteten Bäume, welche die Landstrasse begrenzten, in ihrem Rhythmus, die Aussicht auf die Heimkehr in das Haus in Kressbronn schläfer-

ten ihn ein. Ich bemerkte das daran, dass er, ehe er wirklich ins Träumen geriet, am Steuer riss und die Position des Fahrzeugs zur Strassenmitte jeweils gerade noch korrigierte. Er «spielte» mit dem Risiko. Generell fuhr er mit Fernlicht in der Erwartung, dass entgegenkommende Fahrzeuge dadurch geblendet wären, ihrerseits Fernlicht einschalteten und so ihn, auch im nur halbawachen Zustand, warnen würden. Die Fahrweise war nicht ungefährlich.

In solcher Stimmung, welche die Anspannung des Tages absenkte (wir hatten an unterschiedlichen Orten von Frankfurt bis Ulm acht Besprechungen durchgeführt), rieb er sich gern an meiner Naivität, die er festzustellen geglaubt hatte, wenn ich ihm Szenen aus Geschichten beschrieb, an denen ich arbeitete. In einer davon ging es um die Reaktionen eines Generals im Zweiten Weltkrieg, die ich für leichtfertig hielt und der Stellung eines solchen Offiziers für nicht angemessen, weil sie Dritte ins Unglück stürzten.

- Und darüber wundern Sie sich?
- Ich hätte etwas anderes erwartet.
- Wie stellen Sie sich so einen General vor?

Ich stockte. Ausser einem höheren Offizier, der zur Familie gehörte und den ich nicht für charakteristisch hielt, hatte ich meine Eindrücke vom Hörensagen aus der Kinderzeit; auch aus Büchern, sogenannten Kriegsheften und aus den Erzählungen Erwachsener, die sich für im Zweiten Weltkrieg bereits vergangene Kriege interessierten und von historischen Befehlshabern sprachen: negativ über Offiziere während des preussischen Zusammenbruchs nach Jena und Auerstedt, positiv über Offiziere im Siebenjährigen Krieg. Auch hatte ich Husaren und Panduren im Auge, von denen einige zu Kommandanten aufgestiegen waren.

Sie kennen doch Döhner, Schuricke und Heckel, bohrte Hellmut Becker weiter. Es handelte sich um höhere Beamte der Schulaufsicht in Hessen, die wir beide kannten. Oder Dr. Schliephake und Direktor Rothe, fuhr Becker fort. Die vertraten die Ideologie des Deutschen Philologenver-

bandes, galten als konservativ und bürokratische Neinsager gegenüber Bildungsreformen. Die Lehrer im Umkreis der Waldorfschule Stuttgart dagegen, meinte Becker, seien als Generale undenkbar. Gerade sie aber waren (in meinen Augen) «selbstbewusst», «entschlossen», «verantwortungsbewusst» und «eher kühn», also Helden an der pädagogischen Front.

- Sie müssen sich einen Oberst wie einen Gymnasialdirektor in der Staatsschule und einen kommandierenden General wie einen Ministerialdirektor vorstellen.
- Das sind doch Beamte.
- Berufsoffiziere sind Beamte.

Becker zog mich auf, weil er wohl annahm, dass ich Offiziere des Zweiten Weltkriegs nicht für Beamte hielt. Eine Heeresgruppe sieht aus und amtiert wie ein Ministerium, sagte er. Schlieffen war Archivrät in der historischen Abteilung des preussischen Generalstabs, ehe er zum Kriegsplaner wurde. Becker schoss sich auf meine Unkenntnis ein. Ein weiterer Vorgriff auf den verdienten Nachtschlaf, dem wir uns Kilometer für Kilometer, die wir durch die Nacht zurücklegten, näherten.

Er hatte viel beobachtet. Im Gegensatz zu mir, dessen Eindrücke sich auf die Augen anderer stützten, hatte er alle Phasen des Dritten Reiches im Status eines «Mannes ohne Eigenschaften» erlebt. Die Sorge seiner Mutter, einer Dame aus dem augsburgischen Patriziat, Leiterin der Zukünfte ihrer Kinder, bestand darin, dass er sich überhaupt nicht für irgendeine Existenz, einen Beruf, eine Bindung, eine Entschlossenheit im Umfeld seiner damaligen Gegenwart engagieren wollte und sich sozusagen am Rande der Zeit als Beobachter bewegte. Nach dem Krieg schien er durch die Umstände stärker in Lebenswirklichkeit verstrickt. Die Mutter blieb misstrauisch. Als er dann über Frau, Kinder und eine Anwaltspraxis verfügte, war sie sich immer noch unsicher, ob er dieses Leben nicht nur provisorisch führte. Ein Mensch, der sich auf Wahrneh-

mung konzentriert, verfügt über eine dichte Erfahrung, er ist UNABHÄNGIG. Tatsächlich erschien mir Hellmut Becker nicht als bindungsunfähig, sondern als bindungsunwillig, als warte er auf die Ankunft einer noch anderen Realität, die ihm ein höheres Mass an Respekt abfordern würde.

Seine Mutter war ständisch orientiert. Die Augsburger Patrizierin war ausersehen, der alten, flämischen Familie ihres Mannes einen Schuss Vitalität und praktischen Sinn zu implantieren. Ihrem Sohn hatte sie, so mein Eindruck, widersprüchliche Impulse mitgegeben: ein hohes Mass an Ehrgeiz (der sich auf den Sohn dann wegen der zweiten Art der Signale nicht übertrug) und ein Quantum Hochmut. So hatten die Begriffe Lehrer, Gymnasialdirektor oder Beamter in der Diktion dieser Mutter einen mokanten Beiklang. Wie hätte sie einen begeisterungsfähigen Typus charakterisiert? Ich vermute, dass Becker von einem Typus, dessen Haltung er respektieren könnte, nicht sprechen würde, um ein solches Bild nicht zu beschädigen. In der müden Verfassung am Steuer, kurvenreicher Weg, die Scheinwerfer ziselierten jede Wendung der Strasse, hätte er auf eine Rückfrage, soweit kannte ich ihn, nicht geantwortet. Was eine Kämpfernatur oder ein Held ist, darüber kann man nicht sprechen, ohne das Bild davon zu verscheuchen.

Letzte Erfolge, schon nicht mehr gewollt

Um den Abfluss von Truppen und Flüchtlingstrecks aus der MECKLENBURGER FALLE nach Schleswig-Holstein zu sichern, wurde unter Zusammenfassung aller noch intakten Kräfte der Panzerverband «Clausewitz» aufgestellt. Aufgabe: Aus der Lüneburger Heide über Braunschweig Vorstoss bis zur Elm (Höhengelände im Vorharz), so die Verbindung zu den im Harzgebirge eingeschlossenen Kräften aufnehmen (deren Einsatz auch nach Osten auf Berlin und nach Süden über Thüringen hinaus nach Bayern, jeweils von anderen Befehlsstellen, gewünscht wurde).

Auf diese Weise sollten der offene Schlauch im Norden gesichert und der Gegner, sozusagen im theoretischen Sinn, so weit nochmals erschreckt werden, dass dies der Serie der beabsichtigten hinhaltenden Kapitulationen bis zur Endkapitulation zugute käme. Dieser letzte schlagkräftige Verband des Nordens verfügte über mehr als 100 Panzer.

Die stärkste Kampfgruppe dieser Einheit wurde von der Panzerschiessschule Putlos gestellt. Major von Bennigsen, verheiratet mit der Tochter des englischen Autors John Knittel, hatte seine Frau und die Kinder in die Schweiz gebracht und bisher mit Geschick vermieden, gegen angelsächsische Truppen zu kämpfen. Er und seine Schiesslehrer trafen mit jedem Schuss. Die von ihnen in die Ausbildung eingeführte und den jüngsten Panzerfahrern beigebrachte Angriffstaktik aus schräger, kurzer Entfernung war neu und hätte Folgen gehabt, wäre sie 1943 bereits üblich gewesen. Die Panzer, darunter Tiger-Panzer VI und Hetzer-Jagdpanzer, besaßen modernste Zieloptik. So fuhr die gepanzerte Kolonne durch den Ort Fallersleben. In drei der Panzer war das neue Infrarotnachtsichtgerät eingebaut. Bennigsen, der keineswegs gern davon Gebrauch machte, sich aber dazu verpflichtet fühlte, schoss nichtsahnende gegnerische Panzer auf 200 Metern ab, deren Nachbarfahrzeuge immer noch rätselten, woher die Schüsse kamen.

Keine Sicherung von Eigentum bei Ansturm einer neuen Zeit

Als ich mein Haus verliess, in der Erwartung, dass ich es nie wieder betreten würde – vielleicht erreichte ich ja noch den Grenzfluss, bis zu dem die amerikanischen Vorhutten dem Gerücht nach vorgestossen sein sollten –, überlegte ich, ob ich die Haustür abschliessen oder offenlassen sollte. Auf der Chaussee, die von der Höhe des Ortes einige Kilometer weit einzusehen war, rückten Einheiten der Roten Armee auf uns zu. Ich beeilte mich. Es war ebenso sinnlos, das Haus abzuschliessen, wie auch, es unverschlossen zu lassen.

Ich habe das Haus nie wiedergesehen. Als wir nach der Wende nach ihm suchten, war es durch ein anderes Gebäude ersetzt.

Wege des Geldes

Wie auf einer Insel amtierte in der Stadt Schneidemühl, weit hinter den Fronten der Roten Armee, noch eine Telefonvermittlung und, örtlich davon getrennt, in einem Nebengebäude des Geldhauses ein Referent der Deutschen Bank. So wurden vom Konto einer Holzgrosshandlung 300'000 Reichsmark telegraphisch nach Minden transferiert, das bereits britisch besetzt war, und auf dem Konto des Bruders des Kontoinhabers, der ebenfalls Holzgrosshändler war, gutgeschrieben. Das Kapital floss ungegenständlich, und ohne Waffenwirkung durchquerte es elektrisch sieben militärische Machtzonen (da weit vorgestossene sowjetische Kolonnen mit Widerstandsnestern deutscher Truppen und mit alliierten Gruppierungen abwechselten) über Drähte, die noch aus der Friedenszeit an Eisenbahntrassen entlangführten.

Ein künftiges Vermögen

Schon auf der Westseite der Elbe angelangt, wurde ein Mann, der zwei Koffer trug, von den GIs aufgehalten, die den Übergang der Flüchtenden regelten. Die Amerikaner verdächtigten den Zivilisten, ein verkleideter deutscher Offizier zu sein. Beide Koffer, die sie sich öffnen liessen, waren gefüllt mit Aktien (Siemens, Deutsche Bank, AEG, I.G. Farben). Sie seien nicht das Papier wert, auf dem sie gedruckt wären, interpretierte der deutsche Dolmetscher die Antwort des Zivilisten auf die Fragen der US-Wache. So liessen die GIs diesen «Narren mit den papiergefüllten Koffern» auf der Strasse nach Westen weiterziehen. Die Papiere lagen enggepresst aufeinander und waren mit Klammern zusammengehalten.

Wenigstens auf einen Blick

In Richtung Gröningen, Oschersleben und weiter bis Magdeburg waren amerikanische Kolonnen vorgedrungen. Die alte Frau verliess am 12. April ihren Hof in Langenstein, nachdem sie die Kühe versorgt hatte, und fuhr mit ihrem Fahrrad in Richtung Ballenstedt. Eigentlich wollte sie ihren Enkel aus der Napola herausholen und mit nach Hause nehmen.

Die Chance, in der Napola ausgebildet zu werden, hatte sie noch vor drei Jahren positiv gesehen. Sie hatte es gebilligt, dass Bauernkinder aus der Volksschule für das Gymnasium ausgewählt und von dort an die Napola versetzt wurden. Das hätte für einen Bauernsohn eine gute Laufbahn ergeben. Jetzt aber schien ihr eine solche «Auslese» gefährlich. Sie konnte es auch nicht aushalten, dass zwischen ihrem Enkel (dem einzigen, was ihr geblieben war, nachdem dessen Vater gefallen war und die Mutter den Hof verlassen hatte) und ihr eine Front feindlicher Soldaten liegen sollte. Den Enkel wollte sie nicht verlieren.

Sie stellte sich vor, wie sie auf ihn zutreten und ihn anreden würde. Er steht, nahm sie an, zusammen mit seinen Kameraden. Sie geht auf ihn zu und fordert ihn auf, mit ihr zu kommen. Dabei sah sie sofort ein, dass ein solcher Versuch auf etwas Unmögliches hinauslaufen würde. Eine alte Frau kann nicht einen Jungen, der mit seinen Kameraden dasteht, nach Hause holen, ihr Enkel war kein Muttersöhnchen. Innerlich zögerte sie, während sie auf ihrem Weg voranfuhr.

In Ballenstedt umstrich sie das Gebäude, das auf einer Anhöhe lag. Schon war sie vorgedrungen bis zum Vorzimmer der Schulleitung. Was sollte sie dort sagen? Vom Pförtner hörte sie, dass die Klasse, zu der ihr Enkel gehörte, in einem hochgelegenen Waldgelände übte. Dort erschien sie, das Fahrrad schiebend, den Rucksack auf die schmalen Schultern gehalfert, und beobachtete an einem Waldrand die Schlange bewaffneter Jungs. So wie sie ihren Beobachtungspunkt gewählt hatte, war sie von der Gruppe nicht zu erkennen. Jetzt hatte sie ihren Jungen wenigstens gesehen.

Spätnachts fuhr sie wieder in den Hof ein. Zweimal hatte sie die Front durchquert.

Auf gedachten Strassen

Eine Kolonne von Militärlastwagen, beladen mit Packen von vervielfältigten Planunterlagen, die Verteidigung des Reichs im Westen betreffend, fuhr auf einer Landstrasse der Uckermark in Richtung Elbe. Die Papiere waren gestempelt als «Streng geheim! Nur durch Offizier zu übermitteln!». Sie wurden von Unteroffiziersdienstgraden durch das Land gefahren. Sie enthielten die erst kürzlich freigegebene Auswertung eines Kriegsplans von 1924, in welchem der damalige Chef des Truppenamtes von Stülpnagel eine Verteidigung des Geländes vom Rhein über die Weser bis zur Mitte des Deutschen Reiches für jedes Flüsschen, jede Brücke, jeden Hügel und die Mehrzahl der Ortschaften manöverbässig, bezogen auf die geringen Streitkräfte des 100'000-Mann-Heeres, geplant und dargestellt hatte. Das wäre noch im Januar für die aktuelle Westverteidigung ein wertvoller Beitrag gewesen.

Die jetzt noch, im Jahre 1945, verfügbaren Einheiten waren moderner bewaffnet und auch zahlenstärker als die in der Planvorlage angenommenen Truppen. Sie waren allerdings (bis auf einige erfahrene Russlandkämpfer) weniger ausgebildet und kaum motiviert; gerade, dass die Truppe entschlossen war, zusammenzubleiben, weil die Soldaten sich als einzelne vor dem Ende mehr fürchteten als in der Gruppe. Zudem war das Gelände, das verteidigt werden sollte, weitgehend schon im Besitz des Westfeindes. So kam auch dieser ideelle Nachschub zu spät. Seit Herbst 1944 fehlten für jede Aktion, die der Generalstab ins Auge fasste, 12 bis 24 Wochen zur Realisierung. Die Planungen bewegten sich in einem Raum mit negativer Zeit, aus dem weder die Führung noch die Verteidiger herausfanden. Die Lastwagen mit ihrer Ladung, die noch am Abend bei einigen verstreuten Stäben gegen Quittung abgeliefert wurde, fuhren gewissermassen neben den Realitäten, auf «gedachten Strassen»,

während doch die Räder der Fahrzeuge sich noch auf wirklichen, aus Napoleons Zeit stammenden Chausseen abnutzten. Benzin war exzessiv knapp.

Unternehmung nach Art eines «Geländespiels», nur weil ein Benzinvorrat vorhanden war

Da im Südharz noch ein aus Ungarn beliefertes Betriebsstofflager zur Verfügung stand, weil es bis dahin durch die Dringlichkeitsstufe des unterirdischen Rüstungshöhlenprojektes MITTELBAU-DORA vor dem Zugriff der Wehrmacht geschützt worden war, fanden sich Sturmgeschütze und einige tschechische Beutepanzer von 1938, die in einem Schuppen standen, für einen elegant geführten Flankenvorstoss zusammen, der eine US-Nachschubeinheit auf kurze Zeit erschreckte. Die Aktion hätte in einem Manöver der Reichswehr von 1934 Lob geerntet und machte den Beteiligten auch jetzt eine letzte Freude. Sie gerieten dann, weil niemand hätte sagen können, welchem Zweck diese kriegerische Übung diene, und die deshalb auch kein Mass für ihr Ende hatte, in den Hinterhalt einer US-Panzerdivision und wurden von deren Artilleriefeuer zusammengeschossen.

Übungsflug aus Übermut

In der Nacht zum 1. Mai 1945 flog ein britisches Ausbildungsgeschwader den Rhein hinauf bis Mainz. Die jungen Piloten, die zunächst für den Einsatz über dem Reich, jetzt aber schon für Kampfhandlungen im Pazifik auszubilden waren und die schweren Maschinen bereits einermassen zu fliegen verstanden, übten den Nachtflug und die Orientierung im Luftraum nach Radar. Wie zu Zeiten, in denen nach Sicht geflogen werden musste (das war die Welt ihres Ausbilders), lag der Umkehrpunkt für diesen Übungsflug, der vom Gegner bereits nicht mehr zur

Kenntnis genommen wurde, bei Mainz, da der Rhein dort einen markanten Bogen bildet. Dieser diente bei den Nachtflügen auf Sicht, die mittlerweile Legende waren, durch das Glitzern der Rheinfluten im Mondlicht als fester Orientierungspunkt. Fast gewohnheitsmässig suchten Geschwader, die sich in der weiten Nacht verirrt hatten, dieses Rheinknie und warfen ihre Bomben auf Mainz, das stets am Rande des grossen Flusses im Dunkel zu vermuten war, dann aber aufflammte und nach der langgezogenen Wende des fliegenden Verbandes von den Beobachtern im Heck gut zu sehen war. Ein Überfluss an Orientierung nach jedem Irrflug.

Der Übungsflug jetzt war für den Kommandeur eine Art «Abschied vom Feind». Er gedachte mit dieser Art von Parade der abgeschossenen Kameraden. Der Lehreinsatz selbst entsprach keiner Situation, in welche die Besatzungen künftig jemals geraten würden. Die Bomber trugen auch keine Bombenlast. Hätte es einen Unfall oder Verluste gegeben, wäre der Einsatz den vorgesetzten Kommandos schwer zu erklären gewesen. Es war ein Ausflug aus Luxusgründen, nur deshalb unternommen, weil die Befehlshaber, die Piloten und die Maschinen so etwas konnten.

Nachbeben der Kriegszeit

Drei grosse Hotels flankieren den Bahnhofsvorplatz der Landeshauptstadt. Das mittlere hiess noch im Kriege Bahnhofshotel und wurde erst später nach dem Namen der Besitzerfamilie umbenannt, die es von Mitte der fünfziger Jahre an bis 2008 führte. Besucher von der Peripherie des Landes, die in der Hauptstadt etwas zu erledigen haben, versorgen das Hotel mit Kundschaft. Auch geht es um Treffen aus Liebesgründen zwischen in Eile ausserehelich Verbundenen, die fern voneinander zu Hause sind. Der Vorteil heisst Bahnhofsnähe. Aus dem Zug fällt ein Mensch in eines der Betten. Im Krieg wurde das Zentrum dieser Landeshauptstadt nachhaltig demoliert. Von dem mittleren Hotel (auch nach 2008 in Familienbesitz, eine gutfunktionierende Gästeunterbringungsmaschine,

aber durch keine Konzernzentrale «modernisiert») waren 1945 ^{nur} zwei untere Stockwerke und die Fassade erhalten. Aus Privatmitteln wurde dann das Gebäude wiederaufgebaut und mit Vorhandenem eingerichtet. Die Beben der Kriegszeit sind noch im Interieur, an den geologischen Verwerfungen der Einrichtung, zu erkennen. Es herrscht eine STÖRUNG, die nach Eingewöhnung als «gemütlich» empfunden werden kann. Die Dinge werden durch den Gast zusammengerückt, gehorchen so seinem Geist. Vom Fenster aus ist der Seitenflügel des Hotels zu sehen. Fensteröffnungen dort sind zugemauert. An der Tapetenwand innen wäre dies nicht zu sehen. Sie ist lediglich unförmig grossflächiger als die gegenüberliegenden Wände. In jedem der Zimmer ist zu einer späteren Zeit ein Holzgestell eingefügt worden, das eine Bar, eine Kleideraufhängung und eine Abstellfläche umfasst. Eine zweite Tischlerarbeit hat die wilde und kahle Wand, die auch hier auf ein zugemauertes Fenster schliessen lässt, «aufgefrischt». Eine Leuchte ist in die Installation eingebaut. Neuerdings wurde ein 16:9-Monitor mit einem Scharnier an der Oberkante der Holzarbeit befestigt.

Neben der Tür aus dem Spanholz der fünfziger Jahre, die beim Öffnen klemmt und daher nur mit einem Ruck zum Inneren des Raumes hin aufgemacht werden kann, ist ein schmaler Spiegel mit breitem goldsilbernen Rahmen angebracht. Die Spiegelung erweitert den Raumeindruck des engen Zimmers um einen Schlitz. Das Bad zeigt eine dunkelviolette Tapete mit grossen, blumenartigen Strukturen aus einer Gestaltungsperiode, die zurückliegt und sonst in der Stadt nicht mehr üblich ist. Über der modernen Keramik des Waschbeckens ein ‚antiker‘ Spiegel mit breitem Goldrahmen, der bereits vor Kriegsausbruch zur Einrichtung gehörte (hat also die Bombardements überlebt). Wertvoll war er nie, aber er weist auf Werte hin (unnötig für den Waschplatz), die es in Schlössern tatsächlich gibt. Aus einem der Salons oder Eingangshallen des ehemaligen Bahnhofshotels ist er bis in dieses Bad gewandert. Die Bettdecken aus hälftig Polyester und hälftig Baumwolle an Ober-

und Unterseite sowie 100 Prozent Polyester in der Füllung entsprechen einem Bedürfnis der Aufbaujahre nach 1950. Die chemische Grossindustrie, die das Gelände zwischen der Landeshauptstadt und grossen Nachbarmetropolen früher ausfüllte, versorgte damals weite Bereiche des Landes mit dieser Art billiger und kuscheliger Decken.

Gäste und Personal zahlreicher Jahre haben die WEGE DER GEMÜTLICHKEIT in diese inkongruente Ansammlung von Mobiliar und Räumen geebnet. In der Fahrstuhlkabine, deren Schacht für lange Jahre nach der Bombardierung eine leere Höhle bildete und dann durch den Einbau einer gebrauchten Liftanlage seine Funktion erneuerte, ist ein Bild mit einem Spruch aufgehängt, das die ursprüngliche Besitzerfamilie im Jahre 1926 erwarb: «Gib jedem Tag die Chance, der schönste deines Lebens zu werden. Mark Twain».

Die Schübe des Wiederaufbaus und die Unglücksgeschichte der Zerstörung der Stadt haben die Innenausstattung durcheinandergebracht. Die Mischung aus schäbig und kostbar gibt es auch in Pariser Hotels. Sie sind dort jedoch aus einem Guss. Dass die Gegenstände eines Hotels nicht zueinander passen, als seien sie durch eine Erderschütterung dorthin gerückt, wo sie stehen, gibt es nur in bombardierten Städten und in ehemals bürgerlichen Häusern oder Schlössern, die in der DDR vor 1989 von Organisationen der Werktätigen genutzt wurden.

Filmszene im Park

Wir laufen durch den Park. Wollen Sie durch? Dann gehen Sie bitte schnell hier lang. Die Absperrung gilt einer Filmszene, deren Aufnahme von jungen Helfern abgesichert wird. Schienen sind gelegt. Bitte, Sie können hier durchgehen! Die Mitarbeiter der Filmcrew sind angehalten, den «öffentlichen Verkehr» im Park nicht zu behindern.

Sehe ich einen nächtlichen Wald, denke ich nicht an Räuber, sondern an

Vergewaltigungen im Jahr 1945, von denen erzählt wurde. Es hilft nichts, dass ich weiss, wir befinden uns in unserer Gegenwart und nicht in jenen Tagen. Die Anstalten, die vor der Kamera getroffen wurden, «Wald» zu imitieren, blieben mir unheimlich.

Als wir auf der nächsten Runde, einige Zeit später, wieder vorbeikommen, sind Fünf-Kilowatt-Scheinwerfer auf die Bäume gerichtet. Dadurch entsteht eine gewisse Tiefe des Eindrucks, die jetzt «Wald in der Nacht» bedeutet und nicht «Park». Es ist 9 Uhr abends. Eine Darstellerin, die über rotem Anorak einen Rucksack trägt, wartet auf ihren Einsatz. Eine Regenmaschine ist durch Feuerwehrschräuche mit grossen Fässern, die im Dickicht stehen, verbunden und wird, sobald der Aufnahmeleiter es ansagt, «dichten Regen» erzeugen. Und im Umkreis von sechs Quadratmetern muss der Kameramann, der im Sitz auf seiner Lore die Schienenfahrt regiert, die Quadrierung seines Bildes auf diesen Regen hin ausrichten. «Bitte!» Der Kamerawagen fährt an. Die Darstellerin stakt in eiligem Schritt auf die Kamera zu und bleibt (was schwer zu spielen ist und genau nach Anweisung erfolgt, ein geklebtes Band auf dem Boden markiert die Stelle, an der sie innhalten soll) «mit entsetztem Blick stehen».

Die Dunkelheit verdichtete sich. So kamen die Scheinwerfer, die im Rücken der Kamera aufgestellt waren und wohl zur Vorbereitung der folgenden Szene gehörten, jetzt stärker zur Geltung. Sie beleuchteten die Spitzen der Bäume, die gegenüber dem Dunkel in einem hellen Grün erschienen, das entfernt dem Licht auf jungen Bäumen an einem Maienitag ähnelte, hier aber, statt vom Himmel oben, von unten die Stämme und Blätter erfasste. Die Kontraste zum Schwarz der übrigen Parkbäume würden im Film später den Eindruck des Waldes entstehen lassen, eines Waldes, den es nirgends auf der Welt gibt. Das aber entsprach im vorliegenden Fall nicht der Absicht des Aufnahmeteams und wäre als «seltsame Wirkung» dem künftigen Zuschauer nur dann aufgefallen, wenn man das Bild ungekürzt und ohne Handlung gezeigt hätte, nicht als Folie für die im Drehbuch vorbereitete realistische Szene, welche die Handlung vorantrieb.

Inzwischen hatten wir, meine Schwester und ich, weitere Runden im Park absolviert. Wir stellten uns neugierig neben das Skript und sahen, dass die Szene des «heranlaufenden und plötzlich erschreckt innehaltenen Mädchens, das einen Rucksack trägt auf rotem Anorak» inzwischen sechzehnmal gedreht worden war. Die Klappe für Take 17 wurde präpariert. Der Regisseur, welcher vor seinem Monitor sass und weder den «Wald» noch die interessante Regenmaschine, noch sonst etwas ausserhalb der Bildbegrenzung sah, war ungeduldig und unzufrieden. Er beobachtete die Szene, schien mir, mit den Augen der Schnittmeisterin, die auf dem Monitor des Studios, also acht bis zwölf Wochen später, die Bilder verwalten würde. Er glaubte, eine kleine Unstimmigkeit bei der Ausfüllung des Bildes mit «Regenguss» zu bemerken. Er deutete auf die linke obere Seite des Bildes, wo die Wasserdichte (das sah er bei Wiederholung des Bildes) dünn zu werden schien. Der Aufnahmeleiter, der für diese Regenmaschine zuständig war, machte sich auf den Weg. Der Techniker, welcher den Regen herstellte, war ein Fachmann. Vielleicht hätte es sich gelohnt, mit ihm vierzehn Variationen für «Regen mit Orchester» zu entwickeln (als unterhaltende Pause im Vollzug des Kriminalgeschehens). Wenig vom Kompetenzpotential des Regenmachers gelangte, so wie hier gefilmt wurde, auf den Bildträger. Inzwischen lief auch die Darstellerin nicht mehr «behende» wie noch anfangs. Ihr Auftritt schien ausgeleiert. Auch war ihr Blick nach Klappe 22 routiniert geworden, so dass der Ausdruck ihres Gesichts in der Grossaufnahme (durch die Kamera, die auf dem Schienenwagen diesem Gesicht entgegenfuhr, exakt registriert) auch als das einer jungen Gastwirtin, die den Gast wegen einer ungewöhnlichen Bestellung überrascht anblickt, gedeutet werden konnte.

Wir umrundeten das Geschehen auf dem Parkweg noch zwölfmal, ohne dass sich die Serie der Wiederholungen nennenswert verändert hätte. Erst spät in der Nacht verliess der Konvoi der Beleuchtungs- und Kamerafahrzeuge das Gelände. Noch in der folgenden Nacht war der Platz, auf dem die Regenmaschine ihre Ladungen hatte niedergehen lassen, als eine auf sechs Quadratmeter begrenzte Schlammwüste, ein Parktrüm-

mer, gekennzeichnet (Mikrobild einer zerstörten Stadt). In einem Monat etwa wird diese Bodenfläche wieder zum Park werden. Das Kollektiv von Erde und Bewuchs, 200 Jahre alt, ist zählebig. Der «Heilungsprozess eines Stücks Boden nach technischem Eingriff» wäre als Motiv wert, auf einem Bildträger festgehalten zu werden. Die Aufnahme erfordert Geduld und ein sicheres Gefühl für Timing, also eine Übersetzung des langdauernden Vorgangs in eine «Momentaufnahme vor Publikum». Vielleicht auch ein Bestechungsgeschenk für den Zuschauer in Form eines interessanten Geräuschs oder einer tröstenden Musik, denn das Anschauen eines solchen Films kostet den Zuschauer Energie, weil er sein an Programmen geschultes Interesse umlenken muss auf einen Vorgang, der ihm erst nach der Besichtigung einen Genuss bereitet, von dem er nichts weiss, wenn er anfängt, den Bildträger zu betrachten. Besser, man bietet ihm (als vertrauensbildende Massnahme) einen kurzen Vorfilm an, der seine Toleranz gewinnt.

Ende einer Epoche

In Graz fuhr in den Tagen, in denen die Stadt auf den Einmarsch der Russen wartete (Anfang April), ein einziger Strassenbahnwagen im Kreis um die Innenstadt. Fahrgeld wurde nicht mehr erhoben. Ich beobachtete, schreibt ein Oberfeldarzt, einen älteren Offizier, der in diese Bahn einstieg, und erkannte den Feldmarschall List, der vor vier Jahren den Griechenlandfeldzug befehligt hatte. Dass dieser Mann ohne Gefolge die unentgeltliche Strassenbahn benutzte, so der Arzt, signalisierte mir das Ende der Epoche.

Bearbeitung der Beute

In Deutschlands Norden. Mit kundiger Hand (er war Schlosser von Beruf) zerbrach der britische Sergeant den Marschallstab seines Gefange-

nen, der sich vor ihm als Respektsperson aufzuführen versuchte, was der junge Brite aber nicht duldete. Dieser Fachmann polkte die Goldleisten, die oben und unten die Zierde des Stabes bildeten, aus ihren Befestigungen heraus und steckte die Beute in seine Taschen. Dann wandte er seine Aufmerksamkeit den im Stock eingelassenen Diamanten zu. Den Ledermantel dieses Befehlshabers, der jetzt energisch etwas zu essen verlangte, konnte der siegreiche Unteroffizier nicht gebrauchen, weil er ihm zu weit war; dennoch legte er den Mantel zunächst in der Hoffnung beiseite, dass ihm noch ein guter Gedanke käme für dessen künftige Verwendung. Für die Ablieferung des hochrangigen Gefangenen bei seinen Vorgesetzten erwartete er keine Belohnung. Den entsetzten Deutschen liess er unbewacht im Hause zurück.

Es geschieht dem eitlen Wicht recht, so empfand es der Londoner Unteroffizier, der in dem Jargon der Londoner Docks, in dem er sprach, auch dachte, «wenn man ihn nicht einmal für fähig hält, zu entfliehen». Der Feldmarschall war nicht mehr wichtig. Das sollte die Behandlungsweise ausdrücken, die der Sergeant sich ausgedacht hatte. Diese Nichtachtung erschütterte den durch seine geflochtenen und besternten Schulterstücke ausgezeichneten Nationalsozialisten noch mehr als die Niederlage seines Landes, an die er sich langsam gewöhnte.

Von der Front überrannt

Die Akten des Generalstabs des Heeres, das Gedächtnis der Armee, lagen in dessen Amtssitz in Zossen, südlich von Berlin. Marschall Konews Truppen hatten sich über diesen Ort hinwegbewegt und waren, ohne eine Wache zu hinterlassen, weitergezogen in Richtung der Hauptstadt. Einer der Archivräte war von den Stäben, die nach Süddeutschland ausgewichen waren, in diesem Amt zurückgelassen worden, weil er sich momentan nicht hatte entscheiden können, sein gewohntes Arbeitsfeld zu verlassen, auch war er Invalide. Es war jemand nötig, der sich um die

alten Bestände kümmern würde: sie löschen, wenn sie Feuer fingen, aber ebenso vernichten, wenn sie dem Feind nicht in die Hände fallen sollten. Er hatte jetzt viel Zeit. Aussichtslos, noch zu Fuss zu entkommen. Wohin auch? Andererseits auch anhänglich an die Schätze von Urkunden. Alle Kriegspläne von 1881 bis 1943 waren hier niedergelegt. Seinerzeit wurden die Akten noch mit Kordeln verschnürt. All das lag geschichtet in Regalen in den Kellern und zu ebener Erde.

Ein Unglück unter Millionen

Als der Treck unter Feuer geriet, hatte eine Mutter ihre drei Kinder unter Führung der Ältesten, einer Achtjährigen, in Richtung Wald losgeschickt. Sie sollten bis zu einem Holzstoss laufen, den sie am Vortag passiert hatten, und auf die Mutter warten. Die Kinder fanden die richtige Stelle nicht und wanderten von Holzstoss zu Holzstoss durch den Wald. Bald hatten sie sich verirrt, zogen weiterhin in die Richtung, von der sie annahmen, dass sie nach Hause führen würde, zum Heimatort, von dem aus sie aufgebrochen waren. Die Mutter suchte sie vergeblich an dem verabredeten Treffpunkt und dann weiter in grossen Kreisen. Den Anschluss an den Treck hatte sie schon verloren. Sie fand, so weit sie lief, keine Spur der Kinder. Auch nach dem Krieg blieben die Forschungen der Mutter vergeblich. Wohin waren die Kinder gelaufen? Waren sie verhungert? Waren sie irgendwem zugelaufen? Sind sie verschollen?

Kein Feind war nötig, um den Krieg zu beenden

Der Soldat Köstritz (im Zivilberuf Dachdecker) hatte vier Kriegsschauplätze unverletzt überstanden und war nur noch wenige Kilometer von seinem Heimatort entfernt. Auf seinem Nachtmarsch wurde er aus einem Dickicht von einem jungen Angehörigen einer Volkssturm- oder HJ-Einheit in den Bauch geschossen. Er weinte, weil er sich vorstellte,

in welchem Zustand seine Frau ihn, den Todgeweihten mit offenem Unterleib, vielleicht noch zu sehen bekäme. Der Unglücksschütze trat heran, sah den Mann weinen. Da erschlugen die Schmerzen bereits den Soldaten. Kein Feind war nötig, um für Köstritz den Krieg zu beenden.

Tödliche Begegnung zweier Zuständigkeiten

Auf den Strassen, die von den Südhängen des Thüringer Waldes nach Franken führten, von den damaligen Kameralisten differenziert angelegt nach Erfordernissen des 18. Jahrhunderts, stauten sich Fahrzeuge von Behörden, die in solcher Konzentration einander in der gesamten Vorzeit nie nahegekommen wären. In einem Wäldchen war die Kolonne der früheren Kreishauptmannschaft Zamosc gestrandet. Fahrzeuge beschädigt, Betriebsstoff aufgebraucht. Eine andere Gruppe ehemaliger Beamter aus dem Osten, noch im Vollbesitz der Beweglichkeit ihrer Fahrzeuge, traf auf diese Kollegen. Sofort flammte ein Streit auf, der auf das Jahr 1943 zurückging und in dem die jetzt bewegungsunfähige Beamtenschaft versucht hatte, eine Versuchsphase des Generalplans Ost örtlich durchzuführen, während die soeben im Wäldchen neu angekommene Gruppe, gemeinsam mit anderen Nachbardistrikten, Obstruktion geübt hatte. Die Fehde zwischen Behörden hatte mit Duelldrohungen und Karriereknicks geendet.

Jetzt drang die unbeweglich gewordene Gruppe mit Dienstpistolen in Richtung der Fahrzeuge des Hassfeindes vor, errang die Herrschaft über die geparkten Wagen und vertrieb die Kollegen in den Wald. Sie begann, die gegnerischen Fahrzeuge zu enttanken. Die rivalisierende Behörde aber hatte bereits eine biwakierende Einheit der Feldgendarmarie mobilisiert (wie gesagt, sammelten sich in der Nacht, geschützt vor den feindlichen Jagdbombern, die verschiedenartigsten Ränge und Organisationen auf engstem Raum). Die Gendarmen mit dem Schild auf der Brust nahmen den institutioneilen Gegner, die ihrer Fahrzeuge Beraubten, fest.

Noch an Ort und Stelle wurde ein Kriegsgericht einberufen; die ohnehin für das Reich nutzlosen Beamten vom Aufbau Ost wurden wegen Entwendung von Reichseigentum verurteilt und noch in der Morgenstunde erschossen. So hatte ein Zuständigkeitsstreit von 1943 seine an sich immer schon mörderische Natur erwiesen.

Ein antibolschewistisches Prag für einen Tag

Zu spät, um im Zweiten Weltkrieg noch eine relevante Rolle zu spielen, war die antibolschewistische Armee des russischen Generals Wlassow aufgestellt und bewaffnet worden: drei Armeekorps, jedes bestehend aus drei Divisionen, also dreimal 17'000 Russen. Zwei Drittel dieser Armee zogen Ende April 1945 requirierend und unter Drohgesten im süddeutschen Raum umher. Das Deutsche Reich verfügte über keine Truppenreserve mehr, welche dieses Monster hätte zähmen können, das sich als Verbündeter des Reichs verraten fühlte und als Feind des siegreichen Feindes keinen Ausweg mehr für sich sah. Abgesetzt von der Hauptmasse stand das erste Armeekorps, das die Eliteregimenter umfasste und die bessere Waffenausstattung besass, im Umland der Stadt Prag, fast in denselben Stellungen, in denen Friedrich II. von Preussen Prag belagert hatte.

Der Befehlshaber dieser Einheit schloss ohne Bevollmächtigung seines Vorgesetzten Wlassow, den er weder über Funk noch über Telefon erreichen konnte, ein Abkommen mit dem tschechischen Nationalkomitee, das in Prag den Aufstand gegen die deutsche Besatzung vorbereitete. Die Russen sollten helfen, die deutsche Herrschaft abzuschütteln; zum Lohn sollten Offiziere und Soldaten des antibolschewistischen Armeekorps in die neue tschechische Nationalarmee aufgenommen werden. So wurden die in der Stadt verstreuten, notdürftig verschanzten deutschen Okkupanten und Behörden umzingelt, gefangengenommen und in Einzelfällen sogleich liquidiert. Im Wesentlichen war das die Arbeit des disziplinierten Ersten Armeekorps, das sich wie eine Prätoria-

nertruppe bewährte. Am frühen Nachmittag war die um fünf Uhr morgens begonnene Aktion vorüber: ein Tag in Hochglanz und Hoffnung. In einem Saal des Hradschin sassen Vertreter des tschechischen Nationalkomitees und russisch-antibolschewistische Offiziere zusammen. Dann aber erwies sich in den folgenden Stunden, dass die US-Panzer spitzen vom alliierten Oberkommando bei Eger angehalten worden waren. Umringt von sowjetischen Verbänden, wurde die russische Truppe eingeschlossen, einige der Bataillone würden an Ort und Stelle dezimiert, andere mit Lastwagen in östliche Lager verbracht, dort verhört, in Grade des Verschuldens willkürlich eingeteilt und bis auf wenige umgebracht. Das Nationalkomitee in Prag, jetzt ohne militärische Hausmacht, hielt sich nicht und wurde von den durch die Rote Armee installierten Autoritäten entmachteter.

Vieles, was liegengeblieben war, sollte noch erledigt werden

Die auf einem Eisenbahnknotenpunkt zwischen Pilsen und Prag in der Nacht zum 30. April zusammenrangierte Waggons waren beladen mit grossen Kisten voller Kerzen. Die Lieferung entsprach noch einer Anforderung aus dem Winter 1941/42. Es war damals, wie der Abwehr-offizier von Gersdorff berichtet, zu einer Vertrauenskrise gegenüber der Führung an der Ostfront gekommen, weil der Nachschub zusammenbrach und die Soldaten sich im Stich gelassen fühlten. Im Hochwinter selbst erwies sich die Tatsache als schlimmste Erfahrung, dass die Front täglich 16 Stunden im Dunkeln lag. Die sich im Februar langsam wieder in Bewegung setzende Nachschub-Maschinerie antwortete auf die Anforderungen vom November und Dezember entsprechend dem Schema, auf das sie vorbereitet war: Munition, Verpflegung, Menschenersatz, Baumaterialien, Versorgung der Pferde, Medikamente, Brückenmaterial, Post, Propaganda und Broschüren. Die von der Heeresgruppe Mitte

lebhaft vorgetragene Forderung nach Beleuchtungsmitteln blieb unbeantwortet. Die beim Angriff auf die Sowjetunion mitgeführten Hindenburglichter und die wenigen Aggregate zur Erzeugung von Strom waren bei den eiligen Rückzügen vor Moskau verlorengegangen. Im Frühjahr und Sommer konnte der Vorrang der Anforderung von Kerzen und Petroleumlampen nicht aufrechterhalten werden. Im Winter 1942/43 herrschten dann andere Sorgen vor, auch lag die Truppe (jetzt in Russlands Süden) nicht mehr starr in der Winterwüste, sondern befand sich in aufgeregter Umgruppierung bis zur Schlammperiode.

Inzwischen waren aber die angeforderten Kerzen in verschiedenen Unternehmen des Heimatbereichs produziert und ohne genaue Datierung in den Transportplan der Reichsbahn aufgenommen worden. Die Ostfront gab es jetzt nicht mehr. Die Bahnbeamten, die für den Transport der Kisten verantwortlich waren, planten eine Lieferung an die Grenze der Slowakei, wo vor drei Monaten noch die Heeresgruppe Schörner eine Verteidigungslinie besetzt gehalten hatte. Die Zusammenführung der Waggons am 30. April entsprach dieser Planung von vor drei Monaten. Auf die Frage, ob es sich bei dem Bahntransport der Kerzen (schon am Nachmittag dieses Tages lag der Zug ausgebrannt auf den Gleisen, er war von Jagdbombern zerstört worden) um eine Fehlplanung gehandelt habe, antwortete der britische Historiker John Röhl, dass man das nicht allein nach dem Ergebnis beurteilen solle. Licht an die Winterfront von 1941 zu schaffen sei eine psychostrategische Hauptsache gewesen. Ein solches Ziel verliere seinen Rang nicht dadurch, dass es nicht in perfekter Weise verfolgt worden sei.

Die Waggons des Zuges seien dann auf der Strecke verbrannt, die Wachsmasse der Kerzen sei dadurch jedoch keineswegs vermindert worden. Das Wachs der Kerzen sei ein Brandentschleuniger, im Gegensatz zu deren Docht. Das Holz der Waggons und die Dochte fielen dem Feuer zum Opfer. Die Wachsmasse lag träge unter dem zerstörten Güterzug auf den Gleisen.

- Was mag der Grund dafür gewesen sein, dass nicht schon im Dezember 1941 genügend Kerzen an die Ostfront geliefert wurden?
- Der Eisenbahnverkehr brach zusammen. Kerzen waren nicht zur Hand.
- Es gab aber doch im Deutschen Reich in Vorbereitung der Weihnachtszeit genügend Vorräte an Kerzen.
- Nicht im organisatorischen Sektor des Heeresbeschaffungsamtes.
- Man hätte die zivilen Stellen zur Abgabe ihrer Kerzenvorräte veranlassen sollen.
- Dann müssten Sie mir sagen, wer zu einer solchen Verfügung im Bereich des Ersatzheeres berechtigt gewesen wäre.
- Es war doch eine Diktatur.
- Die höchsten Stellen, welche die Diktatur ausübten, befanden sich in einer Dauererregung, die sich steigerte. Gerade in einer Diktatur kann nicht jeder befehlen.
- So staute sich vieles am letzten Werktag des Dritten Reiches? – Vieles, was liegengeblieben war, sollte noch erledigt werden.

Erfahrungszuschluss aus der Alpenfestung für Frankreich

Glatteis in der Früh auf allen Strassen, die in die Alpen hineinführen. Mit zwei Kompanien seiner Gebirgsjäger brach Oberst Rittmeyer aus den Kasernen in Mittenwald in Richtung Seefeld auf. Er sollte die Pässe fachgerecht «verkorken», die nach Seefeld und nach Innsbruck führten. Wie er das unternahm, war schon nicht mehr als Kriegshandlung zu verstehen. Es ging um ein Projekt zur «Berichterstattung nach oben». Er plazierte nach ermüdendem Marsch die zwei Kompanien in einer Hangstellung, welche die Strasse beherrschte und wo die Soldaten vor Umgehungen sicher waren. Dort konnten sie, reich proviantiert, im nassen Gelände ausharren; es war das Wasser von fünf Zentimetern Schnee in den Boden eingesickert. Sie sollten auf eine Gelegenheit warten, sagte

Oberst Rittmeyer dem befehlshabenden Hauptmann, bei welcher sie mit Anstand kapitulieren könnten.

Er selbst fuhr nochmals zurück in die Mittenwalder Kaserne, weil er dort über die Nachrichtenverbindungen verfügte, die auch die Empfangsstellen des Gegners erreichten. Schon seit einigen Tagen plänkelte er mit französischen Stabsoffizieren, von denen er den einen und den anderen noch aus der Zeit der deutschen Besetzung Frankreichs kannte. Deren Telefonnummern hatte er im bereits besetzten Lindau durch Anruf bei einer Angestellten des Bürgermeisteramtes herausgefunden. Die Offiziere hatten ihr Telefonverzeichnis (mit Namen, Rang und Betätigungsfeld) bei der deutschen Zentrale deponiert. Sie wollten rasch erreichbar sein.

Der deutsche Oberst hatte dem französischen Kollegen während der Besatzungszeit in Frankreich Skiunterricht und Unterricht im Gebirgskampf erteilt. Seine Kontaktsuche am 30. April hatte Erfolg. Bereits im Juni bezog er – ohne je in Kriegsgefangenschaft zu geraten – im Sonderauftrag von Frankreichs Gebirgstruppen sein altes Quartier in Grenoble. Im gewissen Sinne entsprang hier Europa. Er unterrichtete den französischen Nachwuchs der alpinen Truppe Frankreichs im «Gebirgskrieg für Fortgeschrittene». Dazu hatte sein Kader in Mittenwald alles an Erfahrungen zusammengezogen, was sich im Kampf- und Übungsgelände Norwegens und was sich im Feldzug im Kaukasus sowie an der Murmansk-Front angesammelt hatte. Hinzu kam, was erst kürzlich im Karwendelgebirge übungsmässig erforscht worden war: ein Erfahrungszuwachs in Sachen «Ernstfall», den es angesichts der Endkatastrophe nur für die deutsche Seite gab. Anders gesagt: Alle Generalstäbe der Welt hätten gern gewusst, was und wie in der «Alpenfestung» geführt worden wäre. Es wäre der perfektionierte Alpenkrieg gewesen. Die französischen Kollegen und Obristen hätten gern einen Platzvorteil in dieser Diskussion gegenüber den im Gebirgskampf uninformierten Briten oder Amerikanern gehabt, und daher schien ihnen nichts zu teuer, um Oberst Rittmeyer zur Kooperation zu gewinnen.

Die letzten Tage des «ewigen Frankreichs»

Bis weit hinein in den April: Funkverkehr mit einigen Stützpunkten der Regierung von Vichy, die noch nach Hohenzollern-Sigmaringen berichteten. Den Präsidenten Pétain hatte der deutsche Botschafter in einer Fahrzeugkolonne über die Schweizer Grenze gebracht. Das galt für die Physis und deren Unverletzlichkeit. Der Funktion nach blieb er in den leeren Räumen des süddeutschen Schlosses anwesend, wo einige Präfekte und Sekretäre, weil nichts anderes zu tun war (und sie nicht untätig auf ihre Verhaftung durch Voraustruppen des sogenannten FREIEN FRANKREICHS warten wollten), Verwaltungsakte, Beförderungen und Todesurteile bestätigten: eine Autorität, die in Übersee reale Auswirkungen hatte und die in den irrealen Nächten dieser Endzeit des Regimes (ohne Unterbrechung abgeleitet vom Merowinger MEROWECH, geboren vom Quinotaurus, halb Stier und halb Mensch) sich mit keiner Regung des Herzens verbinden liess.

Ein provisorisches Leben

Ein Emigrant des alten Frankreichs, der Arzt und Dichter Céline, gegen den seit Herbst 1944 der Haftbefehl eines Untersuchungsrichters des «freien Frankreichs» bestand, war von seinem Sitz in Sigmaringen von Frauen, die ihn beschützten (ähnlich wie heute Sarah Harrison Edward Snowden behütet), nach Dänemark gebracht worden. Was und für wen sollte er dichten? Lässt sich ein Schriftsteller verpflanzen? Bis dahin hatte er unterhalb der Burg von Sigmaringen seine Arztpraxis betrieben. Ein dänischer Anwalt erreichte für Céline im dänischen Innenressort eine vorläufige Aufenthaltserlaubnis für Dänemark.

Die Bahnen östlich des Brenners arbeiteten auf Hochtouren

Die US-Planer des Luftkriegs nannten das gegen Ende immer mehr verfeinerte Verfahren «to interdict». Die Bahntrassen, die das einer Schlucht ähnelnde Terrain des Brenner-Passes ausfüllten, waren durch Luftangriffe zermalmt. Auf den durch Trichter unterbrochenen Gleisen standen die zerstörten Züge, einige von ihnen verfügten über ausgebrannte Flakstände. Lokomotiven und Waggons waren durch die Gewalt der Explosionen aber auch quer gestellt. Der Taldurchgang war versperrt von einer Masse aus Eisenteilen. Hier kann für einige Zeit kein Verkehr mehr stattfinden, sagte Oberbahnrat Schmitt, der noch über einen Funktrupp verfügte und so die nachgeordneten Stellen in Richtung Italien und Innsbruck unterrichten konnte, selbst aber noch nicht wusste, wie er diesen «Ort der Verheerung» verlassen sollte. Auch zu Fuss schien das schwer zu sein.

Die Rücktransporte der Heeresgruppe Italien stockten ab Fortezza und Brixen. Die Stäbe erkundeten Routen und Nebenlinien, wie man aus dem Schlauch des Tales Gerät und Truppe (notfalls auch nur die Leute) zum Abtransport ins Reich über die Kärntner Strecke bringen konnte.

- An sich ist es doch gleich, ob die Truppe sich in Norditalien oder auf Reichsgebiet in Gefangenschaft begab?
- Trotzdem bestand die Vorstellung, dass die Kameraden nach Hause wollten. Es ging darum, das Vertrauen in die Führung zu retten. Die Bahnen östlich des Brenners arbeiteten auf Hochtouren.

Drei russische Offensiven in den Ostalpen und donauaufwärts

Der Sonderkorrespondent der *Neuen Zürcher Zeitung* hatte Süddeutschland bereist, war dann nach Zürich zurückgekehrt und hatte in Öster-

reich telefonisch Auskünfte gesammelt. In seinem Bericht heisst es:
«Marschall Tolbuchin erreichte die Einkreisung von Wien mit der gleichen Taktik wie 15 Wochen früher die Einschliessung von Budapest. Nach einem Aufmarsch im Süden umgingen seine Truppen die Stadt im Westen, bis sie die Donau erreichten. Die letzten Personen, die Wien im Automobil verlassen konnten, flüchteten über die Donau nach Osten, um auf Umwegen nach Linz oder Budweis zu entkommen.

Eine beachtenswerte Leistung Tolbuchins bildete die rasche Durchquerung des Wienerwaldes westlich von Baden. Der Vorstoss folgt jetzt in drei Richtungen. Nördlich der Donau bewegt sich die Armee Malinowski direkt nach Westen, um das Hügelland an der böhmischen Grenze zu erreichen. Südlich der Donau hat die Armee Tolbuchin, die über die Flüsse Traisen und Ybbs der Enns zustrebt, einen ziemlichen Vorsprung. Zwischen den Flüssen Leitha und Salzach liegen zahlreiche Lager, in denen im Herbst ein grosser Teil der von den Deutschen deportierten ungarischen Juden interniert war.»

«Die ungarische Honvéd, die Hitler aus der Front zurückziehen musste, weil sie nach der Kriegserklärung des Kabinetts Mikios an Deutschland nur auf eine Gelegenheit zum Übertritt in das Lager der Alliierten wartet, steht in Oberösterreich und Bayern, so dass sich bei ihrem Zusammenreffen mit amerikanischen und französischen Truppen grosse Überraschungen ergeben können.

Obwohl die Berge an der Grenze zwischen Niederösterreich und der Steiermark, besonders das Massiv des Hochschwab (2'278 Meter), ein Hindernis darstellen, gibt es für Tolbuchin über Mariazell einen leichten Übergang in das Mürztal. Da alle Versuche, südlich des Semmering nach Mürzzuschlag vorzudringen, bisher gescheitert sind, folgt der dritte russische Weg der oberen Raab und der Eisenbahn von Steinamanger nach der mittleren Mur. Der ‚eiserne Ring der S.S. um Berchtesgaden‘ beginnt aber erst beim Dachstein (2'992 Meter) und der Hochalmspitze (3'355 Meter).»

«Während Kärnten, wo die Vereinigten Staaten seit mehr als dreissig Jahren grosse Kapitalinteressen besitzen, angeblich zur britischen oder amerikanischen Zone gehört, fallen Niederösterreich und die nördliche Steiermark nach dem Plan von Jalta in die russische Besatzungszone. Das russische Interesse an einem neuen Österreich wird ohne Zweifel auch durch industriepolitische Erwägungen gestützt.»

«Man nennet aber diesen den Ister. Schön wohnt er»

Der scheinete aber fast Rückwärts
zu gehen und Ich mein,
er müsse kommen Von Osten.
Friedrich Hölderlin, Der Ister

Wie Schiffe waren sie, unbemerkt von den Fronten, mit dem Strom nach *Osten* vorgestossen. So hätten sie auch das Schwarze Meer erreichen können. Sie gelangten bis Budapest. Es handelte sich um einen Erprobungsvorstoss der Marine. Die Spezialeinheit von Tauchern war mit Fett eingeschmiert und in kälteabweisende Kombinationen gehüllt. Die Taucher sollten eigentlich nur in das von der Roten Armee belagerte Budapest gelangen, um zu beweisen, dass dies möglich war. Man wollte dann durch Container mit Nachschub (geführt von wenigen Leuten, die auf umgebauten Ein-Mann-Torpedos diese Container steuerten) die belagerte Stadt über die Donau versorgen.

Inzwischen hatte sich die Bewegungsrichtung umgekehrt. Kapitänleutnant Bernd Ullrich, im Zivilleben Leiter einer Volkshochschule, jetzt Tauchspezialist, bewegte sich auf einem Bergweg mittels seines Fahrrads schon seit vier Tagen und Nächten parallel zum Fluss donauaufwärts. Stärker als es der Strom je mit den Schwimmern vermocht hätte, trieb die Schubkraft der Angst, von den russischen Verfolgern überholt zu werden, den jungen Kommandeur an. Von seinen Leuten hatte er alle

auf diesem Rückmarsch verloren. Es zog ihn nicht zu den Quellen des Stroms. Mit allen Seelenkräften strebte er aber dem einzigen Feind zu, dem er noch vertraute: den Panzerspitzen des Generals Patton weit im Westen.

Unten im Tal jagten Reste der Nachhut auf ihrer Flucht dahin. In der Nacht hatte Ullrich im Osten, nicht mehr weit entfernt, die Einschlagsblitze russischer Panzergranaten am Horizont gesehen. Hier wurde der Fluss bereits schmaler. «Wie von Sinnen» (aus Übermüdung und Überanstrengung) fuhr Ullrich stromaufwärts. Die Römer nannten die Donau den ISTER. Mit diesem Namen bezeichnete Hölderlin seinen Hymnus auf diesen Strom. Das half dem leidenschaftlichen Lehrer Ullrich in diesen entscheidenden Momenten seines Vorstosses nach rückwärts (mit mehr Energie als diejenige, die ihn nach Budapest geführt hatte) nicht unmittelbar.

Das Ende der Feindseligkeit, erlebt im Burgtheater Wien

Im Oktober 1944 waren im Zuge des totalen Krieges alle Theater im Reich geschlossen und das Personal den Wehrkreisersatzkommandos zur Verfügung gestellt worden. Fünf Soubretten aus dem Gau Sachsen-Anhalt wurden in einem Schnellkurs für den Heeresfunkdienst ausgebildet und hinter der Front in Ungarn zum Einsatz gebracht. Sie hielten, solange das möglich war, die kommunikative Verbindung zu einer Panzerdivision aufrecht, die auf dem Rückzug wegen Benzinmangels ihre Panzer sprengte und den Ausweg nach Wien suchte. Sie, die Soubretten, telefonierte und funkte bei allen Schritten dieses Fiaskos so, wie sie daheim jede Vorstellung (auch bei Ausfall mehrerer Sänger) zu Ende gebracht hätten. Inzwischen geschah das mehr über Telefon als über Funk, weil die robusten Telefon- und Telegrafleitungen länger funktionierten als die empfindlicheren Funkgeräte, die auch den Nachteil hatten, dass der Feind mithören konnte.

So waren die fünf nach Wien gelangt, dort, untergebracht bei Künstler-

kollegen und in Zivil gekleidet, von der Roten Armee überrollt worden. Am 30. April trafen sie in der Kantine des Burgtheaters ein. Das war der Tag des Probenbeginns für die erste Nachkriegspremiere, Grillparzers SAPPHO. Sie wurden in den Chor eingereiht, auch wenn sie Sängerinnen waren und mehr hätten bieten können, als Chorlieder zu deklamieren. So froh waren sie, aus dem bitteren Krieg in einen Tempel der Kunst zurückgekehrt zu sein, dass sie nach Ende der Proben Grillparzers Texte mit Melodien von Ferdinand Raimund verknüpften und diese zu fünft, auch unter Beiziehung von Chormitgliedern des Theaters, dahinsangen. Es kam eine komödiantische Stimmung auf, eine Posse, die – inmitten des zertrümmerten Wiens – das Ende der Feindseligkeiten artistisch ausdrückte.

Hotel im Niemandsland

Das Grandhotel Adlon ist noch am 30. April ein fast friedensmässig ausbalancierter Hoteldampfer. Eigene Elektrizitätsversorgung. Gut bevorratet, auch dadurch, dass die Anlieferungen für die traditionelle Mittwochsgesellschaft des Auswärtigen Amtes, die nicht mehr stattfindet, noch nicht verbraucht sind.

Tausend Meter vor der Tür wird gekämpft. Ein Dachstuhlbrand am Vormittag konnte durch das Personal und einige Gäste gelöscht werden. Seit gestern stellt das Hotel den Gästen keine Rechnungen mehr aus. Der Rhythmus der Mahlzeiten über den Tag hin unverändert. Gäste aus Ungarn, Schweden, aus Österreich, das nicht mehr zu Deutschland gehört. Im Foyer und in den unteren zwei Stockwerken liegen Verwundete. Der Oberkellner ist seit 1925 im Amt. Weisungen und deren Ausführung vollziehen sich reibungslos. Keine Nervosität.



Abb. 3: Der Oberkellner des Hotels Adlon, das hundert Meter vom Brandenburger Tor zu diesem Zeitpunkt noch intakt dasteht.



Abb. 4: Das Brandenburger Tor am 30. April 1945. Die Moleküle dieses Monuments sind 1945 dieselben wie heute.



Abb. 5: Hinter den vier Fahnen, rechts von der Bundeskanzlerin: eine der Säulen des Brandenburger Tores. Vor Obama die schussichere Wand aus Panzerglas.

Die «Schwarze Hand» von 1914 hätte gegen den Präsidenten der USA keine Chance

Die Anfahrt der Kolonne des US-Präsidenten erfolgte aus Sicherheitsgründen auf Umwegen. Die Sonne drückte gewaltig auf die ungeschützt platzierten Gäste, die ohne Jacketts auf den Tribünen platziert waren, und auf die dicke schussfeste Glasscheibe, hinter der Präsident Obama seine Ansprache hielt. In seinem Rücken 600 Meter bewachte, abgesperrte Fläche hinter dem Brandenburger Tor. Keiner der Anwesenden konnte sich dieses historische Baudenkmal noch in dem Zustand vorstellen, in dem es sich im April 1945 befunden hatte.

Die Sorge um die Sicherheit des Präsidenten liegt, was Nah- und Fernsicherung betrifft, bei seinem eigenen Sicherheitspersonal. Nur ergänzend und im weiteren Umkreis treten die deutschen Sicherungsmassnahmen hinzu. Ein Attentat auf den Präsidenten, so wie eine Verschwörung den österreichischen Thronfolger in Sarajewo tötete, könnte einen Weltkrieg aber nur dann auslösen, wenn als Absender des Geschehens eine Grossmacht überführt werden würde.

Wir Sicherheitsbeauftragte des Landes Berlin werden froh sein, wenn der Präsident wieder in sein Flugzeug verfrachtet ist. Die Redezeit, denke ich mir, geht ab von der Zeit, die zur Lösung der Weltprobleme, zur Minensuche und Entschärfung der Konflikte, die dem Präsidenten der Führungsmacht obliegt, notwendig ist. Rechnet man alle Unterbrechungen der Amtsperiode eines US-Präsidenten zusammen, wie sie diesem Abstecher vom G8-Gipfel in Irland in die deutsche Hauptstadt entsprechen, erweist sich die Amtsperiode eines US-Präsidenten als zu kurz für seine Aufgabe.

Himmelschreiende Entschlüsse in so kurzer Zeit

In einem Zeitraum von etwa 20 Minuten musste der Präsident der USA an einem Tag im Juni 2013 zwischen sieben Optionen, modifiziert durch



Abb. 6: Die Wand aus Glas, die den US-Präsidenten vor möglichen Attentätern schützt, trennt ihn auch von einem Asylsuchenden, der sich ihm zu Füßen wirft, um zu kapitulieren (zum Beispiel Snowden), ja, trennt die Regierenden von der gewöhnlichen Wirklichkeit überhaupt.

mündliche Vorträge in der Konferenz, in Echtzeit entscheiden, ob und in welchem Ausmass (vor allem an welche einzelnen Organisationen der bewaffneten Opposition in Syrien) leichte Waffen geliefert werden sollten. Vier Assistenten wachten, wie Schutzengel, über seine Papiere und das, was er sagte. Der Präsident sollte nichts Übereiltes und auch nichts Falsches tun. Aber die Helfer konnten zu ihm auch nicht sagen: Mister President, im Augenblick wirken Sie konfus, bleiben Sie ruhiger, Ihre Hand zittert ja. Oder: Überlegen Sie bitte zweimal. Es wäre ja auch in den 20 Minuten (geteilt in Minuten und Sekunden für die einzelnen Fragmente, aus denen sich die «Entscheidung» zusammensetzt) keine Zeit für mehrmaliges Prüfen gewesen. Nach der 20. Minute, also nach Protokollierung des Beschlusses, ist im nahöstlichen Raum entweder eine Eskalation eingeleitet, oder die begrenzte Waffenlieferung wirkt sich als Deeskalation aus. Was hier geschehen ist, kann man erst Jahre

später beurteilen. Im Falle einer Eskalationsspirale können die Folgen der morgendlichen Entscheidung des Präsidenten sich auf einen Zeitraum von zehn Jahren oder mehr auswirken oder überhaupt irreversibel sein.

So viel Verschwendung war nie

Der Abstecher nach Berlin kostete bis zum Schliessen der Schleuse der Präsidentenmaschine für den abendlichen Abflug eineinhalb Tage. Herausgestanzt aus dem Zeitbudget des «mächtigsten Mannes der Welt». Er ist aber nicht *mächtige* weil er keine Zeit hat. Die US-Zeit, repräsentiert durch eine Fülle von eiligen Nachrichten, hinkte jeweils um sieben Stunden hinter der Ortszeit her. In dem Sinne ist es der gleiche Moment (nach global gemessener Durchschnittszeit), in dem sich die Flugzeugtür schliesst und er auf dem für das Weisse Haus zuständigen Flugfeld ankommt. Im Übrigen aber verrann den ganzen Tag über unersetzliche Entscheidungszeit. Mit Hin- und Hertransportiertwerden, Ausstrahlung von Freundlichkeit, Vorbeischreiten an einer angetretenen Truppe, Wartezeiten, Zeiten des Abgangs.

Dazwischen hohe Konzentration, da die Rede Wort für Wort fehlerfrei und mit Pausen zwischen den Sätzen vorgetragen gehört. Etwas denken, Entschlüsse fassen, Informationen verinnerlichen, sich Rechenschaft geben über den Verlauf zweier Jahre – das ist während der Aktivitäten des Staatsbesuchs nicht möglich. So entsteht ein langjähriges Defizit im Zeitbudget des Hoffnungsträgers hinsichtlich der allmählichen Verfertigung einer besseren Welt durch Nichtreden.

Termindruck des Führers

Oft werde ich übersehen. Ich führe den Kalender des Führers, wenn dies nicht seine Sekretärinnen tun. Ausserdem lege ich als Gehilfe seines

Kammerdieners morgens für ihn die Hemden heraus. Viele Entschlüsse des Führers, die uns letztlich ins Unglück führten, beruhen auf der besonderen Kostbarkeit (und damit ist sie eine Mangelware), den die Zeit eines Mannes besitzt, der so viel Kompetenzen auf sich vereinigt und auf den so zahlreiche Erwartungen gerichtet sind, dass sie in der Tageszeit eines einzelnen nicht untergebracht werden können. Stets fürchtete er um seine Gesundheit. Er glaubte nicht daran, dass er ein langes Leben vor sich hätte. (Immerhin hielt er aber doch ein längeres für möglich, als er es bis heute in der Nachmittagsstunde absolvieren konnte.)

Folglich ereignete sich alles zu hektisch. Mit der Kriegserklärung an die USA, einem verhängnisvollen Akt, hätte man warten können, bis unsere U-Boote draussen auf dem Atlantik tatsächlich versammelt gewesen wären. Dann hätte man Überlegenszeit gehabt und vielleicht auf die Kriegserklärung verzichtet, so wie ja der Verbündete Japan nie in den Krieg mit der Sowjetunion eintrat. Und für Molotows Besuch wäre eine ganze Woche und nicht zwei Tage das rechte Zeitmass gewesen. Die Konferenz war vorüber, ehe sich die Personen, die an ihr teilnahmen, überhaupt aufgewärmt hatten. Auch hätte der Angriff auf die Sowjetunion entweder drei Monate früher (mit schlammgängigen Panzern, wenn es so etwas gibt) oder nicht vor dem Jahr 1952 erfolgen dürfen. Für alle diese Entscheidungen zu wenig Zeit und keine Zeit im rechten Moment. Meinem Führer gefielen keine Voraussagen über seine Spannkraft in künftigen Jahren. Dadurch Hetze. Auch sparten wir zu wenig an der wertvollen Zeit des Staatsoberhaupts. Sechs Händedrucke verbrauchen schon wieder eine Minute Lebenszeit. Jetzt aber, in den letzten Tagen nach seinem letzten Geburtstag, verfiel der Wert der «Führerzeit». Ich sah ihn viel herumsitzen auf den wenigen Sitzgelegenheiten des Bunkers. Er schien mir zu warten. Tatsächlich wurde er kaum noch angesprochen. Zum ersten Mal nach mehr als zwölf Jahren hatte er überflüssig viel Zeit, aber es gab nichts mehr, wofür er sie im Interesse des Landes hätte verwenden können. Von den Kalendereintragungen her, den

Terminen und dem Protokoll der Tätigkeiten war er, als er starb (wie ich meinen Chef kannte, ahnte er sein Ende), schon seit einiger Zeit tot.

Venus plus Mars im Quadrat zu Saturn: die Todeskonstellation

Ich schreibe meine Expertise im Vorgriff auf den Jahrestag von Hitlers Tod und der «Konferenz für astrologische Forschung», die aufgrund des Interesses der Öffentlichkeit an den Daten des Kriegsendes von 1945 (aufgrund des Tagungsortes einschliesslich des Geschehens im Pazifik) im August 2015 in Hawaii stattfinden wird. Weniger geht es mir um Hitlers Sterben (für jeden Astrologen trivial, sobald er die Geburtskonstellation mit der Konstellation am 30. April 1945 auch nur oberflächlich vergleicht), vielmehr geht es mir um den Glanz der assyrischen Richtung in der Astrologie, die genauer als jede andere in die Details eindringt.

Wir «Assyrer» zählen – anders als das Abendland – 52 Planeten und können so die Lähmungserscheinungen des Führers, den Tod seiner Hündin, die Dauerhaftigkeit seines strikt negativen Nachruhms messen und auch deutlicher erklären, wieso er die Progression des Jupiters, die fast gleichzeitig mit seinem Tod eine hellere Ausrichtung der Weltverhältnisse bezeichnet, nicht mehr erlebt haben kann. Es ging um Stunden. Wir zeigen im Horoskop die energetische Verdichtung. Astrophysikalisch und psychophysikalisch charakterisiert sie die Umkehrungen von unten und oben, weil diese ja spiegelbildlich sind. Das scheint mir im Hinblick auf Hitlers bereits geschwächten Körper aufschlussreich, weil sich das spirituelle Potential von diesem fragilen Träger bereits vor dem Tod abhebt. Wir Assyrer sagen: Es emanirt. Nur so erklärt sich die nicht-sterben-wollende Geltung dieses Mannes vor allem in den Medien der angelsächsischen Völker, aber auch sporadisch in Afrika, sowie die Quotenstärke aller Hitler-Filme, die ihn zu einer von Schauspielern nicht erreichten Figur machen. In der Astrologie sind das positive und das ne-

gative Vorzeichen gleichwertig. Insofern muss ich gar nicht erst von Ruhm und Gegen-Ruhm sprechen, da negativer Ruhm die gleiche energetische Aufmerksamkeit postuliert wie ein positiver, ja, sich langlebiger erhält als affirmative Auszeichnung, die doch Fallhöhe voraussetzt, während durchweg negative Besetzung, also das am Boden Liegen, die zähere Lebensform aufweist. Das hat er nach seinem Geburtshoroskop stets gewollt: Berühmtwerden.

Nahtoderfahrene Zeugen, die aus dem Koma zur Berichterstattung zurückfanden, sollen behauptet haben, Hitler im Elysium nicht gesehen zu haben, während sie Robespierre und Napoleon dort vorgefunden hätten. Diese Zeugen sind unzuverlässig. Wer, der aus dem Tode zurückkehrt, kann in der Eile dieses Vorgangs das Jenseits vollständig überblickt haben? Da ist es realistischer, die Bewegungen der 52 relevanten Himmelskörper und nicht nur die neun Planeten, den Mond und die Sonne zur Analyse heranzuziehen. Darin liegt ja die Gründlichkeit der assyrischen Methode, dass sie spirituelle und doch massereiche Sternkörper wie Lilith in Rechnung stellt (von den 52 aristotelischen Planeten sind zwölf real, 40 imaginär). Auf diese Weise unterscheidet sich die von mir vertretene Disziplin von allen Konkurrenzen ausser der von Dr. Fludd, der selber als assyrisch-syrisch und damit als wahlverwandt gelten kann.

Hemmschwelle gegenüber gewaltsamer Tötung bei einem Steinzeitstamm

Der Ethnologe Erwin Zumsteg hatte über ein Postfach in der nördlichsten Stadt Australiens, dessen Inhalt er ursprünglich alle sechs Monate abrief, im September 1939 wie alle seine Altersgenossen den Gestellungsbefehl erhalten. Seine Forschungsarbeiten (er war integriert in einen Stamm der Steinzeitkultur auf einer der Inseln Neuguineas) hatte er nicht unterbrochen. Man kann in einem solchen Kontext nicht kurzfristig an- und abreisen. Später hatte er nicht mehr nachgefragt, hier in einer

weit von der Gegenwart entfernten Zeitstruktur, auch gar nicht erreichbar für Vollstreckungsmassnahmen der deutschen Reichsbehörden, sozusagen Wehrpflichtverweigerer oder Deserteur aus wichtigem Grund gegenüber der Jetztzeit, indessen Frontsoldat der Frühgeschichte.

Er hatte die Rituale, Alltagsgewohnheiten dieses Stammes bis Frühjahr 1945 ausreichend dokumentiert: den Wortschatz, soweit er ihn verstand, und rudimentäre Strukturen der ausgefeilten Grammatik dieser Ureinwohner verschriftlicht, als eine Gewitterkatastrophe seine Unterlagen vernichtete, so dass er sie aus dem Gedächtnis neu aufzeichnen musste. So blieb er weiterhin hier aufgehalten, ernährt von seinen Gastgebern wie ein «weisser Gott», obwohl er bezweifelte, dass sie ihn für etwas Ausserordentliches hielten. Er führte die Toleranz, die der wohl kriegerische Stamm ihm erwies, auf eine Tradition des Gastrechts zurück, das Geflüchtete, Merkwürdige, Narren vor Gewalt schützte. In Europa wäre er jetzt vermutlich totgeschossen, sagte er sich. Von seiner Insel aus konnte er, so viele Nachrichten waren in der Isolation doch zu ihm durchgedrungen, da er ein primitives Funkgerät besass, das passiv das Abhören ferner Funksprüche, aber kein aktives Funken erlaubte, mit Sicherheit feststellen, dass derzeit keine Rückkehr ins Vaterland möglich war. In britisch kontrolliertes Gebiet wagte er sich nicht. Eine Heimreise über Japan und Sibirien schien ihm in diesem April 1945 unmöglich.

Der Steinzeitstamm, dessen Leben er protokollierte, befand sich mit Nachbarstämmen in einem Dauerkonflikt. Es schien aber im Inneren – abgesehen von kampffählichen Ritualen, die offenbar Erinnerungsvermögen stabilisierten und die Festlegung von Rangunterschieden bekräftigten – keine Fälle von Tötungen oder gewalttätiger Ausgrenzung zu geben. In den sechs Jahren seiner Forschungen hatte er keine Diebstähle, auch nicht das Verheimlichen von Tatsachen oder eine Lüge festgestellt. Die «Wilden» waren hoch bewaffnet. Körperlich waren sie für Auseinandersetzungen geeignet (ja, wie Raubtiere vermochten sie zu beißen oder mit den Händen zu würgen, übten solche Gewalt aber nur an Gegenständen aus).

Zumsteg, der hier unter einem einheimischen Namen auftrat, mit dem die Beforschten ihn angesprochen hatten, konstatierte ein hohes Angriffspotential und zugleich eine deutliche Hemmschwelle gegenüber dem gewalttätigen Einsatz dieser Kräfte. Sollten andere Steinzeitvölker ähnlich sein, meinte er, wären die frühen Anfänge der Menschheit nicht auf Aggression gegründet, wie es Sigmund Freud annahm. In den Mythen des Stammes waren kannibalische Phantasien überliefert. Kein Fall aber in der Praxis! Auch nicht bei Gefangenen eines fremden Stammes. Sie hatten den Feind entwaffnet und fortgeschickt. Nach seiner Rückkehr in die «Zivilisation» im Jahr 1952 versuchte Zumsteg (inzwischen durch eine Heirat zum Schweizer Staatsbürger geworden) vergeblich, die Anerkennung des von ihm erforschten Steinzeitvolkes als eine *selbständige* Nation bei den Vereinten Nationen durchzusetzen. Land, Verteidigungsfähigkeit, Grenzen, ein Gemeinwesen und (wie er dokumentierte) Schriftkultur sowie eine Art von Richteramt – das entspricht dem Begriff einer Nation – hatte der kleine Stamm aufzuweisen, der nicht mehr als 120 Menschen umfasste und keiner Macht auf dem Globus sich untertan fühlte.

«Alle waren mit der Tötung einverstanden»

Zu den Mitgliedern des Werwolfs gehörte in einer Ortschaft im Inntal, die zwischen Rosenheim und Kufstein liegt, der 17jährige Sohn eines Zimmermeisters. Er hatte die Urkunde, die ihn zum Werwolf machte, unterschrieben und beschworen. Jetzt wollte er aus dem Werwolf austreten. Der Leiter der örtlichen Werwolfgruppe suchte den Vater des Abtrünnigen auf und stellte ihn, unter Vorwürfen, wegen des Verhaltens seines Sohnes zur Rede. Man könne einen heiligen Schwur, wie er dem Werwolfpakt zugrunde läge, nicht wie ein Arbeitsverhältnis kündigen. Der Zimmermeister widersprach. Es kam zu einem Wortwechsel, um so heftiger, als die Beteiligten sich nachbarschaftlich kannten. Der Vater

ergriff eine Pistole und schoss. Der Werwolf Führer wurde verletzt, jedoch nicht tödlich. Er lag nunmehr in einer der Kammern des Hauses. Da die Wunde schmerzte, schien seine Motivation ernüchert.

Der Vorfall wurde dem Ortskommandanten gemeldet, einem Generalmajor, den es aus dem weiten Osten hierher verschlagen hatte. Die Lage war instabil. Die Ortschaft war durch je eine Kompanie der Waffen-SS, des Reichsarbeitsdienstes und des Heeres auf die Verteidigung vorbereitet. In einem Waldstück in der Nähe war der Werwolfstützpunkt eingerichtet. Zwischen den drei Kompanien der Verteidiger, so verschiedener Herkunft und Ausbildung, gab es Spannungen.

Die Meinungsführer im Ort gelangten zu der Überzeugung, der nur halbwegs Getötete, der in seiner Kammer stöhnte, solle ganz beseitigt werden. Alle gingen davon aus, wenig Zeit zu haben für die Ausführung ihrer Entschlüsse. Ein aus dem Ort stammender Heeresoffizier brachte dann den verwundeten Werwolf mit Hammerschlägen um. Dies alles geschah am 30. April 1945.

Viele Jahre später ermittelte die Staatsanwaltschaft Traunstein in diesem Fall. Der als Beschuldigter vernommene Heeresoffizier berief sich auf den Befehl des Generals. Dieser, inzwischen ortsansässig, bestritt einen solchen Befehl, bestätigte aber, mit der Tötung einverstanden gewesen zu sein. Zu gross sei die Gefahr gewesen, erläuterte er, dass bei Kenntnis der Attacke auf den Werwolf aus den Reihen der SS-Einheit eine Repressalie gegen die Bevölkerung erfolgt wäre. Jedenfalls war der angesehene Zimmermeister in Gefahr. Und warum, hielt der Staatsanwalt dem Beschuldigten und dem Zeugen vor, habe man den Werwolf nicht mit der Pistole, die ja vorhanden war, erschossen? Der Jurist hatte zu prüfen, ob die Tötung des Verletzten, momentan wehrlos, mit einem Hammer die Tatbestandsmerkmale der «Heimtücke» und der «besonderen Grausamkeit» erfüllten. Das Bekanntwerden des Vorfalls, antworteten die Tatbeteiligten, sei nur zu vermeiden gewesen, indem die Beseitigung des Opfers geräuschlos gelang. Der Knall eines Schusses sei in der konkreten Situation nicht angebracht gewesen. Aber der die Verwundung begründende Pistolenschuss sei doch zuvor ebenfalls zu hören

gewesen, entgegnete der Staatsanwalt. Man dürfe das Schicksal nicht zweimal herausfordern, entgegnete der besonnen wirkende Generalmajor.

Im Ergebnis erkannte die Strafverfolgungsbehörde (auch verwirrt durch die Exekution eines Exekutors, der sich zum Morden verschworen und die Beihilfe des Zimmermeisters für ein solches Tun mit einer gewissen verbalen Drohung eingefordert hatte) nach Rückfrage bei dem Vorsitzenden der zuständigen Strafkammer wegen Vorliegens eines NOTWEHREXZESSES auf Einstellung des Verfahrens. In extremen Situationen, so die Worte des Landgerichtsdirektors in seinem Gespräch mit dem Staatsanwalt, werde das Recht «gekrümmt» – ähnlich wie Raum und Zeit bei einer Sternenexplosion. Der modern denkende Jurist hatte auf der Seite ‚Naturwissenschaft und Technik‘ der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* erst kürzlich einen Artikel über Sternenkatastrophen gelesen.

Wie wenig militärische Voraussagen ein Vierteljahrhundert überstehen

In einer Vortragsreihe, die in einem der grossen Hotels in der Nähe der Wilhelmstrasse im Herbst 1929 stattfand – nur für geladene Gäste, die eine Erklärung unterschreiben mussten, den Inhalt des Referats als geheim zu behandeln –, ging es um das moderne Kriegsbild, wie es in 25 Jahren zu erwarten sei. Annahme war ein Angriff aus westlicher Richtung auf Deutschland. Die Städte des Ruhrgebiets und die am Rhein lägen dann unter einer Gasglocke, hiess es. Von uns aus durch Gas «eingenebelt»? Nein, von feindlichen Flugzeuggeschwadern als Gasglocke errichtet. Die Städte können weder vom Feind noch von den eigenen Leuten betreten werden. Der Verbleib der Bevölkerung dort war unklar. Überlebte sie in abgedichteten Kellern?

Das Meldewesen wäre revolutioniert, fuhr der Vortragende fort. Er schilderte aber nicht die dann nach 25 Jahren tatsächlich verfügbare UKW-Technik, welche die Kommunikation zwischen den in voller

Fahrt befindlichen Panzerbesatzungen erlaubte, sondern ging davon aus, dass Funksprüche in vorgefertigten Kürzeln so erfolgen würden, dass ein Mithören des Gegners unschädlich bliebe. Mit den Luftgeschwadern würden gewaltige Zeppeline, gegen Flakbeschuss gepanzert, sozusagen schwebende Artillerieplattformen, konkurrieren. Die eigenen Fluggeräte des Reiches wären weit im Osten, hiess es, in Waldstücken getarnt, aufgestellt. Sie sollten als Überraschungswaffe eingesetzt werden, sobald der Gegner weit ins Reich vorgedrungen wäre. Im Übergang von 1944 zum ersten Quartal 1945 sollte dann allmählich von Norden nach Südwesten eine Gegenoffensive dergestalt durchgeführt werden, dass Kanonen, auf Motorfahrzeugen montiert, die Spitze des infanteristischen Angriffs begleiteten; so, wie im Mai 1918 geprobt, aber nicht entschlossen genug durchgeführt.

Angenommen wurde, dass der Feind mit Panzerwagen voranstürmen werde, die nachts mit auf den Türmen aufgesetzten Scheinwerfern führen. Dies mache die Nacht zum Tage und erschrecke zunächst durch die blendenden Lichtkegel die deutsche Truppe. Gegen all dies Moderne helfe die Ausbildung, welche die Soldaten gegen Schrecken dieser Art immun machen müsse. Raketen, das wurde angenommen, seien zum Beschleunigen von Fahrzeugen da. Als Fernschusswaffen seien sie unbrauchbar.

In den verflossenen 26 Jahren bis April 1945 hatte sich das Kriegsbild dann zu ganz anderen Szenerien gewandelt. Erstaunlicherweise nirgends Gaseinsatz, obwohl die Gasmaske von der Truppe stets mitgeführt wurde. Die Rakete als kriegsentscheidende Fernwaffe, falls sie in genügender Massierung eingesetzt werden konnte, hätte bis 1952 zu einem global wirksamen Vernichtungsmittel entwickelt werden können, vor allem in Gestalt einer V4, die auf der Stratosphäre «reitet» wie ein Stein, der auf einer Wasseroberfläche springt, durch die Abprallwirkung verstärkt. Zeppeline nirgends. Eine Volkserhebung im Osten, um den Westfeind in letzter Stunde zu schlagen, Schlussstück der Prophetie von 1929, war 1945 geographisch und wegen der Präsenz der Roten Armee dort obsolet.

Ankunft am Endpunkt

Die Reste meiner schweren Batterie von 15-cm-Kanonen kamen bis Harsleben. 1939 angetreten, April 1945 an einem Ort angelangt, den wir nicht als Ende unserer Irrfahrt betrachten konnten. Die Rösser versorgten wir in den Scheunen des Ortes. Wir tamten die Kanonen. Die umliegenden Ortschaften schienen durch US-Truppen besetzt.

Meine Vorgesetzten haben nie verstanden, was genau sie mit einer Einheit wie der unseren anfangen könnten. Wir von der Artillerie sind identisch mit unseren Protzen, den Kanonen, den Pferden, und diese sind wie wir. Die 15-cm-Kanone ist zu schwer, um von den vier Pferden als Ganzes auf einem Wagen transportiert zu werden. Daher wird das Rohr abmontiert und auf einem eigenen Wagen befördert. Der Zusammenbau dieses für Fernschüsse konzipierten industriellen Geräts dauert zwanzig Minuten. Dann allerdings sind wir schussbereit. In den zwanzig Minuten davor kann uns jeder Indianer gefangennehmen.

In den Anfängen des Ostkrieges, noch waren wir auf dem Vormarsch, kam die Führungsidee auf: Artillerieschwerpunkte mit schweren Geschützen zu bilden. Gewiss hätte eine solche Konzentration mehrerer Abteilungen eine enorme Feuerkraft besessen. Tatsächlich zogen wir in solchen Fällen Stunden und Tage hinter der Front hin und her und kamen immer zu spät. Die Planer lernten nie, dass wir das schwere Gerät und die belgischen Rösser nicht schnell bewegen können. Kommt eine Steigung, geht den Pferden auf halber Höhe die Luft aus, und sie müssen sich, oft die Nacht über, erst erholen. Besser, wir hätten uns nicht bewegt und hätten geschossen.

Erfahrungen dieser Art hatten wir, die wir hier in Harsleben festsassen, reichlich. Wir warteten darauf, gefangenommen zu werden. Mehr als 1'000 Kilometer Rückzug, im Trott zurückgelegt, lagen hinter uns. Würden die Rösser auch ordentlich versorgt, wären wir hier nicht zur Stelle? Nachmittags kam dann eine US-Patrouille in ihren Jeeps durch das Dorf

gefahren. Sie staunten über unsere Kanonen und das tatsächlich ausgezeichnete Pferdmaterial, das wir ihnen zeigten. Dann nahmen sie uns symbolisch «gefangen», indem sie uns die Seitengewehre abnahmen. Dass sie uns zur Wartung von Gerät und Pferden brauchten, sahen sie ein. Sie kamen aus dem mittleren Westen der USA, hatten ihrerseits Erfahrung mit Pferden und Traktoren. Spätabends brachten sie noch Verpflegung (Kekse, Fleisch in Dosen, Ice Cream). Sie hatten uns ins Herz geschlossen.

Auf Nebenpfaden

Nördlich von Hannover, auf Nebenwegen, die schon zur Heide gehörten, wurde eine Pferdeherde von hoher Qualität vorwärtsgetrieben. Die Treibermannschaft, die zum Gut einer Adelsfamilie gehörte, der Besitzer der Rassepferde, wollte diese zu einem ihr gehörenden, in der Nähe der dänischen Grenze liegenden Gutsbetrieb retten (sie fürchtete Begierlichkeiten der Besatzungsmacht). Dem Treck hatten sich die Feldmarschälle Fedor von Bock und Erich von Manstein angeschlossen. Jeder von beiden verfügte für sich und sein Gepäck über einen Leiterwagen, der von Pferden, die mit denen des Gestüts nicht zu vergleichen waren, gezogen wurden (sie waren zum Ziehen allerdings geeigneter und geduldig). Die Karawane bewegte sich langsam auf Sandwegen dahin. Hier, so weit entfernt von den Hauptstrassen, patrouillierten keine Briten. Einmal kamen sie an einer noch feuerbereiten Artilleriestellung deutscher Truppen vorbei. Der befehlshabende Offizier meldete den Marschällen, die er von den für sie von der Propaganda gefertigten Ansichtspostkarten her kannte, Anzahl und Aufgabe seiner Leute.

Er wünschte sich, nach Hause zu kommen

Noch immer der alte Hochmut. Verpackt in seinem Militärmantel, körperlich intakt, ja pausbäckig. Auch verfügte er über einen Wagen mit Fahrer. Die Schuld, die er in sich trug, war ihm nicht anzusehen. Er bewegte sich vorsichtig, vom Waldrand her näherte er sich dem Grundstück, dem eigenen Haus. Als er es übersehen konnte, hielt er inne. Lange wartete er. Jetzt kamen die Kinder heraus, spielten im Hof und im Garten. Er sah ihnen lange zu. Auch sah er seine Frau, die sich zur Stadt aufmachte. Gern hätte er geduscht, die Kleider gewechselt, Frau und Kinder umarmt. Er durfte sich nicht zeigen. Seine Gegenwart würde die Familie kontaminieren, er konnte auch nicht ausschliessen, dass das Grundstück eine Falle darstellte, wo ihn die Häscher bereits erwarteten. Vielleicht beobachteten sie wie er dasselbe Haus. Als er zum Fahrzeug zurückkam, empfand er stark, dass er diesen Ort nicht wiedersehen würde. Falls er lebendig durchkam auf dem Fluchtweg, den die Kameraden vorbereitet hatten, war er auf unabsehbare Dauer durch einen Ozean von dem, was ihn nochmals so gewaltsam angezogen hatte, getrennt.

«Schuld, der älteste Marmor»

Es sei eine falsche Deutung zu sagen, Schuld sei «so fest wie Stein», bemerkt Ezra Pound. Man kann Schuld nicht mit dem Meissel behauen, sie ist keine Kuller, die man rollt. Für Kraftfahrzeuge, gleich welcher Art, bildet sie kein Hindernis. Auch fliesse eine Schuld nicht (noch könne sie durch einen Aderlass aus dem Schuldkörper abgezogen werden). Sie sei vielmehr in ihrer obsessiv verteidigten EWIGEN LEBENDIGKEIT – wie eine Greisin, die nicht sterben will – dem Atemzug vergleichbar, auch einem Sturm oder Wettersturz. In diesem Sinne war am Bilanztag der Achse, dem 30. April, um Mitternacht ein laut tutender

Ton, keiner Alarmsirene ähnlich, von Pound gehört worden. Er fand niemanden, der ihm den Eindruck bestätigt hätte.

Verschränkung der spirituellen Welten mit den realen

In der spirituellen Welt, die von Sieg oder Niederlage des Landes ja nicht betroffen ist, bewegten sich am 30. April – wie zu jedem anderen Datum – in mikroskopischen Tunneln die ungerächt aus den Vergan-genheiten schweifenden Wesenheiten aus den 52 Wirklichkeiten, die den aristotelischen Planeten entsprechen und die unsere bloss vorge-stellte statistische Realität umhüllen, durch die Orte und Landschaften. Die Anführer dieser Dahinziehenden gaben an, sie seien auf dem Wege zum Gerichtstag des Reiches. Es war aber offenkundig, dass die wilde Jagd der Seelenwanderer, als die sie sich in der Nachtzeit erwiesen, aus vielen anderen Teilen der Welt, so auch aus Tasmanien und aus dem aztekischen Mexiko, kamen und keineswegs nur aus Mitteleuropa. Auch schossen die Züge auf ihrer rasenden Fahrt wie Kugeln durchein-ander. Das erzeugte beim Zusammenstoss kurze Blitze, die aber für die menschliche Wahrnehmung um Dimensionen zu klein waren, um wahr-nehmbar zu werden. Für die Empfindung waren sie Ereignis genug.

Geisterhafte Himmelserscheinung über dem Brocken

In den Monaten vor seinem Tod, in denen er sich bereits sehr schwach fühlte (er inszenierte eine Revue nach Alfred Döblins NOVEMBER 1918 am Deutschen Theater in Berlin), entwarf Einar Schleaf in den Arbeitspausen seine SKIZZEN FÜR NEUES MUSIKTHEATER. Auf Tonbändern hatte er für das Projekt bereits die Musik von Bach, Wag-ner, Gluck, Purcell, Rihm und Nono gesammelt. Gewaltige Chöre und nicht Theaterszenen galten ihm als Ausdrucksmittel.

Ihn beschäftigte die Vision seiner (vermutlich «besessenen») Sanger-

hauser Klavierlehrerin, die in der Nacht vom 30. April auf den 1. Mai, der Walpurgisnacht, eine Lichterscheinung vor allem in östlicher Richtung gesehen haben wollte, die sie als «wilde Jagd» charakterisiert hatte: eine «ungewöhnliche, leuchtkräftige Sturmbildung» über dem Brocken. Es ist ausgeschlossen, dass ich mich getäuscht habe, antwortete sie auf Fragen. Sie befand sich in einem Leiterwagen schon auf der Flucht nach Westen, unterbrach dann noch vor Braunlage aufgrund des intensiven Eindrucks die Reise und fuhr nach Sangerhausen zurück.

Jetzt zog Schleef Goethes frühe Entwürfe zur WALPURGISNACHT IM HARZ hinzu. Er hielt es für möglich, dass sich die Phrase der politischen Propaganda «Nun, Volk, steh auf, und Sturm, brich los» infolge einer Fehlschaltung in die FELDLINIEN DER SPIRITUALITÄT jener Nacht verirrt hatte. Die jährliche Versammlung der Hexen und ihrer Adhären-ten in der letzten Aprilmacht gab daraufhin für einen historischen Moment ihr Für-sich-Sein auf. Auch war es möglich, so Schleef, dass das plötzliche Eintreffen von soviel FRISCHEN TOTEN eine Art Kurzschluss unter den Geistern ausgelöst hatte.

Schleef hatte die Klavierlehrerin so verstanden: Hexen, missbrauchte Frauen aus ganz Europa, die komplette Geisterschar haben den Propagandaspruch wörtlich genommen, sich als letztes Aufgebot verstanden und sich zum Vernichtungsturm formiert. In Schleefs Skizze heisst es: Eine Vergeltungslust ergriff sie, die zwischen den fliehenden Kolonnen deutscher Truppen, den Panzern der Roten Armee, den vorstossenden Westalliierten, also nach Vaterländern, keine Unterschiede machten. Dieser Sturmwind vernichtete für einige Stunden alles, was ihm gegenüberstand. Die Verluste durch diese Explosion aller UNGERECHT VERBRANNTEN DIESER ERDE sind in keiner Liste der miteinander kriegführenden Mächte angemessen aufgeführt, meinte Schleef.

Schleefs Skizze schliesst mit dem letzten der sieben Bewegtchöre: einer videogestützten Musik mit der Bezeichnung: «Leuchtendes Sturm- und Gewittergewölk», vom Chor gesummt. Das symphonische Gemurmel und Geächz geht über in das populäre Lied:

«Leonore fuhr ums Morgenrot, und als sie rum war, war sie tot». Schleef nannte den neuen Revue-Entwurf TRAUERODE FÜR CHOR UND MUSIK. Seiner Auffassung nach war das Werk dafür bestimmt, den Schlusssatz der Neunten Symphonie als Offizialmusik bei feierlichen Anlässen in Europa künftig zu ersetzen, da Beethovens respektables Werk «ungeeignet ist, die Vision der Sangerhauser Klavierlehrerin wiederzugeben, die Fräulein Bülow hiess». Man muss nämlich unterscheiden zwischen der unwirklichen Realität, in der wir alle leben, und dem Originalton der VERLORENEN GESCHICHTE, die sich ungewöhnlich und erhaben äussert: In ihr sterben die Verbrannten und Ermordeten nicht, sondern stehen am Ende auf und brechen als Sturm los.

HEINER MÜLLER DAS EISERNE KREUZ

Im April 1945 beschloss in Stargard in Mecklenburg ein Papierhändler, seine Frau, seine vierzehnjährige Tochter und sich selbst zu erschiessen. Er hatte durch Kunden von Hitlers Hochzeit und Selbstmord gehört.

Im ersten Weltkrieg Reserveoffizier, besass er noch einen Revolver, auch zehn Schuss Munition.

Als seine Frau mit dem Abendessen aus der Küche kam, stand er am Tisch und reinigte die Waffe. Er trug das Eiserne Kreuz am Rockaufschlag, wie sonst nur an Festtagen.

Der Führer habe den Freitod gewählt, erklärte er auf ihre Frage, und er halte ihm die Treue. Ob sie, seine Ehefrau, bereit sei, ihm auch hierin zu folgen. Bei der Tochter zweifle er nicht, dass sie einen ehrenvollen Tod durch die Hand ihres Vaters einem ehrlosen Leben vorziehe.

Er rief sie. Sie enttäuschte ihn nicht.

Ohne die Antwort der Frau abzuwarten, forderte er beide auf, ihre Mäntel anzuziehen, da er, um Aufsehen zu vermeiden, sie an einen geeigneten Ort ausserhalb der Stadt führen werde. Sie gehorchten. Er lud

dann den Revolver, liess sich von der Tochter in den Mantel helfen, schloss die Wohnung ab und warf den Schlüssel durch die Briefkastenöffnung.

Es regnete, als sie durch die verdunkelten Strassen aus der Stadt gingen, der Mann voraus, ohne sich nach den Frauen umzusehen, die ihm mit Abstand folgten. Er hörte ihre Schritte auf dem Asphalt.

Nachdem er die Strasse verlassen und den Fussweg zum Buchenwald eingeschlagen hatte, wandte er sich über die Schulter zurück und trieb zur Eile. Bei dem über der baumlosen Ebene stärker aufkommenden Nachtwind, auf dem regennassen Boden, machten ihre Schritte kein Geräusch.

Er schrie ihnen zu, sie sollten vorangehen. Ihnen folgend, wusste er nicht: hatte er Angst, sie könnten ihm davonlaufen, oder wünschte er, selbst davonzulaufen. Es dauerte nicht lange, und sie waren weit voraus. Als er sie nicht mehr sehen konnte, war ihm klar, dass er zuviel Angst hatte, um einfach wegzulaufen, und er wünschte sehr, sie täten es. Er blieb stehen und liess sein Wasser. Den Revolver trug er in der Hosentasche, er spürte ihn kalt durch den dünnen Stoff. Als er schneller ging, um die Frauen einzuholen, schlug die Waffe bei jedem Schritt an sein Bein. Er ging langsamer. Aber als er in die Tasche griff, um den Revolver wegzuworfen, sah er seine Frau und die Tochter. Sie standen mitten auf dem Weg und warteten auf ihn.

Er hatte es im Wald machen wollen, aber die Gefahr, dass die Schüsse gehört wurden, war hier nicht grösser.

Als er den Revolver in die Hand nahm und entscherte, fiel die Frau ihm um den Hals, schluchzend. Sie war schwer, und er hatte Mühe, sie abzuschütteln. Er trat auf die Tochter zu, die ihn starr ansah, hielt ihr den Revolver an die Schläfe und drückte mit geschlossenen Augen ab. Er hatte gehofft, der Schuss würde nicht losgehen, aber er hörte ihn und sah, wie das Mädchen schwankte und fiel.

Die Frau zitterte und schrie. Er musste sie festhalten. Erst nach dem dritten Schuss wurde sie still.

Da war niemand, der ihm befahl, die Mündung des Revolvers an die eigene Schläfe zu setzen. Die Toten sahen ihn nicht, niemand sah ihn. Er steckte den Revolver ein und beugte sich über seine Tochter. Dann fing er an zu laufen.

Er lief den Weg zurück bis zur Strasse und noch ein Stück die Strasse entlang, aber nicht auf die Stadt zu, sondern westwärts. Dann liess er sich am Strassenrand nieder, den Rücken an einen Baum gelehnt, und überdachte seine Lage, schwer atmend. Er fand, sie war nicht ohne Hoffnung.

Er musste nur weiterlaufen, immer nach Westen, und die nächsten Ortschaften meiden. Irgendwo konnte er dann untertauchen, in einer grösseren Stadt am besten, unter fremdem Namen, ein unbekannter Flüchtling, durchschnittlich und arbeitsam.

Er warf den Revolver in den Strassengraben und stand auf.

Im Gehen fiel ihm ein, dass er vergessen hatte, das Eiserne Kreuz wegzuerwerfen. Er tat es.

IM NACHWINTERLICHEN WESTERWALD WURDEN BRITISCHE GEFANGENE UNTER DEUTSCHER BEWACHUNG FRIEDEND NACH OSTEN GETRIEBEN. DIE KLEINE KOLONNE MARSCHIERTE UNBEHELLIGT VON DEN GROSSEN ZANGENARMEN DES ALLIIERTEN VORMARSCHES, DIE SIE LÄNGST ÜBERHOLT HATTEN. AN DER SPITZE DER KOLONNE:
ALFRED KRUGK.



Abb. 7: Alfred Krugk.

Der letzte Meteorologe von Pillau

Die zyklonale Umbiegungsstelle des ortsfesten skandinavischen Haupttiefs liegt im Bereich der östlichen Ostsee. Die Trecks und die nach Kopenhagen strebenden deutschen Schiffe erfreuten sich in diesem Osten des europäischen Erdteils gerade zu der Zeit eines beständigen Wetters. Wärmer als in anderen Jahren, der Rettung günstig.

Der Meteorologe Dr. Erwin von Freitag, der die «zyklonale Umbiegungsstelle» (etwa 70 Kilometer nordöstlich von Bornholm) kannte, hatte seinen dicksten Wintermantel angezogen, als er die Wetterstation in Pillau verliess, trug eine Tasche mit wichtigen Messgeräten des Wetterdienstes bei sich und zog mit mehreren tausend Kriegsgefangenen in einer langen Kolonne nach Osten. Keiner der Bewacher fragte ihn, den Wissensträger, etwas. Keiner von den Kameraden, die das Wetter hier ja sahen, wollte von dem Experten etwas wissen. Und doch besass er ausser dem geringen Fett, das seinem Körper (wie dem der anderen marschierenden Kameraden) noch geblieben war, ein besonderes Selbstbewusstsein, das sich letztlich als lebensrettend erwies (und den Leib schützt wie der Tran die Innereien des Wals). Er nämlich vermochte auch ohne neu-

erliche Verwendung der mitgeführten Instrumente im Umkreis von 2'000 km² vorherzusagen, was an den Himmeln geschehen würde. Das ergab sich für ihn aus der Erfahrung. Es gibt keinen Blitz des Zeus oder eine Singularität des Wetters in diesen Breiten; wenn das ganze Reich zerfällt, bleibt doch die Trägheit des Wetters im europäischen Nordosten.

2

Reinhard Jirgl

Krieg's Geburten	67
Nach Spiel. Glücklicher Schatten	70

Krieg's Geburten

In der marschierenden Kolonne aus dem Westerwald befand sich auch der deutsche Feldwebel Alfred Krugk (geboren 1914, im=Herbst des 1. Weltkriegsjahrs), der von seinen Vor-Gesetzten zu schreib-Diensten herangezogen ward.

Der Meteorologe Dr. Erwin v. Freitag, dessen ausgesprochene Pedanterie, zusammen mit einem gerüttelt=Mass an Stande's Dünkel, Jedermann bekannt war, erlaubte niemand anderem Buch-zu-führen über Sein=Fach=Das-Wetter -. Zu Frieden's Zeiten bestand sein Forschungsgebiet in der Wetterbeeinflussung, künstliche Massnahmen zur Veränderung des sogenannt natürlichen Wetterablaufs. Mittels Einsatzes bestimmter Chemikalien, wie beispielsweise Silberjodid, die, in=Bomben verkapselt, in die Troposphäre hinaufgeschossen & dort gezündet wurden, liessen Wolken über genau=definierbaren Regionen sich ausregnen. Mit anderen Chemikalien gelang auf ähnliche Weise die künstliche Erzeugung von Nebel, Hagelschlag sowie deren Umkehr: die Auflösung von Nebelbänken, die Verhinderung von Regen Hagel Schneegestöber. Vieles davon war allerdings vorerst Theorie, der Umsetzung in Diepracksis standen die verknappten Budgets zuwider. Doch immerhin rückte die Arbeit des Meteorologen v. Freitag in die höchste Stufe für Krieg's Wichtigkeit auf, denn der-Führer=selbst hatte sich ausgiebig mit den Feldzügen Napoleons beschäftigt & kannte daher Die Unsichtbare Hand Deswetttersals entscheidende Grösse für den Aus-Gang von Schlachten. Wären die-Berechnungen v. Freitags richtig & liesse Daswetter, diese bislang so eigen-sinnige, unvernünftige Grösse, gemäss-Plan künstlich sich erzeugen & verändern, dann entschied fürderhin das-Kriexglück sich bereits in der Troposphäre. – Seiner wicht-Ichkeit ein Mal bewusst geworden – Man hatte den Zivilisten v. Freitag in den Rang eines Oberstleutnants (ohne Befehlsgewalt) versetzt & ihn kurzerhand Demheer igegliedert, erstrebte Erwin v. Freitag seine *Unabkömmllichkeit*, die ihn vor dem gefürchteten Einsatz an der-Ostfront bewahren helfen sollte. Also gewährte er nie-

mandem, auch seinen engsten Mitarbeitern nicht, i-Blick in seine=For-
 sungsunterlagen. – So hatte er für Tag&stunde Der-Ardennenoffen-
 sive dem-Befehlsstab wolkenlosen Himmel vorhergesagt & damit vom
 meteorologischen Aspekt Dasscheitern des-Angriffs (u.a. keine De-
 ckung für die-Bomberverbände), indes Niemand=von-Denen=Oben bei
 O-Ka-Ha u: O-Ka-Weh glaubte ihm; die wollten sich schliesslich
 vonnem popligen *Wetterheini* Den-Endsiech nich vermasseln lassen. –
 Nun aber marschierte auch der-Wissen's Träger & Wetter-Ex-Perte in-
 Richtung=Osten, in die letzte Richtung die ihm daher als Aus-Weg er-
 scheinen musste.

Ganz anders der Feldwebel Alfred Krugk. Aus der Tätigkeit des-Auf-
 schreiben=Müssens von Heere's dienstlichen Belangen & Übrigem mi-
 litärischen Kram hatte sich für den Feldwebel das-Andere-Schreiben
 herausgelöst: Heimlich begann er, Tage-Buch zu führen. Anfänglich mit
 dem kargen Zu=Griff des-Soldaten auf Diesprache, Worte, die mög-
 lichst getreulich Schrecknisse als auch die-fürchterliche=Öde der-
 Kriegstage&nächte abschilderten, präzise aber ohne Seele. Als wäre
 das-Schreibzeug der Spaten, mit dem der-Soldat ins Erd=Reich der
 Sprache seine Hiebe sticht, um sich izugraben für den-An=Griff: Kurze,
 hart geschnittne Notate über Alltag's Belange des-Einsatzes (Kriegs-
 züge bestehn hauptsächlich aus Marschieren, Warten, Langerweile mit
 Besäufnissen & hochtoureendem Stumpfsinn, dem schliesslich selbst
 der-Untergang als willkommne Abwehlung vorkommen kann; die-
 Mensch=Routine in Zeiten Deskrieges) Der heimliche Schreiber kann-
 te noch nicht die grundsätzlichen Verschiedenheiten=in-Dersprache, die
 dem Unterschied entsprechen zwischen dem-Kartografen einer Land-
 schaft u: dem Wanderer der in=diese-Landschaft hineingeht. – Doch al-
 lein durch das-Tun des Schreibens, ähnlich dem-Reden zum Verfertigen
 des Gedankens, länderten sich rasch die-Worte mit denen er schrieb;
 langsam trat unter seiner Schreibhand aus Demstein der Allerwelt's
 Sprache *Seine=Sprache* hervor, als wär er Bildhauer, der mit dem Meis-
 sel aus Demstein dessen innere=Skulptur, die Darin nur=er zu sehen
 vermag, herausschlagen kann. Denn wer zum Schreiben geboren ist,

dem sagt Die-Schrift, !wohin Sie will. – So erkannte der Feldwebel Alfred Krugk, der während seiner Krieg's 1 sätze in Europa bereits viel herumgekommen war, in den Letztentagen=Dieseskriegs etwas, das wohl *seine Rettung* heissen konnte: *Derschrecken, gebannt=in=Wörtern, kann mir nur wenig noch anhaben. Denn !Was an Schrecken ich aufgeschrieben habe, das kann nicht mehr geschehn.* Sagte sich gewiss der Feldwebel Alfred Krugk & schrieb seither unermüdlich=so lange&soviel, wie Einemaschine, – bis sie dereinst zerbrochen wird. Aus 1 «Ahasver-des-Krieges» trat ein Schriftsteller hervor. Neben seiner leiblichen Geburt im 1. Krieg war Das seine 2. Geburt in einem andern Krieg.

Dabei konnte der neu=geborene Schriftsteller sogleich erfahren: Die Kommando=Höhe eines Schriftstellers, dem Oberbefehls-Haber über seine=Wörter, ist! niemals identisch mit der militärischen politischen od der materiellen Kommandohöhe, jenen mechanistischen Verfügung's Gewalten lediglich über Fleisch & Material. Vielmehr ist oftmals das Eine der offene Gegner des Andern. *Sehe ich ein Oberhaupt stelle ich mir sein Aus-Sehen vor Ohnehaupt.* Ein Schriftsteller muss in=Tarnung bleiben – das « Lathe biosas » des Epikur sei ihm Verhaltensregel.

Etliches aus Alfred Krugks Konvolut – Auf-Zeichnungen Textanfänge (auch Gedichtteile, die kurzatmigen Sprachpollutionen, wie gewiss bei allen=Schreibanfängern) befanden sich darunter – ging während der letzten Kriegstage & während des-Nachkriegs verloren. Er=selbst, nachdem er dem Feuermahlstrom Deskriegs entkommen war, ist im Treibsand des Nach-Kriegs verschwunden. Seneca: Die-Unauffindbaren u Die-Vergessnen sind Allzeit die Glücklichsten. 1 Kamerad Alfred Krugks (dieser Mann möchte auf-eigenen-Wunsch anonym bleiben) hatte nach dessen Verschwinden jenes Konvolut an=sich genommen & schliesslich nach Langenjahren des Zögerns an uns weitergegeben. So verdanken wir diesem willentlich=Namenlosen einige der in diesem Buch enthaltenen Texte, Notate und Miscellen. Über den Verbleib des Heere's Schreibers Chronisten Schriftstellers Alfred Krugk ist auch weiterhin nichts bekannt.

Das erste, allerdings stark verschmutzte &, weil mit dem dienstlichen Tintenstift geschrieben u daher nun in zerlösten Schriftzügen erscheinende Blatt im Format A 5 seiner Niederschriften trägt das Datum vom 30. April 1945.

(1 Szene, geschrieben von Alfred Krugk)

Nach Spiel. Glücklicher Schatten

Stehend Ka-U: 1 Reich ein Volk, das Seil=der-Ab-Hängigen Um-den-hals=die Nabelschnur zum über-Stehen im Zug der-Starken-Herren. Jeder ist Herr auch Die Frau & stärker seit Der Herr auf=Erden kam, der Hund den es nicht gibt. Welt=Herr-schafft, begründet in 3 Worten: Geboren. Gekreuzigt. Geerdet. Das reicht für Krieg Hass & Morden Dreitausendjahre und länger. Alle Schiffe alle Gehirne unter=Feuer u: Nichts ist verbrannt. Wut bleibt Wut, Hass bleibt Hass. Der Rest=die-Welt für dich od 1 Andern, der ist wie Du. Was übrigbleibt ist für die-Ratten & andere Funktionäre. Neuezeit mit Neuen Helden: Kopf geneigt. Nirgendsblick. Schuld, der älteste Marmor, geschlagen aus Demfels der Vergangenheit, dadran gefesselt der-Promethiden Hirne & Seelen, Hoffnung die Brech-Stange zum Massen-Mord (?Welch Geier will Heute noch Leber fressen). Unter Schuld stumpf geworden & dünnegepresst der Reisende=1 Vergessner zum Tod. Sterben=1-Leben=zulang. Tod natürlich, aber noch nicht jetzt, und Jetzt ist Immer. Der blödeste Witz. Immer, das beginnt immer mit=Familie. Im-Ende bist!du dran. Darum ländere Alles: Name, Herkunft, Sprache, Schrift, Körper. Vor allem:!Ändere dein Lächeln. Ich möchte so tief unter Der-Sprache lebendig beerdigt liegen – wie du, Freund aus vergangnen Jahren der du dich in=Den-staub gemacht hast vor deiner Zeit u vor mir, denn ich bin der Ältere & hätte den-Vor-Tritt verdient –, dass ich vergessen kann indem ich über Dieses Grosse Vergessen zu sprechen finde. Die Fremden-Sprache nach dem-Aufstand der Wörter. Jeder Aufstand ist schön, solange dein Messer im Hals des-Peinigers steckt od deine Kugel im=Herz

des-Schinders. Aus Demschrei der Guten Hoffnung die Krieg's Geburt.
Und wieder Einewelt=Vollerversprechen.

Versprechen um mich zu sprechen. Um zu sprechen mich versprechend.
Versprechen um nicht mich zu sprechen. Um zu sprechen mich nicht versprechend.
Versprechen um mich nicht zu sprechen. Um zu sprechen nicht mich versprechend.

Das Ich, das Über-ich lachen kann. Wenn auch zu laut u mit schiefem Maul. Du bist freundlich gewesen. Sagt das Ich. Du warst zu Anderen stets freundlicher, als Andere zu dir. Der Freundlichste muss die-Zeche bezahlen. Der heckende mehr-Wert für Gesellschafft. Doch wo Alles ins=Verrohen stürzt, fehlt dem Freundlichen der Freund. Das Ich, 1 verdreckter Soldat in ?Wer-macht's Lumpen, mitten auf der Strasse stehend, steckt die Pistole ins Maul & drückt ab. Eine gefällte Vogelscheuche stürzt zu=Boden. Dort bleibt zurück 1 sternförmiger Flecken Blut & eine wirkliche Gestalt. Der Kopf des Toten liegt inmitten des Blutsterns aus eigenem Hirn, die Unbekannte Ikone für alle Vergeblichkeiten. 1 der britischen Gefangenen in der Nähe schielt auf den Toten=Imdreck u raunt (was nur ich hören kann): – *Lucky shadow*.

3

In einem anderen Land

Das grossräumige Himmelsgeschehen, neutral gegenüber den stürmisch sich verändernden Fronten auf dem Boden	75
Urteil im Morgengrauen	77
Metapher eines Flüchtlings, der in das neutrale Land geriet	79
Werden Sie in absehbarer Zeit auswandern?	80
Aktuelle Werbung für eine Lebensversicherung	81
Zeitungsmeldung über eine tragische Einzelheit	82
Transfer von Fremdarbeitern durch die Schweiz in ihre Heimatländer	83
Grenzübertritt eines Lazarett mit Schwerverwundeten	83
Freie Zeit	84
Wochenprogramm in den Kinos von Zürich	85
Das Spreng-Dispositiv im Gotthardtunnel	87
Auf der «Schwarzen Liste»	88
Hintergrundgespräch 1983	90
Lakonische Antwort	91
Ein Nachzügler	92

Er besitzt Ortskenntnis. Nachts bringt er den Kahn auf den See in Richtung Schweiz. Die Suchboote des deutschen und des Schweizer Zolls verraten sich durch winzige Lichter am Bug, auch wenn sie noch nicht zu hören sind. Er muss sie vorbeilas- sen. Es sind hier nur etwas mehr als 1'000 Meter zurückzule- gen bis zum rettenden Ufer.

Lange hat er an der Ostfront Transportflugzeuge geflogen. Dann sollte seine Einheit (mangels Fluggeräts und mangels Betriebsstoffs) geschlossen zur Waffen-SS überführt werden. Er war Halbjude. Die Familie hatte das bis dahin bei allen Meldungen und papierenen Unterlagen (gegen alle Wahr- scheinlichkeit) geschickt verdeckt. Der Familienname war noch 1928 geändert worden. Beim Einzug in die Waffen-SS rechnete er mit einer schärferen Prüfung. Ob sein Vorbringen, mit dem er um Aufnahme auf Schweizer Boden bitten würde, Bestand hätte? Er konnte nur darlegen, nichts beweisen.

Durch ein Waldgebiet hindurch. Schliesslich Meldung bei ei- ner Behörde des Landes. Es ist schon spät im Krieg. Die Schweiz will sich keinem Verdacht einer Neutralitätsverletzung jetzt noch aussetzen. Der Argus-Blick der alliierten Kontrol- leure kümmert sich auch um Geringfügigkeiten. Seitdem der Druckausgleich zwischen den Kriegsgegnern infolge der Zer- trümmerung der Achse nicht mehr funktioniert, nimmt die Ein- wirkung der Alliierten auf das souveräne Land zu. Sobald der Flüchtling den Boden der Schweiz betreten hat, fühlt er sich in einer ANDEREN WIRKLICHKEIT. Die Unruhe, die er mitge- bracht hat, lässt ihn weiterhin Zweifel daran hegen, ob er sich bereits in Sicherheit befindet.

Das grossräumige Himmelsgeschehen, neutral gegenüber den stürmisch sich verändernden Fronten auf dem Boden

Der Wetterbeobachter der Station Jungfraujoch (wirft man aus dieser Schweizer Höhe einen Schneeball nach Süden, so wird er dem Mittelmeer, schmeisst man den Schneeball nach Norden, wird er der Nordsee ein Quantum Wasser zuführen) notierte, dass die Aussengeräte in der gestrigen Nacht -40° gemessen hatten, was im Verhältnis zu den Vorjahren zu kalt war. Die ersten zwei Aprildekaden dagegen waren um $4,5^{\circ}$ Celsius zu warm gewesen. Seit Mittwoch, dem 25. April, hatten sich zwei Kälteeinbrüche ereignet. Der Schweizer Meteorologe schrieb in Sütterlinschrift.

Wie schon der erste war auch der zweite (gestrige) Kältevorstoss vom Atlantik ausgegangen. Dort stehen jedes Jahr über dem Ostgrönlandmeer arktische Luftmassen bereit. Sie fliessen im Rücken von Tiefdruckgebieten nach Süden bis zur Grenze der Passatzzone. Am Ostabhang der nordatlantischen Antizyklone geben die süd- und südostwärts wandernden Druckabfallgebiete der gewaltigen über Grönland lagernden Atlantikluft stets neue Impulse zum Ausstropfen. Diese Fallgebiete (über 400 Kilometer hin, wie der Abhang eines Kontinentalschelfs aus Luft) bilden Randwirbel, die nach Europa vorstossen.

Ein solcher Vorstoss hatte den blauen Himmel über Mitteleuropa jäh ausgelöscht, der drei Wochen lang für die Bomberkommandos günstig gewesen war. Der Mann auf dem Jungfraujoch stand in ungeschützter Funkverbindung mit dem Schwesterbüro in Bern. Noch vor kurzer Zeit waren solche Messungen sowohl für die Alliierten als auch für das Deutsche Reich von geheimdienstlichem Interesse gewesen. Jetzt waren die militärischen Stäbe dort zu aufgereggt, um sich für die Voraussage des Wetters noch zu interessieren.

Bei Kälterückfällen im späten April, fuhr der Meteorologe fort, wölbt sich zuvor das Azorenhoch sehr rasch nordwärts bis zur Polarregion auf: ein Hochdruckzelt, von dem die kalten Nächte über dem Eis lange zehren. Im Meeresbereich um Island bleibt dieses Luftdruckmaximum auf Wochen hin stationär.

Hier dampften noch immer Kolonnen von Handelsschiffen, vom amerikanischen Kontinent kommend, zum Ort der Schiffsversammlung nördlich der Insel und dann weiter in Richtung Murmansk. Vor Kriegsende in Europa konnte dieser Nachschub die Rote Armee nicht mehr erreichen. Kontroller der USA hatten deshalb den Abbruch der Seetransporte empfohlen. In den zuständigen Organisationen der Westalliierten, die hierüber zu entscheiden hatten, sorgten aber eingesickerte Vertrauenspersonen dafür, dass (unter Nutzung der Trägheit, die zum Charakter aller Institutionen gehört) noch soviel werthaltige Produkte wie möglich das Vaterland der Werktätigen erreichten. Auch waren die Schiffseigner an der Fortführung der Transporte interessiert: Die Bauträger von Liberty-Schiffen brauchten einen Grund für Neubauten. So fuhr eine Frachtschiffkolonne, die von hohem Provisions- und Vermögenswert war, nördlich der Bäreninsel in Richtung Osten. Der Sturm, der das Polarhoch wie ein Wolfsrudel umkreiste, stiess auf diese Dampfer. Sechs Schiffe gingen verloren, aus Unkenntnis des in diesem Gebiet regelmässigen Wettergeschehens.

Eine Patrouille Schweizer Grenzsoldaten, die zwischen Bodensee und Basel ein Waldgelände bewachten, kampierte in der Nacht zum 30. April 1945 in sieben Zelten. Nach dem Weckruf stiessen sie draussen auf Rauhreif. Mit ihren erstarrten Gliedern war die Truppe zwanzig Minuten später nicht in der Lage, eine Rotte von deutschen Zollbeamten aufzuhalten, die bewaffnet auf Schweizer Gebiet rannten und in den Wäldern verschwanden (1943 noch Riesen, jetzt Leute, die Rettung suchten). Warnschüsse der Schweizer wurden von den bewaffneten Kollegen erwidert: eine doppelte Rechtsverletzung, die Überschreitung der Grenze, die Benutzung deutscher Dienstwaffen auf Schweizer Boden. Auch wenn es sich um ungezielte Schüsse handelte, welche die Verfolgung

verzögern sollten. Die klammen Glieder der Grenzer, die vielleicht gegen 11 Uhr für einen Dauerlauf zu gebrauchen gewesen wären, waren durch Befehle des Einheitsführers in der Frühe nicht wirksam zu aktivieren.

Urteil im Morgengrauen

Dr. von Dach, ausserordentlicher Gerichtspräsident am Berner Straftamtsgericht, betrat verkatert den miserabel beleuchteten Sitzungssaal. An den für acht Uhr früh festgesetzten Sitzungsbeginn konnte sich sein dicker Leib noch immer nicht gewöhnen. Die Marotte des Frühbeginns bestand in der Schweizer Justiz seit Anfang des Krieges. Sie entsprach der Vorstellung, dass sich alle Behörden auf den Zustand des Ernstfalls einzustellen und somit zu sputen hätten (obwohl genug Justizpersonal vorhanden war, mit dem man auch zivil gegen elf Uhr die Termine hätte anberaumen können).

Hier waren angeklagt: ein 35jähriger Kaufmann, ein 46jähriger Buchhalter und der Generaldirektor einer Privatfirma aus Genf. Die beiden erstgenannten Angeklagten waren Mitarbeiter des Eidgenössischen Kriegstransportamts. Bei seiner Ansprache zur Eröffnung des Haupt-sacheverfahrens kritzelte Dr. von Dach auf den roten Deckel der Akte (was man eigentlich nicht darf, weil es sich um eine Urkunde handelt, obwohl man auch die Auffassung vertreten kann, dass die Urkunde erst mit Blatt 1 unter dem Aktendeckel beginnt): «Verführung durch Krieg». Es handelte sich um einen Fall von ungetreuer Amtsführung.

Der Angestellte Olbers war dafür zuständig, Überseefrachten von Import- und Exportgesellschaften abzuwickeln. In Höhe von 83'990 Schweizer Franken hatte er einer Privatfirma in Genf ohne Grund Rückvergütungen zugesprochen. So allein 24463 Franken für eine angeblich von britischen Kontrolleuren veranlasste Deckverladung auf einen Dampfer in der Karibik anstelle einer Verladung der Güter mit Kran. Als Gegenleistung hatte er sich vom Generaldirektor Gérald Moulin ein

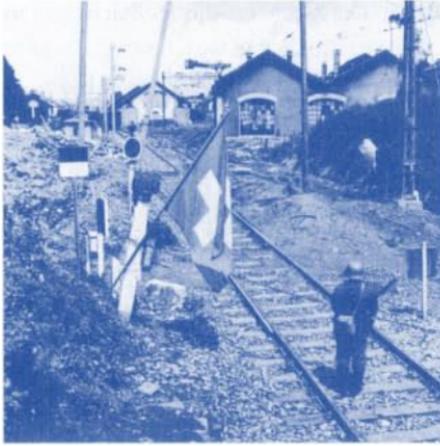


Abb. 8: Bahnstrecke am Grenzübergang von der Schweiz zum besetzten Frankreich.

nicht rückzahlbares Darlehen von 5'500 Franken gewähren lassen. Auch wurde er mit 6'000 Franken zur Bestechung des Buchhalters Hermann Inken ausgestattet, der ebenfalls dem Kriegstransportamt angehörte. Dies erfüllte die Tatbestände: Begünstigung, Bestechung, Urkundenfälschung.

Schon um zehn Uhr hatte Dr. von Dach das Urteil gefertigt und verkündet. Jetzt sass er bis zum Mittagessen um ein Uhr in der Kantine untätig herum, nur weil die Justizverwaltung und der Schematismus der Kriegszeit es so wollten. Nirgends ein Lager, wo er sich zu einem Schläfchen hätte hinlegen können.

Das Kriegstransportamt hatte während der alliierten BLOCKADE und der deutschen GEGENBLOCKADE Wunder an Zuverlässigkeit und Interessenausgleich bewirkt. Im internationalen Handel besass die Schweiz keinen Hafen. Aller Strassen- und Eisenbahnverkehr Schweizer Güter unterlag einem dem Handel feindseligen Gewirr von Regelungen. Keine Machete besitzt die Schweiz zur Bahnung von Wegen durch solchen Dschungel. So ist alles auf intelligentes Feingefühl der Angestellten des Kriegstransportamts angewiesen, das die Alternative dazu bildet, dass die Alliierten oder die Deutschen selbst kontrollieren.

Das, so Dr. von Dach, macht die Angestellten des Amtes für Anfälle der Vorstellungskraft empfänglich. Und die ist an der Grenze zur Untreue schwer aufzuhalten. In der Schläfrigkeit der Morgenstunde hatte Dr. von Dach ein mildes, mitempfindendes Urteil verkündet. Von Kollegen wurde er dafür gerügt. Den ganzen 30. April über hatte von Dach nichts weiter zu tun.

Metapher eines Flüchtlings, der in das neutrale Land geriet

Harald Welzer erzählt folgende Geschichte:

Ein Jude in Berlin, der sich dem Verschleppungszug nach Riga entziehen konnte, aber zu diesem Zeitpunkt keine Fluchtmöglichkeit aus dem Reich sah, entschied sich, sein Heil nicht darin zu suchen, dass er sich verbarg (in jedem Versteck würde man ihn gesucht haben), sondern er trat öffentlich auf, in elegantem, weissem Anzug, in bester Gesellschaft. Die Frechheit verbarg ihn. Von Beruf Graphiker, verwandte er seine Kunst darauf, sich allerlei Ausweise und Beweise seiner Existenz zu verschaffen, die sämtlich einer näheren Nachprüfung nicht standgehalten hätten, doch wurde er in dem Aufzug, den er gewählt hatte, nirgends geprüft. Er gewann in dieser Rolle neue Freunde, unterhielt Beziehungen zu Frauen von Offizieren. Mehrfach geriet er in Not, die er – Welzer nennt ihn einen *Spieler* – durch Beharren auf seiner Glückssträhne meisterte.

Zuletzt fuhr er mit seinem Fahrrad (die von ihm fabrizierten Ausweise wurden von den Landgendarmen akzeptiert) an die Schweizer Grenze, wo er in einer recht dicht besiedelten Zone, in der niemand einen Grenzübergang von Deutschland in die Schweiz vermutet hätte, in das neutrale Land gelangte. Den Schweizer Behörden offenbarte er sich. Er erhielt Asyl. Er hatte während seines offenen Auftretens in der Berliner Gesellschaft unter permanentem Druck gestanden, ähnlich dem Druck, sagte er, wie er in den Tiefseegräben herrscht. So antwortete er auf die Frage,

wie er sich in der Schweiz fühle: «Wie ein Tiefseefisch im Dorfteich.» Schweizer Umstehende, welche die Metapher nicht aufzulösen wussten, zeigten sich irritiert. Die Schweiz sei kein Dorfteich, sagten sie. Der Gast rede unhöflich.

Werden Sie in absehbarer Zeit auswandern?

Werden Sie in absehbarer Zeit
AUSWANDERN?

Ich hätte grosse Lust, Sie als Lebensgefährtin zu begleiten. Einem lieben, kultivierten Herrn, der Initiative hat und einen zuverlässigen Charakter, möchte ich gerne im fremden Land ein gemütliches, sonniges, eigenes Heim einrichten. Bin junge, charmante Schweizerin, liebenswürdig und aus sehr gutem Hause. Mir entsprechende Herren (27-40 Jahre) sind gebeten zu antworten mit Bild unter Chiffre K6535 an die Annoncenabteilung der *Neuen Zürcher Zeitung*.

Auf dieses Inserat antwortete ein junger deutscher Arzt, Aufsteiger als begabter junger Chirurg und als Parteimitglied, bis dahin Adjutant von Prof. Max de Crinis, der als Reichsärztführer für unheilvolle Taten zuständig zeichnete und sich umbrachte. Als letzten Befehl hatte dieser Chef seinem Adjutanten den Auftrag erteilt, von Berlin nach Graz zu fliehen und sich von dort ins Ausland zu retten. Der junge Mann hatte einen prominenten Angehörigen von Schellenbergs Spionageorganisation durch eine Operation gerettet, und so verfügte dieser Adjutant, der ein künftiges Leben im Ausland ins Auge fasste, über ein reiches Arsenal an Pässen und Reisepapieren, welche das Amt Abwehr, das mittlerweile von der SS übernommen war, nicht mehr benötigte. Aufgrund seiner Zuschrift (mit Bild in Zivil) kam es zwischen der «Schweizerin aus sehr gutem Hause» und ihm über ein Postfach in Zürich, später in Lisbon, zu einem lebhaften Austausch.

Die durch Inserat miteinander verknüpften «künftigen Liebenden» passten, wie sich später ergab, erstaunlich gut zueinander. Nach einiger Kommunikation trafen sie einander in Porto, von wo aus die Überfahrt nach Uruguay für ein Ehepaar relativ unproblematisch war. Der Status der Inserentin als Schweizerin half bei den allfälligen Kontrollen. So gelangten sie nach Montevideo. Der Mann entkam der Nemesis, welche auch die ärztliche Führungsspitze des Deutschen Reichs erfasste, mit Hilfe des glücklichen Einfalls, schon im Anfangsstadium seiner Flucht auf eine Annonce in der *NZZ* zu reagieren und sich so rasch für ein gemeinsames Glück mit einer Schweizerin zu entscheiden. Die beiden hatten fünf Kinder. Später zogen sie um nach Feuerland.

Aktuelle Werbung für eine Lebensversicherung

Die Generalagentur der «Vita «-Lebensversicherungs-Aktiengesellschaft publizierte am 30. April 1945 das folgende halbseitige Inserat:

Fälle, wie sie das Leben prägt

Direktor B., kaufmännischer Leiter eines Industriebetriebes musste unerwartet geschäftlich ins Ausland reisen. Es war aber kein harmloses Unternehmen, denn die Reise führte in ein Gebiet, das zu jener Zeit ständig von den Schrecken des Luftkrieges heimgesucht wurde. Direktor B. hatte vor der Abreise eine kurzfristige Todesfallversicherung auf Ableben für 80'000 Franken versichert.

Nach 272 Monaten kehrte er ermüdet aber wohlbehalten von seiner Reise zurück. 14 Tage später lief die Todesfallversicherung ab und unser Versicherungsvertreter ging zu ihm, um sich zu erkundigen, ob er nicht den Vertrag erneuern wolle. Direktor B. winkte ab. Er habe sechs schwere Bombardements miterlebt, habe bei der Löschung eines Hotel-

brandes mitgeholfen und hunderte Kilometer auf gefährdeten Strecken zurückgelegt ... Wie wolle ihm da, fügte er lächelnd hinzu, bei seiner friedlichen Tätigkeit im Bureau etwas passieren!... Eine Ironie des Schicksals wollte es, dass knapp eine Woche darauf, als er sich auf dem Weg ins Bureau befand, ihn ein Bäcker-Ausläufer mit dem Velo anfuhr. Die Kante des Schutzbleches ritzte ihn am Bein. Es war ein winziges Schnittchen, das er nicht beachtete. Eine schwere Blutvergiftung stellte sich ein. Es verstrichen acht Wochen, ehe er seine Arbeit wiederaufnehmen konnte. Heute besitzt Direktor B. eine «Vita»-Police über 60'000 Franken.

Zeitungsmeldung über eine tragische Einzelheit

Bei Münster im Oberwallis wollten sich Kinder, die ein Flugzeug niedergehen sahen, auf den Landeplatz begeben. Auf dem Wege dorthin stürzte das Söhnchen des Bahnhofsvorstandes Erich Bader in eine etwa 200 Meter tiefe Schlucht. Der Knabe konnte nur noch als Leiche geborgen werden.

Thomas Mann las, seit seiner Zeit in Küsnacht, täglich in einer Schweizer Zeitung, an die er sich gewöhnt hatte (auch wenn sie ihn mit ihrer Fernausgabe stets erst mit einigen Tagen Verspätung in den USA erreichte). Dass eine Einzelheit wie der Unfall eines Kindes Eingang in ein solch internationales Blatt fand, schien ihm den wesentlichen Unterschied zu bezeichnen zwischen der friedlichen Schweiz und den massenhaften Todesfällen in Deutschland, über die, so notierte es Thomas Mann in seinem Tagebuch, es auch deshalb keine einzelne Nachricht mehr gab, «weil die Unzahl von in diesem Land von den Autoritäten und von Nicht-Autorisierten angerichteten Todesfällen die Aufmerksamkeit auf sich zieht».

Transfer von Fremdarbeitern durch die Schweiz in ihre Heimatländer

Im Hafen von Romanshorn liegen drei evakuierte deutsche Dampfer. Sie stehen mit ihrem schmutziggrauen Tarnanstrich in düsterem Gegensatz zu den freundlich-einladenden Schiffen der SBB. In den letzten Tagen trafen von Lindau weitere Schiffe in Romanshorn ein. Sie brachten ein Kontingent an Fremdarbeitern.

Flüchtlinge, die nicht sogleich in ihre Heimat weiterbefördert werden können, gelangen in ein Transitlager: die Zivilisten nach Adliswil und die Militärangehörigen ins Gyrenbad. Nach Ankunft gründliche Desinfektion durch Neocid und Heissluft. Es geht darum, die Einschleppung von Seuchen zu verhindern.

Auf der Rennbahn von Oerlikon, wo vor kurzer Zeit Radrennen stattfanden, warten die noch nicht Gereinigten im Stroh. Viele sind mit Speck, Margarine oder Konserven über die Grenze gekommen. Das Hauptkontingent bilden am 30. April Franzosen, Italiener und Polen; dazwischen Griechen, Tschechen, Holländer. In der Zwischengalerie für Gereinigte, die bereits die eigene Desinfektion sowie die Desinfektion der Kleider und des Gepäcks und das Fassen frischer Wäsche hinter sich haben, ist das Rauchen gestattet. Ein Spieltisch ist eingerichtet, an dem mit französischen Banknoten und deutscher Rentenmark gepokert werden kann.

Grenzübertritt eines Lazarett mit Schwerverwundeten

Vor dem Grenzübergang von Chiasso parkte eine Kolonne mit 46 deutschen Sanitätsfahrzeugen, einige Beiwagenkrads, Lastwagen und PKWs im Gefolge. Es handelte sich um ein mobiles Lazarett mit Schwerverwundeten. Der Chefarzt, der die Kolonne befehligte, hatte bei den Schweizer Grenzbehörden Antrag auf Internierung gestellt. Der Weg zurück, argumentierte er, führt in die Hände der Partisanen. Wer kann mit Bestimmtheit sagen, was sie mit den Schwerverwundeten anstellen?

Heinz Huttiger, der Oberst der Schweizer Grenztruppen, überschritt die Grenze nach Italien und inspizierte die einzelnen wartenden Fahrzeuge. Ihm gefiel, wie ordentlich verpackt und in welchen adretten Sanitätsfahrzeugen diese ärztliche Eliteeinheit hier vor der Schweizer Grenze erschienen war. Er prüfte auch einige Wundverbände auf ihre Echtheit hin. Es schien ihm unplausibel, dass ein Nazi-Funktionär, dessen Übertritt er hätte ablehnen müssen, sich solche überzeugende Wunden zufügen liess, nur um unter einem Vorwand in die Schweiz zu gelangen. Die Schwerverletzten konnte man nicht im Lande herumfahren und warten lassen. Die Beschlagnahme der ausgezeichnet erhalten gebliebenen Sanitätsfahrzeuge für die Schweizer Armee war angeraten. So wurden diesem Lazarett und dessen Chefarzt Asyl auf Schweizer Boden gewährt. Die Verwundeten wurden auf Militärhospitäler verteilt.

Freie Zeit

Eben kam sie hereingerauscht. Jetzt waren noch zehn Minuten «freie Zeit» bis zum Anfang des Films. Zweimal in der Woche hatte das Kindermädchen der Familie Faber in Zürich diese Freizeit, die sie stets im Kino verbrachte. Als Gesamtheit hatten die Filme, die sie in diesem Zuschauerraum schon erlebt hatte, für sie eine Glaubwürdigkeit gewonnen, die es gleichgültig machte, welcher Film genau lief. Sie prüfte gar nicht mehr die Titel.

Sie fühlte sich jung. Sie befand sich hier in einem Zwischendasein, fern von ihrem Heimatort in Graubünden, und in Zürich doch nicht für das ganze Leben gebunden. Nichts aber war so reich wie das Leben in den vielen Filmen, die sie bisher gesehen hatte. Ihr Blut pulste. Das bräunlich gefärbte Licht im Zuschauerraum produzierte eine Dämmerung, die keine Furcht einflösste. Bereits seit dem Vortag hatte sie auf diese Nachmittagsvorstellung gewartet. Das neutrale Dasein, noch ohne, dass der Film überhaupt angefangen hatte! Der Schwebezustand zwischen den Zeiten machte sie «offen», «glücklich». Anders als die Aussicht auf ihr

tatsächliches künftiges Leben mit Mann und Kindern, das auf sie wartete. Denn hier, in den Filmen, waren noch viele Seitenwege und Abenteuer möglich, Abgründe und Glücksfahrten (oft in Kutschen). Sorge überfiel sie, wenn sie an die Herrschaft dachte, für die sie arbeitete. Für ihre Chefin «verwaltete» sie in der Küche, in der diese die Briefe ihres Liebhabers empfing, ein Versteck. Das träumerische Kinder mädchen war beauftragt, sie dem Postboten stets sogleich abzunehmen und dort zu deponieren. Die Chefin plante eine Trennung von ihrem Mann. Wenn diese Ehe zerbräche, wäre auch ihre Zeit als Kinder mädchen zu Ende. Ein Gong und das sehr langsame Erlöschen der Lichter kündigten den Beginn des Vorfilms an.

Wochenprogramm in den Kinos von Zürich

Apollo Liebe ist stärker als der Tod (L'éternel retour)

Rex Gefundene Jahre

Orient Die Zauber-Geige

Erstaufführung. Mit Paul Hörbiger, Gisela Uhlen, Eugen Klöpfer

Pallas Arabische Nächte

Der neueste Millionenfilm Amerikas

Bellevue Erstauflührung! Flucht aus der Hölle

One of our aircraft is missing

Seefeld Grosse Lachwoche! 1. Charleys Tante 2. Die drei lustigen Musketiere

Walche Hölle, wo ist dein Sieg

Cinebréf 1. Aktualitätenschau 2. Berlin im ersten Tagesangriff der USA-Bomber 3. Ärzte auf Pikett 4. Ein DISNEY neuester Anknunft



Abb. 9a-d



Das Spreng-Dispositiv im Gotthardtunnel

Oberst Flierz, Direktor des technischen Rüstungsamts der Eidgenossenschaft, liess den deutschen Militärattaché bei einer Besichtigung des Gotthardtunnels in einem der Nebentunneln einen Blick auf das Spreng-Dispositiv werfen, das im Fall einer Besetzung der Schweiz durch deutsche Truppen gezündet werden sollte. Dass Deutschland gewiss sein konnte, die Eidgenossenschaft werde die Transitunnel zerstören, würde sie angegriffen, verhinderte eine Okkupation und nach 1943 einen Wirtschaftskrieg des Reiches gegen die Schweiz, der aussichtsreich gewesen wäre, da erstmals alle Aussengrenzen der Eidgenossenschaft (also auch zu Italien und Vichy-Frankreich) von Deutschland kontrolliert wurden.

- Wären Gotthard und Simplon tatsächlich gesprengt worden? – Vielleicht nicht.
- Weil man den Schaden später nicht hätte beheben können?
- Eine so gewaltige Sprengung ist technisches Neuland. Wir hätten es vielleicht an einem kleineren Objekt erst ausprobieren sollen.

- Es genüge, dass die Deutschen an die eidgenössische Entschlossenheit glaubten?
- Offenbar war das ausreichend.

Die Gefahr eines solchen Spreng-Dispositivs bestand darin, dass eine Kette von Zufällen es zur unzeitigen Wirkung hätte bringen können. Das Gespräch mit Oberst Flierz war vertraulich und konnte auch deshalb in dem Züricher Hotel offener geführt werden, weil jetzt, Ende April 1945, es für das Reich kaum noch relevant gewesen wäre, Schweizer Geheimnisse zu durchschauen. Der Oberst, der so lange Zeit alle Informationen für sich behalten hatte, schien sich in einer Art von Stau zu befinden. Er wollte endlich einmal über das Können sprechen, das er in Form seiner tüchtigen Mitarbeiter kommandierte. Ein Problem, berichtete er, bestand darin, dass der Oberst der Pionierwaffe, der das Wunderwerk des Spreng-Dispositivs eingerichtet und verdrahtet hatte, wenig später starb. Die Sache war so geheim, dass keine Aufzeichnungen angefertigt worden waren. So konnte lange Zeit (und auch zum gegenwärtigen Moment des Kriegsendes, fügt Flierz hinzu) niemand diesen «vergrabenen Schatz», der die Sicherheit der Eidgenossenschaft garantierte, heben und zunichte machen. Man könnte, ergänzte der Oberst, die zwölf Räume, von denen aus die Sprengung ausgelöst werden sollte, zumauern. Das werde sein Nachfolger klären müssen, da er zum Jahresende aus dem Dienst ausscheide.

Auf der «Schwarzen Liste»

Der Verhandlungsführer der Eidgenossenschaft in London, Minister Dr. Sulzer, Inhaber der Sulzer-Werke, befand sich 1943 während seiner Verhandlungen in unmittelbarer Lebensgefahr. Infolge eines Manövers seiner britischen Gegenüber, deren Frechheit ihn entsetzte, gerieten seine Zellen und Adern in Aufruhr. Gegen wen? Gegen ihn selbst, den verständigen, vernünftigen Verhandlungsführer. Das Gesicht gerötet. Verdauung keine mehr. Noch in derselben Nacht rote Pusteln an Hals und in Brusthöhe am Leibe. Fieber.



Abb. 10: General Guisan versammelt 1940 auf der Rütliwiese das höhere Offizierskorps der Schweiz zum Schwur, die Eidgenossenschaft bedingungslos zu verteidigen.

Die britischen Gegenüber hatten ihren Schachzug, nämlich die Mitteilung, dass der Sulzer-Konzern auf die SCHWARZE LISTE der «schlechten Neutralen» gesetzt worden sei, als eine taktische Aushilfe verstanden. Sie wollten den Druck auf den Abgesandten der Schweiz verstärken. Dr. Sulzers Lebensgeister hatten diese Missachtung der Souveränität seines Vaterlandes als Angriff auf seine Person (während er als ICH noch das diplomatische Gleichgewicht zu wahren versuchte und nach einer Antwort rang) als Würgegriff gewertet. Wer sind diese Lebensgeister? Alles, was unterhalb seiner Erziehung, der eingetübten Toleranz und seiner Willenskräfte liegt. Gibt es sozusagen einen «zweiten Willen»? Den der Geister, die dem Verstand nicht gehorchen? Nein – auch Dr. Sulzers Verstand fühlte sich verletzt.

Die offene Missachtung lag vor allem darin, dass sich der Sulzer-Konzern geradezu musterhaft an die Regeln des vereinbarten neutralen Gleichgewichts zwischen Blockade und Gegenblockade gehalten hatte. Die Aufnahme in die «Schwarze Liste» galt als verheerend, weil sie auch nach einer Löschung dieser Eintragung immer noch wirksam blieb (wie heute die Markierung am Pranger des Internets nicht rücknehmbar

ist). Die SCHWARZEN LISTEN der Briten hatten ihre nachhaltige Wirkung in den USA.

Dr. Sulzer erreichte Bern gerade noch am Morgen des 24. Dezember, über die nicht enden wollende Strecke von Zollkontrollen, Schiffs- und Eisenbahnfahrten über Portugal und das besetzte Frankreich. Gerade dass er die Reste seines Körpers heimbrachte. Windpocken aus der Kinderzeit ergriffen die aggressive Herrschaft über Dr. Sulzers Körper: Gürtelrose. Er konnte dem Bundesrat schon nicht mehr berichten. Nach vier Wochen war dieser Held erneut kampfbereit. Das Ringen an der Neutralitätsfront ist lebensgefährlich wie jeder Kampf im Krieg.

Hintergrundgespräch 1983

Die Verteidigungspläne der Eidgenossenschaft müssen sich (ohne Aufsehen zu erregen) mit möglichen Szenarien befassen, auch wenn diese im aktuellen Bewusstsein der Zeit als entlegen gelten. So führte die sich zuspitzende Spannung zwischen den Supermächten im Westen und im Osten im Jahre 1982 zu einer Überprüfung aller Anlagen, die zur Verteidigung der Eidgenossenschaft im Zweiten Weltkrieg angelegt worden waren, durch eine Militär- und Baukommission.

- Sie müssen einen Verteidigungsplan entwickeln, bestehend aus den Planungsruinen eines bereits antiken Krieges sowie aus dem, was das Budget an aktueller Zurüstung gestattet?
- Es geht um den Ernstfall.
- Was ist der Unterschied zwischen dem Ernstfall und dem Verteidigungsfall?
- Kein Unterschied. Der Eintritt des Ernstfalls hängt ja nicht vom Verhalten der Schweiz ab.
- Glaubt die Bundesregierung, dass die Schweizer Neutralität von den putativen Konfliktparteien im Ernstfall beachtet würde? Wenn ein heisser Krieg ausbräche?

- Von der Bundesregierung ist dazu kein expliziter Kommentar zu erhalten. Wir Feldkommandanten gehen davon aus, dass in einem solchen Szenario (wir hoffen ja, dass es nie eintritt und nur ein Gedankengang bleibt) keine der beiden Parteien das Kriegsgeschehen irgendwie noch kontrollieren könnte. Niemand beherrscht die Kräfteverhältnisse, die in einem solchen Konflikt in Bewegung gesetzt werden. Tatsachen aber können zwischen neutralem und feindlichem Boden nicht unterscheiden.
- Rückzug ins Reduit?
- Was soll das nützen? Im Fall eines atomaren Niederfalls mag ein Aufenthalt im Schutz des Gotthardtunnels die Truppe schonen. Tritt sie ins Freie, wird sie sich damit auseinanderzusetzen haben, dass der Niederfall zwischen Gebirge und Ebene keinen Unterschied macht.
- Was kann der Grenzschutz aus den Erfahrungen des neutralen Landes im Zweiten Weltkrieg lernen?
- Man kann fast niemals für den folgenden aus dem vorhergegangenen Krieg lernen.

Dies war ein Hintergrundgespräch mit einem der verantwortlichen militärischen Führer der Schweiz. Die Autorität der NEUEN ZÜRCHER ZEITUNG liegt darin, dass sie noch nie Ergebnisse aus solchen Gesprächen unautorisiert an Dritte verraten oder publiziert hat. Der Korrespondent des Blattes hatte rasch herausgefunden, dass der Stoff des Hintergrundgesprächs zu keinem aktuellen Artikel führen würde. Daher hatte er nicht in die Tiefe gefragt. Feldkommandant und Journalist waren sich sympathisch.

Lakonische Antwort

Bis Kriegsende sind im Kalten Krieg erneut Vorkehrungen getroffen worden, die Nord-Süd-Bahnverbindungen der Schweiz im Gefahrenfall zu sprengen? Hat der Gedanke des Reduit und der Sperrung der Zentral-

schweiz eine Rolle gespielt? In einem zerstörten Europa (im Dritten Weltkrieg), antwortete der Militärexperte Hürzinger, wäre der Nord-Süd-Transfer durch die Schweiz obsolet gewesen. Die Säumerpfade hätten für die Wiederaufbauphase Europas lange Zeit gereicht.

Ein Nachzügler

Auf den Gleisen, die vom Ruhrgebiet bis in die Lombardei führten, traf noch am 30. April an der Grenzstation der Schweiz ein einzelner, um 14 Wochen verspäteter Kohlenzug ein – dies aufgrund von Verträgen mit dem Reich, die bis in den Dezember 1943 zurückreichten. Der Zug wurde ins Land gelassen. Das Lokomotivpersonal und der Zugführer, vor die Wahl gestellt, an die Grenze zurückgeleitet zu werden oder im Auftrag der Schweizer Bahnen weiterhin den Zug zu betreuen, der ja beschlagnahmt war und zu keinem Ziel weiterfuhr, wählten das Letztere. Die Beziehung zwischen Schweizer Eisenbahnern und den Kollegen von der Reichsbahn: respektvoll, wie es unter Könnern üblich ist.

Das Grab Stefan Georges

Auf dem Grab des Dichters Stefan George in Minusio wurde aufgrund eines Dauerauftrags der deutschen Gesandtschaft noch im April 1945, wie in jedem Frühjahr, ein Blumenarrangement gepflanzt. Es ist ungeklärt, ob eine solche Dekoration, die doch immer einen Eingriff in das Erscheinungsbild der Ruhestätte darstellt, an diesem Grabe zulässig ist. Im Auftrag eines Chemieunternehmens in Basel wurden an dem Arrangement Korrekturen vorgenommen. Die Abrechnung des Dauerauftrags verlief, ähnlich wie die Abgeltung für Sanatoriumsaufenthalte reichsdeutscher Tuberkulosekranker in Davos, über ein Clearingkonto, gespeist aus den gesperrten Reichsbankguthaben.

Von nächtlichen Besuchern am Grab wird berichtet. Es fand sich unterhalb einer Pflanze ein Zettel:

«Mir diene als Grammatik des
Herzallerliebsten Gesicht»

4

Reinhard Jirgl

Der grosse Marsch	97
Das Lächeln des Hausvaters	98

(aus den Aufzeichnungen von Alfred Krugk)

Der Grosse Marsch

Ich bin nicht-ich. Der andere Ich, der immer stirbt für mich, solange ich schreiben werde. Welcher Mensch zu=diesen-Zeiten sich tötet erweist MENSCHLICHE GRÖSSE & CHARAKTER. (*Hatte der Feldwebel Krugk mit hastigen, nervösen Zügen unter seine Szene vom Glücklichen Schatten notiert. Und weiter:*) Leider gereicht mir meine eigene Niedrigkeit nicht zur Grösse eines Charakters. Die-Schöpfung ist nicht nur klüger als der-Schöpfer, sie ist auch besser. – Der-Marsch-der-Gefangenen=im-Heute, bewacht von Gefangenen=aus-Morgen, gen-Osten ziehend, dem letzten Aus-Weg ins Aus, wird fortgesetzt. ?Was auch bliebe einer Marsch-Kolonne anderes zu tun als?marschieren.

Und sie marschieren und marschieren weiter immer=weiter Ihren=Weg noch einmal nach-Osten – der Trupp deutscher Soldaten u: die Scharen britischer Gefangener. – Längst haben sie den Westerwald, vom Winter leergeräumt u eisig, hinter-sich gelassen, haben auch die «Zangen-Öffnung» Richtung=Osten, den izigen Fluchtweg, passiert (aus unbekannten Gründen zerkwätschen die-Alliierten-Truppen diese feindliche Kolonne nicht, die Ihnen doch nicht entgangen sein kann –) – weiter – nördlich von Kassel nach Göttingen – südlich des Harzes – zwischen Dessau und Wittenberg passieren sie die-Elbe – es gibt Keineruh, wengleich Erschöpfung Krankheiten die-Kolonne heimsuchen, Marschieren Marschieren, die noch Mäntel=in-1-Stück haben schleppen schwer an diesen Panzern aus Dreck&nassefilz, sämtliche Waffen überziehn Schichten Rost & Grünspan, die Holzkolben faulen – sie marschieren weiter – in-den-Reihen der-Soldaten u: Gefangenen hat nun bereits Dassterben begonnen – aber sie marschieren an Dessau vorüber und weiter nach Frankfurt über die-Oder weiter nach=Osten – und wieder in Polen – über der-Kolonne füllen Diehimmel sich mit Wolken, in heftigen Sturmattaken mit Projektilen Eisregen wirft sich den-Marschierenden die Nachhut des Ostwinters entgegen (der Me-

teorologe Dr. Erwin v. Freitag führt penibel=Buch auch über diesen Wetterverlauf; er bedauert, seine Chemikalienbomben gegen Regen Hagel Wind nicht verfügbar zu haben). – Die zuerst starben sind auch die 1.-im=Verwesenen, man erkennt sie an den schlotterigen Umhängen & Pelerinen, klatschend wie nasses Fahmentuch an dünnen Gestängen, die beim-Marschieren besonders weitausholende Bewegungen vollführen: Stoff hält länger als Fleisch. Unter-den-Verwesenden herrscht Höflichkeit: Was runterfällt vom eigenen=Fleisch, hebt der-Nächste auf & reicht es dem Kameraden lächelnd mit artiger Geste. Längst auch haben sich die-Unterschiede Bewacher: Gefangene verwischt; die-Marschkolonne erscheint bereits wie ein Ensemble Marionetten für 1 Burleske auf ihrem Transport ins Front-Theater. – Unter den beim-Marschieren schlackerig sitzenden Stahlhelmen starrend=gradaus die fleischlosen Schädel, Züge knöcherner Entschlossenheit – marschieren südlich von Moskau – umgehen Sümpfe – und marschieren=weiter – über den-Ural – durch Dieweiten Sibiriens marschierend die-Kolonne aus Skeletten, nicht 1 von=ihnen, weder Deutscher=Bewacher noch britischer=Gefangener, ist noch in seinem Fleisch. – Im äussersten Osten Sibiriens auf der Tschuktschen-Halbinsel, vor der Beringstrasse nahe der Stadt Uelen, kommen die marschierenden Skelette zum=Stehn. So!weit ist niemals Irgend=Eroberer gekommen, die-Toten marschieren am-Längsten. Es heisst: Das letzte Gemälde ist die-Generalstab's Karte. Der letzte Gesang – Sturmböen, die durch Skelette pfeifen. Und als letzte Zukunft's Schau bleibt die aktuelle Wettermeldung.

Das Lächeln des Hausvaters

Heimlich sehe ich meinen Vater an. Wie=immer sitzt Er mir an unserem grossen Esstisch in der Wohnstube gegenüber, das Weiss des Damastischtuches wirft 1 fahlen Schimmer über Sein Gesicht. Das graue glatt nachhinten gekämmte Haar, die winzigen Haarbüschel aus den Ohren, über dem rechten Brillenbügel steht 1 kleine graue Strähne ab. Wie=im-

mer. Und wie=immer zeigen hinter den Brillengläsern Vaters Augen ihr still=gestelltes Lächeln, während die Lippen dem Silberlöffel mit der Abendsuppe sich entgegenspittsen. Sein Haar, die perlmuttgraue Weste (aus der Brusttasche schaut der Spitzensaum des Kavalier's Taschentuchs) die Er in der-Universität ebenso trägt wie hier=Zuhause, das beständige Lächeln in Seinen Augen (von Fremden oft als Liebenswürdigeit od persönliches Entgegenkommen missdeutet) – :dies bildet den 3-Klang zu Vaters Identität. Schliesse ich meine Augen u denke ich an Ihn, dann sehe ich Vater niemals anders vor meinem Inneren-Auge. Ich habe heutabend noch kein Wort von Ihm gehört, Er ist seit Seiner Heimkehr vor knapp z Stunden stumm geblieben, augenlächelnd u Ohnewort. Vater mag es nicht leiden, wenn ich als Seine Tochter das-Wort als 1. an !Ihn richte. Auch Mutter spricht bei-Tisch niemals, die silbernen Löffel im=Takt leis klirrend am Porzellan der Teller. Ilonka, unser russisches Hausmädchen, trägt das übrige Abendessen auf, stellt die Schüsseln auf dem Tisch ab, räumt die leeren Suppenteller hinaus. Dabei fällt mir sowohl in ihrem Gebaren als auch in ihren Blicken eine Veränderung auf: Die stumpfsanfte Ergebenheit in ihren dunklen Augen ist einem aufbegehrenden Glimmern gewichen, ein Glanz wie von Hohemfieber, und als 1 Löffel von den abservierten Tellern auf den Teppich herabfällt, bückt sie sich nicht um ihn aufzuheben. Mit festem-Schritt & geradem Rücken tritt sie (mir scheint triumphierend wie auf den-Bildern Cäsar über den Rubicon) über das Hindernis des herabgefallnen Silberlöffels hinweg. Mutter sagt nichts, Vaters Augen im konstanten Lächeln ohne Bestimmung, der Nussbaumregulator im Zimmereck tupft betulich die altgoldnen Sekundentropfen auf. Hinter Vaters Rücken, von der Kommode herüber, schaut die schräggestellte Photographie meines Bruders herüber, lächelnd. Sein Lippenlächeln ist Vaters Augenlächeln gleich. Mein Bruder fiel vor 3 Jahren Anderfront=im-Osten (:!Osten: keiner=von-uns war jemals Dort. Aber im-Klang dieses Wortes höre ich Dasleid, spüre Denmassivendruck aus Tiefenschwerenhimmeln, Denfrost, rieche Blut

&schlamm, u erschrecke vor jammergebeugtem Elend & den unerbittlichen Grausamkeiten der-dortigen=Bewohner, von denen zu hören ist). Aus Mutters Seidenkleid leis 1 Rascheln, als würde sie seufzen. Es ist still auch an diesem Abend des 30. April in Heidelberg.

Die Telefonleitungen sind offenbar noch in=Takt; das Telefon in der Diele läutet ins=Abendessen-hin-1, das schrille Klingeln durchfährt Dashaas wie 1 akustischer Blitz. Noch vor dem Hausmädchen hat Vater den Hörer abgenommen. Auch ich bin vom Tisch aufgesprungen, aber in der Salontür stehengeblieben. So blicke ich zu Vater=am-Telefon hinüber. Sein Gesicht schaut mir=direkt entgegen, doch Seine Miene gibt mir in keiner Weise zu verstehen, dass Er mich sieht, od: vielmehr sieht Er in mir 1 Fremde, die Ihm sogar iwenig bedrohlich erscheint. Im Hörer knarrt währenddessen aufgeregt 1 Stimme, auf die Vater antwortlos zu lauschen vorgibt. Ich kann den Blick nicht abwenden von diesem hochgewachsenen Mann, der Mein=Vater sein soll, u: der plötzlich so verändert u fremd 3 Schritt von mir entfernt am Telefon steht. So wie das tiefe Atemholen von Menschen durch Heben-&-Senken des Brustkorbes sichtbar ist, so atmet nun das bislang konstante Lächeln in Vaters Augen, u mein=Blick fällt genau in die Leerstelle, in die tiefe Senke, in den anonymen leeren Bereich seines Augenlächelns, das er von=nun=ab nicht mehr unverändert wird beibehalten können. Ich weiss, Vater wird für Diesen Verlust seiner Identität nicht das-Gehörte aus dem Telefon, sondern all-1 mich, die Tochter=die Zeugin seines Zusammenbruchs, Dieverantwortung tragen lassen.

5

In der Reichshauptstadt

Einteilung der Stadt in Kampfabchnitte	105
Wie ich meinen Freund verlor	105
Als letzter Dichter im Reichspropagandaministerium	107
Scharmützel am Vorabend des 30. April am S-Bahnhof Heerstrasse	109
Ein unwirkliches letztes Band zwischen 1936 und April 1945	109
Ein Sohn der Rache	113
Totenehrung der Wörter	114
Lesezeit	114
Als getreuer Augenzeuge	116
Letzte und einzige Aktion des neuen Reichskanzlers in aussenpolitischer Hinsicht	118
Letzte Verbindung	119
Für die innerliche Verarbeitung der neuen Realitäten ging alles zu schnell	120
In den Kellern der Charité	121
Insel der Zivilisation	122
Normalerweise zahlt man für erotische Dienste, hier wird für Rettung des Lebens bezahlt	123
Bildungskampf bis zuletzt	123

Nur drei seiner Schüler hatte er bis Spandau- West durchgebracht	124
Durst in der Öde	125
Nachricht über die Tagesgrenze hinweg	125

Auf denselben Pflastersteinen und Steinplatten, die vom U-Bahn-Eingang in die Strasse führen und an früheren Montagen von den schnellen Schritten der Schreibkräfte, die zu den Ministerien eilten, begangen wurden, liegen Trümmerstücke und ein Belag von Staub und Objekten ohne Besitzer. In der Stadt wird auf engem Raum gekämpft. Im Luftbild könnte man die ruhigeren Bezirke Grossberlins von den durch Schnüre und Linien von Feuer und Gewölk gekennzeichneten Teilen unterscheiden, in denen geschossen wird.

Die Wilhelmstrasse und die Reichskanzlei liegen Stunde um Stunde unter Störfeuer. Diesen Kern Berlins verteidigt (unter anderen) die Division Charlemagne, ein französischer SS-Verband. Erst in der Nacht zum 1. Mai erhalten die sowjetischen Stäbe Gewissheit über die Lage des Bunkers unter der Reichskanzlei, in der Adolf Hitler sich zuletzt aufhielt. Sie hätten aus dem Symbolgehalt des Ortes auf den Sitz des Führers schliessen können, wenn Einfühlung in die nationalsozialistische Denkweise zur Schulung der Roten Armee gehört hätte.

Noch 1943 existierte ein (durch Abkommandierungen dezimierter) Bauplanungsstab, der sich mit der Umgestaltung der Reichshauptstadt in die Megastadt GERMANIA befasste. Die Zerstörung von traditionellen Vierteln in Berlin-Mitte (nicht zu vergleichen mit der Verheerung im April 1943) galt als städteplanerischer Vorteil insofern, als der für den Neubau notwendige Abriss nicht mehr der Zustimmung der Einwohner bedurfte. Niemand hätte es zu dem Zeitpunkt für möglich gehalten, dass zwei Jahre später die Rote Armee aus drei Himmelsrichtungen in der Stadt zur Spree hin vordringen würde.

Einteilung der Stadt in Kampfabschnitte

Dem Bunker des Kampfkommandanten von Berlin ist eine Felddruckerei attached, in der noch Schübe von Gefechtskarten hergestellt werden. Alle Teile Berlins, die in Richtung Osten liegen, sind in Abschnitte eingeteilt. Jeder Abschnitt ist mit eingezeichneten Befehlsstellen und Frontlinien auf einer dieser Karten verzeichnet. Es wäre aber zu gefährlich, diese informativen Papiere durch Melder zu den Einheiten nach vorn zu bringen. Die Karten könnten von Russen abgefangen werden. Zuletzt war alle papierne Information nur noch dazu da, nicht in die Hände des Gegners zu fallen.

Wie ich meinen Freund verlor

Ich bin Berufsoffizier. In vierter Generation meiner Familie, die aus Militärs besteht. Um keine Missverständnisse aufkommen zu lassen: Mein Geliebter und ich hätten nach § 175 StGB nicht bestraft werden können. Wir haben unsere Liebe nicht durch äusseres Handeln ausgedrückt. Er hat meine Schwester geheiratet, weil er mich nicht heiraten konnte. Wir haben in fünf Feldzügen in derselben Division, jedoch in unterschiedlichen Einheiten gekämpft. Die Mannschaften sollten nicht an unseren Blicken ablesen, wie sehr wir uns mochten. Zuletzt konnte ich ihn, der in einem Waldstück umzingelt war, mit meinen Leuten nicht mehr rechtzeitig herauschlagen. In eine Zeltplane gehüllt, nahmen wir auf unserem Rückzug den Leichnam mit uns. So verlor ich den Krieg. Was schert mich mein Land, mich schert nur mein Freund. Mich hat niemand weinen sehen. Man sieht einem Offizier nicht an, wenn er weint. Es wird für mich schwer sein, meine Schwester zu trösten. Sie ist ein fröhliches Gemüt. Auch die unsichtbaren Tränen sind mir vergangen. Sie sind weggeschossen.

«Seit ich ihn verloren hab,
Schafft ich auch das Weinen ab.»



Abb. 11: Kriegshochzeit
Ende April.



Abb. 12: Verteilung von Fensterpappen als Glasersatz.

Als letzter Dichter im Reichspropagandaministerium

Von den leeren Gängen des Propagandaministeriums zweigen Büros ab, deren Türen nicht mehr geschlossen sind. Keine Schreibkraft mehr da. Das Gebäude kann, aufgrund seiner Beschädigungen, als Ruine bezeichnet werden oder als Höhlensystem gelten. Dem Propagandamitarbeiter, der an seinem Dienstsitz ausharrt, weil sein Chef im benachbarten Bunker, wie er weiss, noch tätig ist (auch könnte der Mitarbeiter seine Existenz, sobald er den Büroraum verlässt, nicht erklären; warum gehört er nicht zu einer der kämpfenden Einheiten, hat er sich von seinem Dienst eigenmächtig entfernt?), wird die Zeit lang. Die Arbeitsweise im Propagandaministerium vollzieht sich so, dass heute das Schriftgut für den folgenden Tag verfasst wird. Dazu braucht man Vorlagen.

Eine mögliche Vorlage hat der Propagandist auf seinem Schreibtisch liegen: die Akte, die sich auf den 1. Mai 1933, den Tag der Arbeit, bezieht. Der Satz des Führers ist in der Type der Führerschreibmaschine, also in ungewöhnlich grossen Buchstaben, gesetzt: «ICH WERDE KEINEN GRÖSSEREN STOLZ IN MEINEM LEBEN BESITZEN ALS DEN, EINST AM ENDE MEINER TAGE SAGEN ZU KÖNNEN: ICH HABE DEM DEUTSCHEN REICHE DEN DEUTSCHEN ARBEITER ERKÄMPFT.»

Eine Überraschung für diesen Feiertag würde der Flug des «Graf Zeppelin» vom Bodensee, den Rhein hinauf, über dem Ruhrgebiet, über Berlin, Sachsen zurück bis Friedrichshafen sein. Am Vortag, einem Sonntag, Probeflug. Der im Moment arbeitslose und somit nachdenkliche Propagandamitarbeiter hatte an jenem Tage, noch fünf Ränge unter seiner gegenwärtigen Dienststellung, als Reporter an diesem Probeflug teilgenommen, mit der Aufgabe, die Texte zu den Ereignissen des Folgetages am Vorabend druckreif abzuliefern. Dazu musste er sich, aus der Gondel zum Boden spähend, die Vorgänge, die sich beim Erscheinen des Luftschiffs unten am Montag abspielen würden, jetzt am Sonntag, vorstellen. Er hatte geschrieben:

«Rhythmus des Tages: Fackelzüge, flammende Ströme
ziehen durch Strassenschluchten, Windstösse zerfetzen
Marschmusik.»

«Die Sirenen der Rheindampfer heulen zur Begrüssung.
Es ist eine glänzende Idee am Tage der nationalen Arbeit
dem deutschen Volke den ‚Graf Zeppelin‘ zu zeigen:
Sieh, das hat Dir noch kein Volk nachgemacht, darauf
darfst Du Stolz sein, deutscher Arbeiter!»

«Von Andernach aus sehen wir drüben hinterm
Rolandsbogen scharf in den Himmel gezeichnet die
Konturen des Siebengebirges. Gleich darauf Haus
Dreesen im alten lieben Godesberg. Wie Schneehauben
sehen die Blütenkronen der Bäume aus.»

«Hamburg, das grösste Erlebnis dieses Fluges. Mit
unwiderstehlicher Gewalt fluten breite Ströme von
Menschen zu den Kundgebungsplätzen, um dort die
Parole zu empfangen zu dem Marsch ins neue Reich.»

«Silberübergossen liegt Schwabens Landschaft im
Mondlicht.»

Das musste ich mir, erzählte sich der Propagandamitarbeiter im inneren Monolog, «aus der Rippe schneiden», obwohl ich als Lyriker und nicht als Verfasser von Prosatexten ins Amt gelangt war und schon gar nicht zur Beschreibung von etwas neige, das tatsächlich nicht zu sehen ist. Ich konnte mir aber denken (und somit dichten), dass der «Graf Zeppelin» nach Einbruch der Dämmerung sich über Schwaben befinden wird, und vom Mond vermag ich als Lyriker zu sagen, dass er unabhängig von jedem irdischen Geschehen «silberübergossen» leuchtet (falls nicht Wolken ihn verdecken, und dann müsste der Zeppelin über diese Wolken steigen, um zu navigieren). Auch in der Düsternis des gegenwärtigen

gen Apriltages stand ja der Dichterfreund Mond mit Gewissheit über der brennenden Stadt, unwahrgenommen.

Für den morgigen Tag ist nichts Praktisches zu bewerkstelligen. Es existiert keine Funk- und keine Druckkapazität von diesem letzten besetzten Schreibtisch im Ministerium aus. Ich warte auf eine Gelegenheit, mich irgendeiner feindlichen Behörde zu ergeben. So bleibe ich auf meinem Platz. Mein Stuhl verfügt über eine Armlehne, wie sie nach den Richtlinien vom Ministerialrat aufwärts einem Beamten zusteht. Chronist müsste man sein, sage ich, nicht Propagandasachbearbeiter. Man kann nämlich als Dichter sich vollziehende Ereignisse besser als bloss zu erwartende in Worte fassen.

Scharmützel am Vorabend des 30. April am S-Bahnhof Heerstrasse

Im Abschnitt Heerstrasse bis Olympische Brücke hatte sich eine HJ-Kampfgruppe vom Bann 129 in einer Stellung verschanzt. Eine Einheit der Roten Armee griff aus dem Waldstück hinter dem S-Bahnhof Heerstrasse mit überlegenen Kräften an. Der Vorstoss suchte über den Bahndamm hinweg die Westendallee zu erreichen. Von dort aus wäre es möglich gewesen, den Reichskanzlerplatz unter offenen Beschuss zu nehmen. Unter der flexiblen Führung von SS-Unterscharführer Fritzsche, der die Feldzüge Friedrichs II. studiert hatte, gelang es der minderjährigen Kampfgruppe, die zu diesem Zeitpunkt kaum mehr als eine Zugstärke umfasste, den Gegner niederzuhalten. Die Nacht über verbrachten die Jungen in den Kellern des Reichsjugendministeriums.

Ein unwirkliches letztes Band zwischen 1936 und April 1945

In den frühen Stunden des Montags erschienen weitere Gruppen des Jungbanns 129. Ein Oberstleutnant der Artillerie übernahm die Füh-

rung. Es handelte sich jetzt um 1'200 HJ-Kämpfer, alle mit Panzerfäusten und Infanteriewaffen versehen, die sich in langgezogener Reihe, geführt von dem erfahrenen alten Mann (als sein Gehilfe immer noch der eifertige Unterscharführer), zum Olympiagelände bewegten. Der Oberleutnant, aus dem aktiven Dienst ausgemustert und als Aufseher über einige Schreibstuben in der Bendlerstrasse abkommandiert, ohne gefrühstückt zu haben, aus seiner Pensionärswohnung in Wilmersdorf gekommen, hatte zunächst die schläfrige Gruppe in den Kellern des Ministeriums angesprochen und dann Zug um Zug die ankommenden Verstärkungen, alles junges Blut, in Empfang genommen. Wenig später nahm die Truppe den Glockenturm des Olympiageländes in Besitz, in dem noch am Vortag Rotarmisten gehaust hatten.

Im Kopf des Alten zwei Filme: Carl Raddatz und Ilse Werner haben sich kennengelernt, als sie vor dem Eingang des Olympiastadions die letzten zwei Eintrittskarten zur Eröffnung der Olympiade 1936 ergatterten. Jetzt sitzen die beiden, die bis zu dieser Minute einander fremd waren, nebeneinander, nur weil die Zahlen auf den Eintrittskarten es so bestimmen. Vor ihren Augen der Glockenturm. Dieser Bau ist ein Mahnmal. Die beiden, die sich frisch kennenlernen, wissen davon nichts; in den Kellern des Glockenturms findet sich ein für tausendjähriges Gedächtnis geplantes Grabmal für die im Ersten Weltkrieg bei Langemarck gefallenen Primaner, die gegen die Maschinengewehre des Feindes anstürmten. Der Oberleutnant sah beides, die beiden Verliebten aus dem Film *Wunschkonzert* und die Grablege mit eingemeisselten Statuen der «dahingemähnten Jugend». Mit diesen Bildern konkurrierte in seinem Kopf ein weiterer Film. Ein in Schande aus der Armee Friedrichs II. entlassener Rittmeister verteidigt im Siebenjährigen Krieg mit einer Schar minderjähriger Kadetten eine ostpreussische Festung gegen die Russen und stirbt den Heldentod in dem Moment, als die vaterländische Entsatzarmee die Grenzfestung befreit. Ein filmisches Denkmal hätte der pensionierte Militär gern für sich gehabt. Aussichtslose Hoffnung. Keine Aufnahmeeinheit der Ufa hätte zu ihm vordringen, kein Filmplan

das offenbar bevorstehende Ende des Widerstands überstehen können. In späteren Berichten hiess es, die Einheiten der Roten Armee hätten den anstürmenden jugendlichen Nationalsozialisten aus Verblüffung den Glockenturm überlassen. Nach anderen Aussagen war vor Ort gar nicht gekämpft worden. Vielmehr hätten die vor dem Olympiagelände sich versammelnden Streitkräfte der Roten Armee lange gewartet. Sie baten um Befehle. Sie konnten sich nicht entschliessen, diese Jugend als militärischen Feind aufzufassen. Sie hielten die Besetzung des militärisch bedeutungslosen Tores für einen Theatercoup (eine Maskerade). Die Bewaffnung der HJ-Truppe war nicht zu verkennen. Diese Scheinsoldaten waren gefährlich. Die Rotarmisten wollten nicht sterben für die Wiedereroberung eines Einzelpunktes, heisst es, wenn sie doch nur warten mussten, bis ganz Berlin in die Hand der Roten Armee fiel. Der leitende Offizier der eingegrabenen Soldaten, beraten von seinem politischen Kommissar, blieb unschlüssig. Es wurde viel mit den höheren Stäben telefoniert. Die Schwierigkeit bestand in der genauen Beschreibung der Lage, die sie vor Augen hatten, die aber doch in die Sprache der gewohnten militärischen Aktion nicht leicht zu übersetzen war. Es ging um «wilde Jungs». Zugleich um panzerbrechende Waffen und Maschinengewehre.

Der phantasievolle Oberstleutnant hatte die Gruppe seiner Jugendlichen, zu denen aus der Stadt erneut Nachzügler stiessen, (in Anlehnung an die Schlacht von Cannae) in zwei Flügel und eine (durch das Gebäude des Glockenturms gedeckte) Mitte geteilt. Einige der Kämpfer, angeregt von Unterscharführer Fritzsche, besichtigten die intakte Ausstellung im Kellergeschoss, die den Toten geweiht war. Hätten sie vorher davon gewusst, hätten sie Fotoapparate mitgeführt. Das Daraufklicken und die Auswahl der Motive wären ihnen nicht schwergefallen. Schwieriger war es, im Dämmerlicht einen Leuchtkörper, zum Beispiel eine Taschenlampe, so aufzustellen, dass das zu fotografierende Objekt das nötige Licht erhielt. So wären zunächst die Kellerfenster der Ostseite abzudecken gewesen, und man hätte aus Holzkisten, in denen Munition transportiert wurde, vor dem fotografischen Motiv ein Feuer entzünden müssen. Das

erübrigte sich, weil eine Kamera nicht zur Hand war. Nicht ihre Waffen, sondern die Ratlosigkeit des Gegners schützte die junge Kampftruppe, bis sie nach Berlins Kapitulation zu ihren Familien in den Stadtteilen verschwanden. Wie in einem Kokon waren sie von Einbildungen und filmtheatralischen Vorstellungen umhüllt. Auf den Karten der Stäbe (den eigenen und denen des Gegners) waren sie insoweit gar nicht sichtbar: ein spätes Echo von 1936, ein nebelhafter Widerhall vom April 1945, ein Niemandsland zwischen dem alten Mann, der sie führte, und der Undefinierten Zukunft, die sie in sich trugen. Soviel die örtlichen russischen Kommandeure auch telefonierten, die Tarnkappe aus Illusion, die das LETZTE AUFGEBOT DER DEUTSCHEN sich aufgesetzt hatte, konnten sie nicht durchdringen.



Abb. 13 a-b

Ein Sohn der Rache

In seinen Gedanken, die er streng abgesetzt von seinem Tun verfolgte, bezeichnet Carl Schmitt Hitler als einen ERNSTNEHMER und ERNSTMACHER. Er spricht von einem Realisator, dem reinen Vollstrecker, einem Schergen (das schrieb er allerdings erst nach dem Krieg). Auch ist die Rede von der GROSSEN HISTORISCHEN OPER DER REINEN VOLLSTRECKUNG:

«Dieser Kaspar Hauser und Soldat inconnu wurde als falscher Demetrius von der Mutter Germania adoptiert, die sich 1933-1941 immer wieder sagte:

Doch ist er auch nicht meines Herzens Sohn,
er soll der Sohn doch meiner Rache sein.

Aber die treulose Mutter Germania hielt ihre Rolle nicht durch, als sie sah, dass es zum Abgrund ging. Er aber riss das Haus mit sich ein.»

Ganz entgegengesetzt dazu hatte Max Kommerell, ehemaliger Sekretär Stefan Georges, von «Hitlers Schauspielergestalt» gesprochen, allerdings nur gegenüber Vertrauten. Darüber schreiben könne man erst nach dessen Verschwinden oder Tod.

Heiner Müller hielt die Passagen von Kommerell und Schmitt für verstiegen, die ihm aus Anlass seines Stückes *Germania Tod in Berlin* vorgelegt wurden. Das Wort «verstiegen» sei wörtlich zu nehmen, so wie einer auf einer klapprigen Leiter weit zum Heuboden hinaufsteigt, die Leiter dann bricht und er sich gerade noch an dem Balken des Heubodens festhalten kann, bis der Bauer kommt und ihn herunterholt.

Ich meine, sagte Müller, dass Hitler (auch wenn er über schauspielerische Talente verfügt) bei mir auf dem Theater nie hätte auftreten können. Man unterschätzt ihn, wenn man ihn vom «verdammte zum Scheinmüssen» (Demetrius) her deutet. Hitler war kein Schein, so Heiner Müller. Er war SOHN DER RACHE. Vergeltung für den verlorenen

Ersten Weltkrieg. Was ihn ausmacht und wie er seine Macht ausübte (in jedem Augenblick wie im letzten Moment, weil hinter ihm nichts mehr kommen wird), entsteht aus der REALEN GEWALT, die sich in ihm gespeichert hat.

Totenehrung der Wörter

Die Mehrheit der Stenographen des Führerhauptquartiers befand sich in Berchtesgaden, wohin sie von Berlin aus evakuiert worden waren, in Bereitstellung. Die wertvollen Schreibkräfte domizilierten im Gartenhaus eines Grundstücks, das an die Gebäude des OKW angrenzte. Den ganzen Montag über waren sie damit beschäftigt, in einem Waldstück ein Feuer zu nähren, indem sie die Protokolle verbrannten, die von ihnen in der Zeit seit Winniza 1942 regelmässig angefertigt worden waren. Geheimsachen durften nicht in die Hände der Alliierten fallen. Die Handlungsweise war verantwortungsvoll, sie konnte andererseits aber auch als defätistisch aufgefasst werden. Immerhin wurden hier Originale, welche die in Sitzungen geäusserten Führerworte sämtlich enthielten, in einer Weise vernichtet, als stehe der Ausgang des Krieges definitiv fest. Über 3'000 Stunden Abschrift! Das tat den Meistern der Kurzschrift weh.

Studienrat a. D. und Reichstagsstenograph Hängst, einer der schnellsten Stenographen des Reiches, ging um die Feuerstelle herum und achtete darauf, dass in der Übergangszone zum feuchten Grasboden, auf den es in der Nacht noch geschneit hatte, nichts Halbverbranntes übrigblieb. Grosse Tote wurden bei den Wikingern auf einem Schiff aufgebahrt und dieses in Richtung Sonnenuntergang auf See geschickt, nachdem es in Brand gesteckt worden war.

Lesezeit

Den ganzen Tag abwarten. Ich leite den Einsatzstab, der im letzten Moment den Führer mit einem Wasserflugzeug, das auf der Havel landet,

aus der Reichshauptstadt nach Norddeutschland holen soll. Der Befehl erfolgte vor sieben Tagen. Auf das Stichwort «Abholung» hin fliegen wir los. Zweck wäre der Weitertransport über Oslo nach Grönland, wo der Führer in einer den Alliierten unbekanntem Wetterstation überwintern könnte, um, wie Bonaparte 1815 von Elba nach Paris, zu einem geeigneten Zeitpunkt als Reichskanzler ins Deutsche Reich zurückzukehren.

Dann wurden wir mit unseren vier Wasserflugzeugen wohl vergessen. Wir wissen nicht, ob es die Vorgesetzten überhaupt noch gibt, die uns den Befehl gegeben haben. Ohne einen neuen Befehl rühren wir uns nicht von der Stelle.

Ich lese in einem maschinengeschriebenen Manuskript, das unter Kameraden herumgereicht wird. Der Text trägt den Titel *Der blaue Kammerherr*. Der Autor Wolf von Niebelschütz ist ein Kamerad, der noch kürzlich in Südfrankreich diente. Der Roman beschreibt eine Welt des 18. Jahrhunderts, in der die Götter auf griechischen Inseln, wie wir sie zur Zeit noch besetzt halten, in Erscheinung treten. Eine Romanfigur, der blaue Kammerherr, scheint Jupiter zu sein. Aber auch der elegante venezianische Gesandte am Hof der hinreisenden Prinzessin, welche die Autonomie ihres Inselkönigreiches verteidigt, dürfte eine göttliche Inkarnation sein. Alle sind sie erpicht darauf, die junge Frau zu verführen, deren Eigensinn Unterwerfung nicht zulässt. Solange es Bücher gibt, kann einer in jedem Augenblick aus der Gegenwart in eine andere Welt verschwinden. Werde ich beschossen, schlage ich mein Buch auf und befinde mich auf einer griechischen Insel in einem anderen Zeitalter. Wir, Retter des Führers, sind aber momentan «wie vom Kriege abgeschnitten». Gegen Abend einzelne britische Jäger, die über uns hinwegfliegen. Unsere Maschinen liegen getarnt in einer von Bäumen überdeckten Bucht. Die Russen werden es bis hierher nicht schaffen. Die kanadische Division, die uns früher oder später von Westen her erreichen wird, lässt mir viel Lesezeit.

Als getreuer Augenzeuge

Wir hatten uns in den Kellern der Wilhelmstrasse eingerichtet. Der Restbestand des Lazarett. Graupensuppe hineingeschlungen. Da erreichte uns der Befehl, bei den Einheiten, die das Propagandaministerium besetzt hielten, bei den Fahrbereitschaften (was sich so nennt) und bei den Sturmgeschützen, die in Richtung Spreeufer in Stellung gebracht waren, einen Benzinvorrat einzusammeln und zum Führerbunker am Sockel der Reichskanzlei zu bringen. Befehle dafür hatten wir schriftlich. Wir übernahmen Benzinkanister und füllten zusätzlich leere Kanister ab. Einige der Kanister hatten rumänische Aufschriften. Die Trümmerpfade entlang. Unter Streuefeuer der Artillerie mit unserer kostbaren Fracht unterwegs in Eile.

Ich bin ein getreuer Augenzeuge. Wir empfanden den historischen Augenblick. Ich hatte vor, mir die Einzelheiten gut zu merken. Gesehen habe ich von dem Hauptereignis praktisch nichts. Wenn ich gedacht hatte, ich würde später befragt, so irrte ich. Erst in jüngster Zeit wurde ich aus Anlass der 67. Wiederkehr des 30. April in meinem Zimmer in Bad Godesberg entdeckt und befragt. Ich bin 86 Jahre alt. Mein Gedächtnis ist ausgezeichnet.

Wir hatten einen Teil der Kanister der Wachmannschaft des Führerbunkers übergeben. Ein anderer Teil war abgestellt im Gang, der zur Ausentür des Bunkers führte. Von uns behütet. Es drängte uns, einen Blick auf das Geschehen zu werfen. Wir wurden aber von den Wachen abgedrängt, gerade dass wir eine Ahnung davon erhielten, dass in Decken gehüllte Gegenstände durch die Bunkertür nach draussen getragen worden waren. Die kam jedoch eher vom Flüstern und Hörensagen, als dass es ein Augeneindruck gewesen wäre. Die Wahrnehmung wäre keine andere gewesen, wenn in der Verpackung aus Tuch ein Balken oder eine Kleiderpuppe oder (wie im Märchen) ein fremder Toter vorübergetragen worden wäre. Auf den Tod des Führers schlossen wir lediglich aus der Mühe, die es gekostet hatte, den von uns herangeschleppten Vorrat Benzin zu besorgen. Mir war feierlich zumute. Gern hätte ich etwas von

bleibendem Wert aus dem Umkreis dieses Schlussaktes mitgenommen. Vier unserer Kanister waren zuletzt noch nicht ausgeschüttet worden. Es hiess, die Kanister würden nicht mehr gebraucht. Es sei nicht möglich, mit dem «Nass aus Ploiești» nah ans offene Feuer heranzutreten, ohne dass der Kanister sich selbst entzünden würde. Man hätte das Benzin zu Anfang des Brandes (von dem wir aber nichts sahen) ausschütten sollen.

Als Sanitäter weiss ich, dass an einer Leiche zunächst nur die Kleider brennen. Wird dann Brandmasse (also unser Benzin) nachgeführt, beginnt unmittelbar unter der Haut das Fett – wie der Docht einer Kerze – und danach das tiefere Gewebe zu brennen.

Die Knochen dagegen und der Löwenanteil des toten Körpers verbrennen nicht, sondern verkohlen. Ich hätte auch, wenn es darum ging, die Leiche für den Feind unkenntlich zu machen, die Zähne des prominenten Toten herausschlagen lassen und separat von den beiden Leichen gelagert, denn Zähne (und Plomben) brennen überhaupt nicht, verkohlen auch nicht und unterliegen keinem Zerfall, sondern ermöglichen die Identifizierung über längste Zeiten hinweg. Auf so naheliegende Gesichtspunkte kam von den unmittelbar am Tatort versammelten Kameraden keiner. Wir Benzinholer, ohne welche die GRABLEGUNG DES HERRSCHERS nicht möglich gewesen wäre, standen weiterhin abgetrennt in der Innenzuführung zum Bunkereingang. So ist es Klatsch, was ich als einer der letzten Zeugen berichten kann: Vermutetes. Dagegen kann ich den Pfad über die zertrümmerten Steine von den Ministergärten bis zur Einbiegung zum Kegel neben dem Eingang zum Bunker genau beschreiben. Zwölf Stufen sind es. Dann hinwerfen und eine Pause im Artilleriebeschuss abwarten. Die Kanister sollen nicht «liegen», sondern «stehen», damit aus den Verschlüssen keine Flüssigkeit ausrinnt, die uns Träger, wenn sie sich entzündet, gefährdet.

Tröstlich, dass wir stets zu mehreren waren. Wir führten die Befehle aus, und so wahrten wir Haltung. Obwohl wir uns in einer UNWIRKLICHKEITSBLASE befanden, deren Konsistenz ich schon am folgenden Tag, an dem wir bis nach Spandau gelangten, nicht mehr hätte bestätigen können.

Letzte und einzige Aktion des neuen Reichskanzlers in aussenpolitischer Hinsicht

Einige Stunden nachdem die Leichen Hitlers und seiner Frau unter Bedingungen des Notstands durch Feuer und Verscharren aus dem Blickfeld entfernt waren, wurde der letzte Chef des Generalstabs im Oberkommando des Heeres, General Krebs, von dem nunmehr testamentarisch ins Amt des Reichskanzlers berufenen Joseph Goebbels beauftragt, sich über die russischen Linien bringen zu lassen und Kontakt mit den Kommandeuren der Roten Armee aufzunehmen, deren Truppen sich bis Berlin-Mitte durchkämpften. Ziel war ein Waffenstillstand mit dem Ergebnis, dass die neue Reichsregierung sich versammeln und eventuell ein Arrangement mit der sowjetischen Seite im letzten Augenblick treffen könnte, so wie man ja schon 1939 zu einem Einverständnis gekommen war. Noch immer überschätzten die Spitzenkader des Reichs die Zwietracht, die zwischen den Alliierten herrschte. Die Idee, die General Krebs übermitteln sollte, schien Goebbels kein Verrat an Hitlers Verbot der Kapitulation des Reiches zu sein, sondern war gedacht als **WIEDERERWACHEN DES POLITISCHEN**. Noch immer dachte der neue Reichskanzler in der Art, in der er als Propagandaminister regiert hatte, also in Versen: «Nacht der Vernichtung, lachender Tod». Es konnte sich spirituell noch alles wenden. Oder aber alles endete.

Ein Artilleriespezialist, der den Frontabschnitt gegenüber den Spitzen der Roten Armee im Spreebogen befehligte, liess einen Funkkontakt mit dem Gegner herstellen. Einer der Funker war dann schneller, indem er einen telefonischen Kontakt zustande brachte, da der Gefechtsstand des russischen Gegenübers nach Strasse und Hausnummer der deutschen Seite bekannt war. Der Artilleriespezialist hatte die langen Wartezeiten in den Wintern an der Ostfront genutzt, um Russisch zu lernen. Er begleitete den Generalstabschef bei der Durchquerung der Front an dem vereinbarten Punkt und unter Schwenken eines weissen Tuches. Auch General Krebs, der in glücklicheren Zeiten des Reiches Militärrattaché

in Moskau gewesen war, verstand Russisch. Das legte er zu Anfang der Verhandlungen nicht offen. So hörte er, was die Russen untereinander und beim Telefonieren mit den höheren Stäben sagten.

Aufs Neue zeigte sich eine Fehleinschätzung der Reichsführung; sie waren davon ausgegangen, dass die örtlichen sowjetischen Befehlshaber ohne Rückfrage in Moskau Entscheidungen treffen könnten. Das war weder dem Stab des Marschalls Konew noch dem wiederum diesem vorgeschetzten Marschall Schukow erlaubt.

Dieser meldete den Verhandlungskontakt an Stalin. Die Antwort war negativ. General Krebs, der den Vorgang verstanden hatte, ehe er ihm mitgeteilt wurde, bat um einen Funkkontakt zum Führerbunker. Nachdem Goebbels vom Scheitern des letzten Versuchs eines «Verhandlungsfriedens» gehört hatte, bereitete er sich auf den Freitod vor.

Letzte Verbindung

Meine Aufgabe war es, durch die Fronten hindurch zwischen unseren Verteidigern und der Roten Armee eine Telefonleitung vom Hauptquartier der Russen bis zum Bunker in der Reichskanzlei zu verlegen. Künstler meiner Art galt es zu finden. Mein Chef sagte zu mir: Die Verbindung, die du hier legst, kann die zum Endsieg sein. Das wäre, soviel verstehe selbst ich als Funktechniker von der Politik, eine Umschreibung für die Kapitulation der Reichsregierung gegenüber Siegern gewesen, die den gesamten Umkreis

bereits besetzt hatten. Dennoch gab ich mir Mühe. Es war nicht so, dass ich und meine sieben Leute eine Strippe konkret durch die Fronten hätten verlegen müssen. Es genügte die Kenntnis der Meldeköpfe, an denen sich die noch funktionierenden Leitungen verbinden liessen, die unterirdisch Gross-Berlin vernetzten. Spätnachmittags hatte ich die Verbindung hergestellt. Es kam dann zu zwei Telefonaten zwischen den Verhandlern des Reichs, General Krebs und einer Stelle im Bunker der Reichskanzlei. Was ich als Kommunikator gleich anfangs angenommen hatte: kein Ergebnis.

Gegen 21 Uhr erhielt ich den Befehl, die Verbindung wieder zu zerstören. Als ob sie ohne Benutzung irgend etwas bewirkt hätte.

Für die innerliche Verarbeitung der neuen Realitäten ging alles zu schnell

Die Möbel, von drei Generationen in einer Villa in Grunewald angesammelt, die bis dahin von allen Kriegsereignissen verschont geblieben waren, verbrannten in knapp einer Stunde. Eine Trägheit machte sich unter den Geschädigten breit. Auch weil nicht zu beurteilen war, ob Aktion (Flucht) oder Garnichtstun (Bleiben) mehr Sicherheit versprach. Die Schläge der letzten zwei Jahre waren zu rasch aufeinandergefolgt. Schon der Mai 1943 war zu sehr verbunden mit dem Gefühl des Mai 1942, einer Zeit, in der eine Expansion des Reiches noch möglich schien.

Noch immer arbeiteten die Lehr- und die Schreibkräfte des an die Humboldt-Universität angeschlossenen Instituts in Berlin-Mitte, das die Aufgabe hatte, im grossen Stil Forschungsarbeit zu leisten und diese in Ausbildungskurse umzusetzen, an der Frage, wie die deutsche Beamtenchaft bis zum Jahr 1952 auf die zu erwartende Weltherrschaft sich vorbereiten sollte. Oder nahm jemand an, man könne Indien mit der Erfahrung eines Jurastudiums, der eines preussischen Landrats oder der eines Oberpräsidenten der Provinz Hannover verwalten?

Einer der besten methodischen Ansätze für die Verwaltung unterworfenen Gebiete ergab sich aus der Praxis der Niederländischen Ostindien-Kompanie im 17. Jahrhundert, die von einem persönlichkeitsgebundenen Kapitalismus ausging und so dem nationalsozialistischen Gedanken näher stand als der kaltherzige britische Gouvernementstil. An den Konvoluten solcher Erfahrung wurde, inmitten von Bomben und Beschuss, noch bis zu den letzten Apriltagen gearbeitet. Die teilweise bereits gedruckten Schulungsunterlagen waren in 17 geräumigen Kellern gelagert. Der Chef des Instituts, geistig agil, immer noch auf dem Sprung,



Abb. 14: Russische Panzer auf dem Weg vom Brandenburger Tor zum Potsdamer Platz.

prüfte, wie man in der Not an Fahrzeuge gelangen könnte, um das doch wertvolle Material (eventuell durch eine Lücke in der russischen Front bei Spandau) in die Alpenfestung zu transportieren.

In den Kellern der Charité

In einer der ausgelagerten Stationen des Entbindungsheims der Charité, einem Kellergeschoss, wurden in der Nacht in drei Schichten Abtreibungen vorgenommen. Sie betrafen Schwängerungen, die im März in Westpreussen stattgefunden hatten. Gegen die aktuellen Vergewaltigungen in Berlin konnte kein Arzt helfen. Kein Merkblatt war verbreitet worden, wie sich eine Frau gegenüber dem fremden Gewalttäter hätte verhalten sollen. Eine Forschungsgruppe an der Humboldt-Universität hatte eine Datensammlung angelegt, die bis Assur zurückreichte und aus historischen und antiken Quellen Verhaltensweisen von Frauen auf Vergewaltigung zusammengetragen hatte. Bei den Abtreibungen im Kellergeschoss assistierten zwei russische Unterärztinnen, die als Kriegsge-

fangene noch der Charité attachiert waren. Sie wurden später, nach Eindringen der Roten Armee in den Krankenhausbezirk, einem Verhör unterzogen, warum sie sich hatten gefangennehmen und in den Dienst der Deutschen stellen lassen.

Insel der Zivilisation

Im Süden Berlins taten sich in einem teilweise zerstörten Wohnblock sechs Frauen zusammen. In den Parterrewohnungen gab es noch eine gemütliche, lampenbestückte Inneneinrichtung, wie sie für die dreissiger Jahre charakteristisch war. Dort errichteten diese Frauen eine Empfangszone für sowjetische Offiziere, die dann wiederkamen und in den folgenden Tagen diese «deutsche Gruppierung» (samt den in den Dachgeschossen versteckten Mädchen und Frauen) vor Übergriffen ihrer Soldaten schützten. Das Unternehmen glich einer Kantine und keineswegs einem Puff.

Nicht dass die Frauen prüde waren, die einander respektierten und in ihrer Einschätzung der Lage übereinstimmten (deutsche Männer würden in diesem Krieg ihnen nie mehr helfen). Sie hielten es aber für taktisch falsch, sich als geschlechtliche Objekte anzubieten. Das würde stets nur neue Begierden und letztlich Phantasien ohne Ende und Erfüllungsmöglichkeit auslösen. Vielmehr betätigten sie sich als Gastgeberinnen (nur ausnahmsweise mit einer gelegentlichen Hingabe); so waren ein lebhafter kommunikativer Betrieb, Lebendigkeit, Aufenthalt von interessierten Personen, Zivilität der Schutzraum, der diesen kleinen Teil Berlins von der offenen Gewalt abgrenzte, welche die Stadtteile ausfüllte. Am Eingang zu diesem Etablissement, dieser «Verschwörung von sechs Frauen», gelegentlich Schlägereien, auch Duelle zwischen «Zivilisierten» und «Eroberern».

Normalerweise zahlt man für erotische Dienste, hier wird für Rettung des Lebens bezahlt

In der Nähe der Polizeizentrale in Berlin domizilierten bis zuletzt im Scheunenviertel Verbrecherkreise und Betriebe, die der gewerblichen Unzucht nachgingen. Das Milieu war trotz vielfacher Versuche der Strafverfolgungsbehörden, es auszuheben oder zum Abzug zu zwingen, nicht ausrottbar. Die Gruppierung selbst empfand sich als staatsfern.

Eine Zahl von Juden mit gefälschten Papieren überlebte hier gegen Bezahlung. Rätselhaft, sagte Kriminalrat Schwiers, nach Aufklärung eines solchen Falles, woher die Gesuchten das Geld nehmen. Sie müssen es irgendwo vergraben haben. Und zwar an einer Stelle, welche ihre «Retter» nicht kennen. Wir wissen wirklich nicht alles.

Das «System» funktionierte für einige der Versteckten noch am 30. April. Von der Polizeizentrale, stark zerstört, ging für sie keine Gefahr mehr aus. Eindringenen Rotarmisten aber war der Status als jüdischer Verfolgter des Dritten Reichs, wenn dafür keine Bescheinigungen vorlagen, nicht leicht zu erklären. Sprachschwierigkeiten kamen hinzu. Erneut waren die Dienste der Zuhälter und der Prostituierten, die ihre Arbeit unter den veränderten Umständen erfolgreich fortsetzten, die Rettung. Das erotische Gewerbe und die flexible kommunikative verbrecherische Praxis, die über viel Tauschmaterial verfügte, bewahrten ihre zahlenden Schützlinge vor Übergriffen der Roten Armee. Einige der Luden sprachen perfekt Russisch.

Bildungskampf bis zuletzt

Das «Amt Wissenschaft» des Reichserziehungsministeriums war unmittelbar vor Ostern von Berlin-Gesundbrunnen, wohin es nach Ausbrennen des Ministerbaus in der Wilhelmstrasse ausgelagert worden war, in mehreren Lastwagen nach Eisenach aufgebrochen. Amtschef Mentzel,

der mit dem Minister zunächst in Berlin zurückblieb, verfügte fernmündlich, nachdem sich alle Orte in der Stadt Eisenach, in denen die Unterbringung hatte stattfinden sollen, als bereits zerstört erwiesen hatten, dass das Aktenmaterial im Kloster Rossleben und in einer versteckten Scheune bei Tröbsdorf gelagert werden sollte. Dort lag jetzt die «Bildungsreform».

In Berlin hütete Ministerialrat von Rottenburg die «Abwicklungsstelle», welche die Hinterlassenschaft des Ministeriums listenmässig zu erfassen versuchte. Immer noch «krallten» sich Mitarbeiter des Ministeriums an ihre Amtsstellen. Schon lange waren die wenigen noch intakten Amtssäle mit ihren hohen Fenstern nicht mehr warm zu bekommen. In der Kantine erhielt die Frau des getöteten Kantinenwirts eine provisorische Essensausgabe aufrecht. Alternativen zur Fortführung der Amtstätigkeit waren in Berlin der Fronteinsatz oder die Arbeit in einem Rüstungsbetrieb. Nur das Verharren in der Dienststube (mochte sie ausgelagert oder improvisiert im Ministeriumsbau eingerichtet sein) verhinderte, dass die BEAMTEN DES BILDUNGSWESENS, leidenschaftliche Erzieher, zuletzt noch «fremdgenutzt» wurden.

Für kriegswichtige Forschungsvorhaben ergingen von hier aus noch am 30. April aufgrund von Blankobewilligungen Überweisungen, bezogen auf kriegswichtige Forschungsvorhaben, nach «draussen». Oberamtsrat Rabe forcierte den Fortgang der Arbeiten am dritten Band des Lesebuchs für Abiturklassen mit dem Ziel, dass diese Neuerung das zuletzt 1928 überarbeitete Material bis 1952 in die endgültige Form bringen sollte.

Nur drei seiner Schüler hatte er bis Spandau-West durchgebracht

Der Pädagoge Dr. Friedrich Rühl, der 18 Schüler in einen Kriegseinsatz geführt und nur drei davon nach Berlin durchgebracht hatte, versuchte sich im Erziehungsministerium, einer Ruine, in der aber in einzelnen

Räumen noch gearbeitet wurde, zu melden. Dem Pförtner, der noch in einer durch Holzverschalungen verstärkten Kabine amtierte, fiel er auf die Nerven, weil er seit mehreren Tagen immer wieder erschien und nach einem Zuständigen fragte, dem er berichten könne. Es war aber kein Beamter, der für den Verlust von Schülern im Kriegseinsatz zuständig gewesen wäre, in dem Gebäuderest mehr vorhanden.

Durst in der Öde

In einem der Gehege des Zoologischen Gartens waren Tiere vergessen worden. Die Vögel schrien entsetzlich. Vom Zoobunker brachen ein Leutnant und sieben Mann auf, ihnen eine Wanne mit Wasser in die Umzäunung zu stellen. Die Drähte des Grosskäfigs waren zerrissen. Die Vögel hätten, sagte der junge Offizier, an den Seiten und nach oben entkommen können, blieben aber, so durstig sie waren, eng beieinander. Die Versorgungstruppe kehrte heil zur Bunkerschleuse zurück; sie besass während ihrer Expedition die Deckung durch eines der allmächtigen Flakgeschütze auf dem Plateau des Bunkers.

Nachricht über die Tagesgrenze hinweg

In den Trümmern der japanischen Botschaft am Rande des Tiergartens sassen noch zwei Funker. Russische Scharfschützen waren in der Nähe. Kein Glas in den Fenstern. Am späten Abend erfuhren sie von Hitlers Tod, weil sie den deutschen Funkverkehr in Berlin-Mitte abhörten (dafür waren sie ausgebildet). Es blieb eine Zeitlang unklar, ob der Führer durch feindliches Artilleriefeuer, durch einen Putsch oder durch eigene Hand umgekommen war. Sie übersetzten die Nachricht ins Japanische, chiffrierten sie und übermittelten den Text nach Tokio. Die Meldung erreichte die Zentrale in Tokio um drei Uhr nachts. Zu dieser Zeit stand

ein Luftangriff auf die Stadt mit Spreng- und Brandbomben bevor. Die Nachricht blieb viele Stunden unbeachtet. Zwischen Funkmeldung aus Berlin und Empfang der Information in Japan lag die Tagesgrenze.

6

Reinhard Jirgl

Eine proletarische Klytämnestra

129

Eine proletarische Klytämnestra

Im Stadtarchiv der niedersächsischen Kleinstadt X findet sich 1 Bericht über ein Vorkommnis aus den letzten Krieg's Tagen im April 1945. Die Arbeiterin Ilse A. (22) war *heimatdienstverpflichtet* seit 1941, zur-Fabrikarbeit. Die-Werkanlagen (eine Rüstungsfabrik mit Deutschen Wehrmächtaufträgen), etwas ausserhalb von X in der Nähe des Dorfs Y an der Fernbahnstrecke nach Hannover gelegen, boten logistisch=günstigen Anschluss sowohl für die-Produkte als auch für die-Arbeiter die von&zur-Arbeit fuhren. Und die Gleise, nach Bombenangriffen der-Alliierten, wurden stets rasch wieder repariert; selten fiel 1 Arbeitsschicht aus, die-Produktion geriet niemals ernsthaft in !Stockung; die=unablässig-wiederholten Bombardements verfolgten offenbar Andere Ziele, als das-Ausschalten der-Rüstungsproduktion. – In der Fabrik lernte Ilse A. den Mechaniker Harald P. kennen, beide gleichen Alters, sie heirateten bald. Nach 2 Nächten=Ehe wurde Harald P. als Soldat überufen & an Die-Ostfront verfrachtet, das war vor knapp 2 Jahren. Ilse A., jetzt verheiratete P., schrieb regelmässig ihrem Mann Briefe=an-die-Front & schickte ihm Pakete mit Esswaren & anderen nützlichen Dingen, denn Ilse P. war eine praktisch denkende Frau. Die meisten ihrer Briefe & Pakete erreichten ihren Mann in den jeweiligen Regionen in die Derkrieg ihn warf, weniges nur ging verloren od wurde unterschlagen. In dankbaren Worten-der-Liebe, umwunden bisweilen mit jenen blumigen Wendungen, erblühend aus der Sehn=Sucht des Mannes=all-1 der seiner=Geliebten-frau gedenkt, schrieb Harald P. Seinendank für die Liebesgaben an die Frau=Daheim. – Dort arbeitete Ilse P. weiterhin in der Fabrik. Das-Werk beschäftigte, in abgeschirmten Bereichen auch Zwangsarbeiter, sowie in weniger streng=überwachten Sektoren Fremd-arbeiter die sich einst=vor-Demkrieg vom Deutschen Reich als Arbeitskräfte hatten anwerben lassen. Ilse P. verliebte sich in den Fremdarbeiter Karol S. aus Polen. Weil er einst freiwillig ins-Reich=zur-Arbeit gekommen war, besass er gegenüber den-Zwangsarbeitern noch immer

bedeutende Vor-Rechte. Zwar musste auch er in Werk's internen (be-
wachten) Baracken hausen, doch neben Lohnt kommen & besserer Ver-
pflegung besass er auch die Genehmigung zum Freien-Ausgang 3 x in
der Woche bis 22 Uhr. 3 x jede=Woche besuchte der Pole Károl S. die
Frau Ilse P. in deren isamer Wohnung in der Kleinstadt X. Sie sprach
kein Polnisch, er nur das-Arbeit's Deutsch; es hiess, sie fickten stumm,
zupackend, hastgierig wie die-Tiere: ohne Feierlichkeit, dafür ganz=
präzise. Keuchende Stunden. (Die-Nachbarn, die natürlich über=Alles
Bescheid wussten, verhielten sich still, zum Anzeigen der Frau bei-den-
Behörden wegen *Rassenschande* waren Diezeiten vorbei. Jetzt, Anfang
1945, galt es den-Obrigkeit's Sinn umzubauen; niemand besitzt Dafür
besseren Instinkt als die-Leute... Den-mut=hierfür nahmen sie von
Hochdroben=Aus-den-Nächten voll mit FeuerBombenBrand unter den-
nen auch die Kleinstadt X versank.) Also horteten die-Leute ihr=Wis-
sen-um-diese=Beziehung wie ein Bankier sein Kapital. Die Zeit zum
Veräussern dieses Kapitals dann zu Neuen-Kursen mit der Neuen Wäh-
rung *Widerstand* würde kommen, das hörten noch die Schwer-Hörigsten
alltäglich allnächtlich aus Geschützerumor=vom-Westen her, aus den-
Lüften Dasheulen der-Bomberstaffeln & den Einschlägen=Ohne-ende
... Dann warfen die Nächte sich zu Flammentürmen=hoch, der Erdbo-
den erzitterte in furchtbaren Schauern u das restliche Eis des Winters
auf Flüssen u in Pfützen zerbarst unter den Wellen dieses Maschinenbe-
bens -. Und sobald die-Flakscheinwerfer ihre Strahlen in den Him-
mel=hini-stachen, sah man langsam & mit der sturen Mechanik-des-To-
des immer=weitere Bomberstaffeln unter den Wolken dahinziehen wie
fliegende Kreuze für ein=Friedhofsland. (Auch war seit anderthalb Jah-
ren zu hören vom unaufhaltsamen Rückzug deutscher-Truppen & ihrer
Verbündeten vom-Osten (manche, wenn sie sich unbehorcht glaubten,
raunten: *Dat is man länxt keene Frontbegradigung nich mehr, is nichma
mehr Rückzuch is dat nich – de Heere's Gruppm wem zesammjehaun,
niederjemacht, jeder türmt wohin er kann, der Rest, der Grosser est,
muss verrechn od muss zuerst in=Gefangenschaft-vom-Russen undenn*

verrechn. !Tot=taler !Zusammenbruch vonne jesamte= Ostfront.) Eisen&feuer – Die woge Des Krieges die von-Westen-her in Russlands Tiefen Den-Tod einschwemmte vor vier Jahren, Jetzt flutete Diese woge mit Allenkräften aus dem Enormen Landraum der Sowjetunion zurück –.) Durch die Kleinstadt X stoll-zierten dennoch die-Schwarzen-Uniformen mit röhrendünnen glänzend gewixten Stiefeln, an den Kragenspiegeln die-Silberrunen Warnungen vor Stromschlag, der wahllos=jeden treffen kann.

3 x in-Jederwoche trafen sich Ilse P. & Károl S., schwiegen & fickten. Wild, tier=haft u Vollergier, wie beim 1. Mal. Um zu verhindern, dass ihr Ehemann von der-Front zurückkehrte & ihr=Verhältnis aufflog, schickte Ilse P. an ihren Mann=Imfeld rasch ein Paket, wie üblich mit Liebe's Gaben=aus-der-Heimat, darunter, aus gehamsterten & abgeparten Zu-Taten gebacken, den Liebling's Kuchen ihres Mannes: Nusskuchen, ein abgerührter Teig mit zermahlenden Haselnüssen bzw. Nuss-Ersatz (der Bittermandelgeschmack..... fiele nicht sonderlich auf). – Vor dem Eintreffen des Pakets ward der Soldat Harald P. verwundet, aus dem-Heere's Dienst ausgemustert, & als Ka-U gestellt kehrte er nach=Hause zurück. Hier entdeckte er in flagranti seine Frau mit dem polnischen Arbeiter; Harald P. tötete den Lieb=Haber seiner=Frau, die er anschliessend verprügelte. Schreiend rannte sie auf die verdunkelte Strasse hinaus. Jetzt durchzuckten die Silberblitze von den Kragenspiegeln den Nachthimmel, Scheinwerfer der-Flak suchten in der rauchigen Finsternis Denfeind. Dieflammenhitze der Nachtluft stank nach Kerosin Häuserschmok & heissem Mörtelstaub. 1 Polizeistreife ergriff die tobende, durch brennende Strassen schreiende Frau. Auf der-Wache berichtete in verworrener Sprache die Frau von Prügelattacken ihres von-der-Front heimgekehrten Mannes (ihr=Verhältnis mit dem polnischen Arbeiter verschwieg sie). Man eskortierte die Frau kurzerhand wieder zurück in den Luftschuttkeller ihres von Bomben noch unversehrten Hauses. – Inzwischen, an-der-Front, war das Paket mit dem vergifteten Kuchen eingetroffen. Weil der Emp-

fänger Harald P. nicht mehr zur Truppe gehörte, hatten seine Kameraden den Kuchen gegessen und waren verreckt; der Kommandör machte Meldung an die-Behörden=in-der-Heimat. Als daraufhin an 1 der nächsten Morgen Feldgendarmrie in das Haus in X eindrang & den Ka-U-gestellten Soldaten Harald P. verhaften wollte, erschien plötzlich vom Keller her in der Wohnstube 1 Stoss-Trupp amerikanischer Soldaten.: Die deutschen Feldgendarmen bedrohten den Soldaten P. u: die Amerikaner; der Soldat P. mit 1 im=Haus versteckt gehaltenen Pistole die eingedrungenen Amerikaner u: die deutschen Feldgendarmen; die Amerikaner richteten ihre Waffen auf den Soldaten P. u: die deutschen Feldgendarmen. Einzig unbedroht, am Morgen von wiederholten Schlägen ihres ehe Mannes blutend, die Frau Ilse P. Ihr gelang noch 1 Mal das Entkommen aus der Wohnung auf die Strassen hinaus, wo sie sich in dem grossen Gewirre durchschlug bis zum nordwestlichen Ortsrand, den von-dorther anrückenden amerikanischen Truppen entgegen, bei Denen sie sich als Rotkreuzhelferin andiente (die Blut-Male in ihrem Gesicht mochten, als Beglaubigungszeichen, ihre Aufnahme unterstützt haben). Während im=Haus zwischen den Männern, die sich gegenseitig bedroht hielten, Das-klassische-Patt bestand. Diese Konstellation vom 30. April 1945 iⁿ 1 Wohnung in der Kleinstadt X in Niedersachsen gehört seither in amerikanischen Hollywood-Western zum=Standard, & trägt sich fort bis in Filme von Quentin Tarantino. In diesen Filmen findet 1=solches-Patt stets seine Lösung: Jeder schießt, und in=Unmengenblut liegt Alles tot danieder. Kriege & andere Geschäfte sind mit solcher Lösung allerdings nicht erfolg=reich. – Die Kleinstadt X in Niedersachsen ist Heute 1 schmucker Ort mit Kurbad & historisch=renoviertem Altstadt kern; Bürgerhäuser aus früheren Jahrhunderten erglänzen in frischen Sand&tonfarben. Am Ort's Ausgang in südlicher Richtung 1 Gedenkstein, Mahn-Mal für die-Zwangs- & Fremdarbeiter im einst hier ansässigen Rüstungsbetrieb für die Deutsche Wehrmacht. Jeder Tote ist namentlich in den Gedenk-Stein igemeisselt, der Name des Polen Karol S. fehlt auf dem Stein.

7

In einer kleinen Stadt

In einer kleinen Stadt	135
Grabung nach Toten	137
Raubgut ohne Gebrauchswert	138
Gärtnerei Domeyer am Burchardianger	140
Eingeteilt zu Räumungsarbeiten. Vom Grossraum zu einfacher Bodenbearbeitung	140
Eroberung nachspielen	142
Das Leben im Takt der Haarschnitte	143
Haarschnitt für die neue Zeit	144
Tauschhandel	145
Kommerzielle Frühblüte, gleich wieder verweht	146
Gitti und der Captain wanderten am Ufer und hielten sich an den Händen gefasst («mehrere Himmel gingen neben ihnen»)	147
Transatlantische Tür	148
Grasbüschel	150
Blick auf den Brocken	150
Ein Tag mit einer Überraschung	151

Die kleine Stadt erlebte in den mehr als tausend Jahren ihrer Existenz schon viele Herrscherwechsel. Die Bombardierung, die ihr Zentrum in eine Kraterlandschaft verwandelte, schnitt allerdings tiefer ein als alle Zerstörungen und Brände im Mittelalter. Aber auch für die Zerstörungen ist es gleich, wer die Herrschaft darüber innehat.

Das Leben, soeben noch an die Volksgemeinschaft enteignet, eignen sich die Menschen neu an. Glückszonen und Unglückszonen des gesamten Landes gliedern sich nach Untergang des Reiches in Ortschaften. Ein Dutzend davon ist ein Kreis. Ein Schock bildet einen Landstrich. Den ganzen Weg von Neuekrug-Hahausen bei Goslar nach Halberstadt ist Fräulein Hilde zu Fuss gegangen, nur um Harald Reck zu treffen, der in einem Lazarett aushilft und den sie noch im März auf einer Tanzveranstaltung des Reichsarbeitsdienstes kennenlernte. «Mein Land reicht so weit, wie ich zu meinem Liebsten laufen kann.»

In einer kleinen Stadt

Die Telefonverbindungen reichen nicht weit. Zugverbindung besteht nicht. So ist die Stadt mit ihren Einwohnern auf sich allein gestellt. Es wandern aber Durchzügler mit Handwagen und Fahrrädern ein, aus dem Gebiet östlich der Elbe kommen Flüchtlinge.

Zuvor war die Stadt Teil eines Netzes: des Reiches. Das Netz ist zerrissen, und somit zerfällt die Stadt in ihre Teile. Es waren nicht die Bomben, die vor 22 Tagen diese Teilung bewirkt hatten. Im Gegenteil, die Zerstörung hat noch einmal alte organisatorische Strukturen mobilisiert, die Stadtverwaltung, die NSV, die Aktivität der Lehrer als Organisationsleiter, die Vorstellung, ein rascher Wiederaufbau sei möglich. Die Leute in der Unterstadt lassen sich von den Behörden nichts mehr sagen. Die Flüchtlinge sind nicht registriert und gehorchen somit auch niemandem. Die Bediensteten der Post und der Kreisbibliothek am Domplatz sind auf ihren Dienststellen erschienen. Aber sie wirken mit niemandem mehr zusammen. Der Rückfall in die «neue Wirklichkeit» setzt Energien älterer Wirklichkeiten frei, die nur verdeckt waren.

Wie Füchse durchstreifen wir die Keller der Stadt, die verlassenen öffentlichen Gebäude. Man kann dort viel brauchbares Material finden. Man muss aber erst noch in Erfahrung bringen, wofür es zu verwenden ist. So war die Volksschule III, ein solider Backsteinbau, zuletzt Reservelazarett. Hier sind Decken und Bettwäsche zu holen; Bücher und Spiele stapelweise, aus Abgaben von Privathaushalten gegen Kriegsende gesammelt, zur Unterhaltung der Verwundeten in deren Rekonvaleszenzzeiten; Reagenzgläser und viele Arten medizinischer Gefäße. Man kann «deutschen Schaumwein», den es in einem Keller in der Unterstadt kistenweise gibt (aus einem dorthin ausgelagerten Bestand der Luftwaffe), in solche Reagenzgläser und Gefäße füllen und mit sechs oder sieben Schülern ein Gelage veranstalten.

Mein Vater hat einem Maurermeister die Schuttruine unseres Hauses gezeigt. Fassade, Grund- und Brandmauern stehen noch bis zum ersten

Stock. Das könnte man für 80'000 Reichsmark bis zum ersten Stock wieder aufbauen, sagt der Maurermeister. Vielleicht, meint er, ist ja das Mauerwerk durch den Brand fester geworden. Genaueres weiss der Fachmann auch nicht. Man muss dann im ersten Stock eine Schräge bauen und mit Dachpappe belegen, damit das Regenwasser abfließt. Woher kommt die Dachpappe? Da ist eventuell in den Junkers-Werken noch etwas zu holen. Die Tage sind nasskalt. Zu den Eroberungszügen der Einwohner gehört die Suche nach Brennstoffen. Wiederum in den Kellern verlassener öffentlicher Gebäude: Steinkohlehaufen. Mit Handwagen und in Kisten lässt sich das transportieren.

Die Kirchen stehen offen und kahl. In ihnen ist merkwürdig wenig zu holen. Nicht dass die Geistlichen und die Küster etwas in ihren Privatbesitz überführt hätten. Vielmehr sind seit der Reformation die Gotteshäuser von ihren Schätzen leerräumt (und die Gegenreformation eiferte dem nach). Eine grössere Expedition von Beutemachern gelangte bis zu den Rübeler Höhlen. Hierhin wurden Vermögenswerte (Möbel, Bilder, Silber, Briefmarkensammlungen) verlagert. Die Höhlen liegen tief im Berg, gelten gegenüber Bombeneinwirkung als sicher. Gefahr für die Wertsachen kann von der Nässe dieser Tropfsteinhöhlen ausgehen, an deren Sole sich viel Wasser findet. Die Erkunder aus der kleinen Stadt sichten die unbewachten gelagerten Werte. Sie sehen aber im Moment hier im Gebirge keine Möglichkeit zum Abtransport. Man kann die Strecke von der Stadt ins Gebirge zu Fuss und mit Handwagen (auch mit einfachem Pferdegespann) nicht mehrmals am Tag zurücklegen.

Ein Offizier der Besatzungsmacht aus Minnesota, von Beruf Lehrer, hat miterlebt, mit welcher Energie noch vor etwa zwei Wochen die Einwohner in die unzerstörten Kellergeschosse (es sind fünf, noch aus dem Mittelalter) des Kaufhauses Büttner am Fischmarkt eindringen. Der Schwall Menschen, darunter Kinder, war durch Wachen und mit militärischen Mitteln nicht aufzuhalten. Denen, die auf der Seite, die zum Lindenweg weist, mit Lebensmitteln aus den Kellern herausströmten,

schlug die US-Wache die Beute (Schachteln mit Lebensmitteln und Waren) aus den Händen. Während die Soldaten das aber taten, waren sie schon von anderen Trägern des Ergatterten umgangen, so dass das meiste in die Stadt gelangte. Es hatte auch keinen Sinn, dass die ungebrannten Kaffeebohnen, die Sardinenbüchsen, Keksdosen, Fleischkonserven um die Kellerausgänge herum am Boden lagen. Ihm, dem Befehlshaber und Aufsichtführenden, war es zuletzt nur noch darum gegangen, dass nicht auf die Bevölkerung geschossen wurde, mit der Folge, dass die erregte Masse die wenigen Soldaten überrannt hätte. Aufgrund seiner Erfahrung war er insgesamt vorsichtiger geworden. Die US-Infanterie war nicht ausgebildet, eine Stadt zu verwalten. Zum Gehorsam waren die Menschen am ehesten zu bringen, wenn man sie in Ruhe liess.

Grabung nach Toten

Die Stadt riecht aus ihren Trümmern nach Brand. Am Hohen Weg ist eine Kolonne deutscher Kriegsgefangener ohne Aufsicht mit der Ausgrabung von Toten beschäftigt. Die Aufsicht durch US-Personal ist unnötig, weil die Arbeitskolonne durch den Verpflegungsstrang sowie die Aussicht auf ordnungsgemässe Entlassungspapiere zu Ende des Arbeitseinsatzes zusammengehalten wird. Sobald vermutet wird, dass am Grabungsort Tote entdeckt werden, glauben alle Zeugen, dass sich der Brandgeruch mit einem «Leichengeruch» verknüpft. Es ist aber nicht ausgemacht, welche Arten von Gestank oder Ausdünstung sich tatsächlich hier vermischen. Es gibt für die Nasen keine fundierte Erfahrung, wie die Geruchswahrnehmungen, die ungewohnt sind, in diesen Tagen aber zur Gewohnheit werden, im einzelnen zu benennen und auf ihre Ursachen hin zu unterscheiden sind.

Die US-Administration hat Posten aufgestellt, wo sie Leichenfunde und deren Abtransport erwartet. Sie geht davon aus, dass Leichen Seuchen auslösen. Es sei deswegen notwendig, wird von der alliierten Stadtverwaltung gesagt, sämtliche Toten aus den Trümmern auszupacken und

der Erdbestattung oder der Verbrennung zuzuführen. Die Aufmerksamkeit gilt vor allem den Sammel-Luftschutzkellern, die verschüttet wurden. Der Amtsarzt Dr. Meyer ist im Gespräch mit dem Unteroffizier der Besatzungsmacht, der für die Ausgrabungsaktion zuständig ist. Es handelt sich um einen ausgebildeten Sanitäter.

- Welche Art von Seuche soll von den Toten ausgehen?
- Giftige Gase und daraus folgende Seuchen.
- An welche Seuchen denken Sie?
- Vergiftungen.

Leichengase sind nicht giftig, antwortet Dr. Meyer. Er will auf Erfahrungen auf deutscher Seite im Krieg mit der Massierung von Leichen, die nicht rasch abgeräumt werden konnten, anspielen; er überlegt und unterlässt das. Tote wären ungeniessbar, insofern giftig, argumentiert der US-Sergeant. Leichen zersetzen sich, sie faulen. Dr. Meyer nickt. Er zögert, auf Erfahrungen hinzuweisen, dass selbst Fäulnis zwar einen unerträglichen Geruch, nicht aber Seuchen auslöst. Ein Verzehr von Toten kommt auch nicht in Betracht. Jede Vertiefung dieser Argumentation aber scheint dem deutschen Amtsarzt ein abschüssiges Gelände zu sein.

Raubgut ohne Gebrauchswert

Nach wie vor keine Schule. Dennoch Arbeitstag. Wir «organisieren». Es gleicht einem Wettbewerb, etwas zu ergattern, das man den Kameraden zeigen kann. Ein erstaunter Blick der anderen auf die Beute ist Lohn genug. Auf den Nutzen der organisierten Ware kommt es nicht an. Wir ziehen zu fünft mit Heckenscheren, Zangen und Hämmern ans Südende der Klusberge. Der Fundort ist in der vorigen Woche erkundet worden. Hier sind im Abstand von tausend Metern zum Flugplatz, noch im Wald versteckt, nicht fertiggestellte Flugzeuge geparkt. Sie wurden

(offenbar weil die Zulieferung von Einzelteilen nicht mehr stattfand) aus den gefährdeten Produktionshallen der Junkers-Werke hierhergeschafft. Für Jagdbomber waren die Maschinen in ihrer Tarnstellung nicht zu erkennen.

In den Maschinen, die leicht aufzubrechen waren, gab es eine Innenausstattung aus Leder. Mit den Heckenscheren schnitten wir breite Lappen dieses wertvollen Materials heraus, sortiert zu Vierecken, die man als Teppichersatz oder sonstigen Bodenbelag, auch als Sitz auf Stühlen, verwenden konnte. Wir hatten in den zertrümmerten Elternhäusern die erhalten gebliebenen Keller besetzt. Hierfür war die Beute bestimmt. Dort sollte sie eine gewisse «Gemütlichkeit» erzeugen. Im Grunde war unsere gesamte Mühe darauf gerichtet, Zustände aus der Zeit vor der Zerstörung wiederherzustellen oder durch Zeichen anzudeuten. Wir arbeiteten bis Mittag und wandten uns dann Tauschgeschäften in der Unterstadt zu. Eine Kiste Zigarrenstumpfen aus einem ausgelagerten Bestand der Flughafenkantine, der in einem zerbombten Keller untergebracht und noch nicht wieder eingesammelt worden war (weil wohl die neuen Verwalter des Flugplatzes von dem Versteck nichts wussten), tauschten wir gegen zwei Rollen Stacheldraht. Die waren dazu bestimmt, einen unserer Keller gegen Eindringlinge abzusichern. Die Fehleinschätzung lag darin, dass wir mit einer solchen Sicherungsmassnahme die Aufmerksamkeit anderer Diebesgruppen oder «Organisatoren» hervorriefen, während der schützende Stacheldraht bei einiger Mühe doch immer als Hindernis zu überwinden ist. Ein Zaun sichert nicht, sondern signalisiert das Vorhandensein unbekannter Schätze. Wir waren tatkräftig, aber nicht erfahren.

Ein langer Arbeitstag geht zu Ende. Das Abendrot im Westen, beim Burchardianger und beim Torteich, sieht nicht viel anders aus als das Morgenrot so viele Stunden zuvor im Osten.

Gärtnerei Domeyer am Burchardianger

Aus der Holtemme, die zur Bode fließt, ist das Wasser für den Gärtnereibetrieb Domeyer leicht zu schöpfen. Die Gurkenbeete sind getränkt. Die Treibhäuser werden bereits wieder geheizt, da genug Holz aus den Trümmern der Stadt zur Verfügung steht. Die französischen Fremdarbeiter in ihrem Quartier auf dem Gelände treffen immer noch keine Anstalten, den Betrieb zu verlassen und nach Hause zu fahren. Sie haben sich in ihrer Arbeitsstelle eingerichtet und empfinden sich als Mitunternehmer der Gärtnerei. Auch sind die Verbindungen nach Frankreich unbekannt. Französischsprachige Papiere müssten ausgestellt werden, die sie zur Rückkehr ins Vaterland legitimieren. Dafür gibt es derzeit keine zuständige Behörde. So bleibt für Wochen alles beim alten. Jede Woche wachsen andere Pflanzen heran in den weitgestreuten Anlagen der Gärtnerei, die dann geerntet und in die Stadt gebracht werden müssen.

Eingeteilt zu Räumungsarbeiten. Vom Grossraum zu einfacher Bodenbearbeitung

Oberstudienrat Schürke mit den Lehrfächern Mathematik, Physik und Sport hatte in den vier Jahren, in welchen er als Major der Reserve fungierte, über ein Pferd verfügt. Für grössere Strecken besass er einen Geländewagen mit Fahrer. Ein Partisanenhinterhalt hatte der Expansion seines Egos und seines HANDLUNGSRRAUMS ein abruptes Ende gesetzt. Krankgeschossen lag er für Monate auf eine Bettfläche von 180 x 60 cm eingegrenzt. Am Rücken und Hinterteil wund gelegen. Zuletzt nur noch auf dem Bauch liegend. Die Ahnung weiter Gebiete in Eurasien und Afrika als Bild eines deutsch beherrschten Reiches war entschwunden. Durch Eingaben, die er den Schwestern des Lazarets diktierte, gelang es ihm, in das Lazarett seiner Heimatgarnison verlegt zu werden. Nicht kriegsverwendungsfähig. Matt in den Knochen, kregel

im Kopf. Inzwischen unter ärztlichem Vorbehalt nach Hause entlassen. Dort ordnete er die Dinge in seinem Arbeitszimmer und im Garten. Seine Abzeichen, Wertpapiere (die vielleicht später, wenn die inzwischen eingetroffene Besatzungsmacht das Land wieder verliesse, einen Wert erhalten konnten) hatte er in einer Ausschachtung von zwei Metern Tiefe im Garten vergraben. Der Quadratmeter Aushub war sorgfältig planiert, die Grabstelle mit Fachkenntnis getarnt.



Abb. 15: Das Urmeter in Paris.

Realistisch betrachtet reduziert sich das Anrecht eines Menschen auf das Stück Eigentum, das er tatsächlich bearbeitet, sei es ein Boden, sei es ein Rohstoff oder ein Werkzeug. Im Falle des Komposthaufens, den der Major im Garten angelegt hatte, handelte es sich bereits um mehr als einen Quadratmeter. Auch das Menschenrecht auf ein eigenes Grab, so Schürke, bezieht sich der Länge nach auf mehr als einen Meter Boden, wenn man den Toten nicht in eine extreme Hockstellung bringen will oder die Beine kürzt. Aus diesen konkreten Massen, zu denen noch der nächtliche, lange Spaziergang gehörte, auf dem der Oberstudienrat seine Gedanken sammelte und seine Schlaflosigkeit bekämpfte (quasi das «nomadische» Anrecht auf Bewegungsfreiheit), war die Teilnahme an

der ÜBERDEHNTEN VOLKSGEMEINSCHAFT zurückgefallen. Noch fehlte die Wiedereröffnung der Schule. Schürke war mit anderen Männern – in bunter Mischung war dies von der Besatzungsmacht angeordnet für alle erwachsenen männlichen Einwohner ohne Unterschied, ob sie eine nationalsozialistische Vergangenheit aufwiesen oder nicht – eingeteilt zu Räumungsarbeiten in den Schuttgebirgen der Stadt. Andere Arbeitskolonnen waren aus Frauen zusammengesetzt.

Nach grösseren Einheiten, der «Welt» oder einem «Vaterland», stand dem Major derzeit nicht der Sinn. Ihm genügte es, dass ihn niemand auf seine Erlebnisse in der letzten Dodekade ansprach. Seine Kinder duldeten ihn im Garten, in seinem Arbeitszimmer, bei der Nutzung des Klos, bei den Mahlzeiten. Verhandelnd und glättend sorgte seine Frau an den Demarkationslinien der Interessen der Familienmitglieder für Verträglichkeit; diese Linien liessen sich nicht in exakten Raum- und Zeiteinheiten definieren. Das sollte sich im Sommer noch besser einspielen. Es handelte sich um keine «neue Zeit», sondern um denjenigen Teil «alter Zeit», der während der GEISTESBLASE GROSSDEUTSCHLAND die ganze Zeit über Bestand gehabt hatte, ohne gesondert aufzufallen.

Eroberung nachspielen

Draussen ist der Krieg gestorben. Seit 22 Tagen. In unseren unbeschäftigten Schülerherzen bebt die Erregung nach. Ich weiss nicht, was wir bei unseren Spielen dachten.

Wir spielen auf dem Dachboden der Wohnung Müller. Das Haus liegt am Ende des Spiegelsbergenwegs. Frau Müller führt die Regie. Ihre Tochter Irmhild ist ihre Vertrauensperson. Der Vater Müller ist seit zwei Tagen aus dem Krieg zurück, vorzeitig mit Papieren aus der Gefangenschaft entlassen. Sein Sohn Alfred, mein bester Freund. Früher konnten wir im Arbeitszimmer seines Vaters spielen. Jetzt spielen wir auf dem Dachboden. Das Spiel heisst «Reiche verteidigen und erobern». Alfred

Müllers Bruder Gerhard spielt mit. Wir haben ein Terrain abgesteckt. Küsten und Länder sind durch Bindfäden und Hölzchen angedeutet. Alle Gebiete zusammen sind der Erdkreis. Grosszügig abgesteckt: Kolonien, Interessengebiete und Vaterländer.

Aus etwa zehn Zentimeter grossen Zinken aus Metall, die wir aus Flugzeugrümpfen erbeutet haben, sind «Schlachtschiffe» und «Panzer» geformt. Bleibuchstaben, aus einem «organisierten» Setzkasten, aus einer ausgebrannten Druckerei geholt, können auf die Metallzinken und zusätzlich auf längliche Stücke von Baumrinde gesetzt werden. Sie bedeuten dann «Geschütze». Es zählt für die Drohung und für Kampfhandlungen die Beladung dieser «Körper» mit «Aufbauten». Sieben schlägt zwei. Bei vier zu drei Überlegenheit muss gewürfelt werden.

Ich besetze die Küste eines Gebiets, das zu Alfreds Imperium gehört. Zuvor «täusche» ich ihn mit einem Angriff auf eine andere Zone seines Interesses. Das aber hat er vorhergesehen, und dadurch, dass er alle seine Zinken und bleibeladenen Rindenstücke auf meine «Heimatgebiete» zuschiebt, schrumpft mein «Reich», während das Licht des Spätnachmittags schwindet. Alfred Müller und sein Bruder Gerhard sind an sich friedliche Zeitgenossen. Auf meine Aggression antworten sie nachahmend aggressiv. Wie sich nach ernüchternden Tagen, schon unter amerikanischer Besatzung und nach einem eindrucksvollen Luftangriff, der die Stadt zerstörte, die spielerische Anspannung, der Ehrgeiz nach Gebietsgewinn, noch hält! Es braucht lange, um die Unterströmung, die uns abstrakt (oder traumartig) ergriffen hat, abfliessen zu lassen. Rote Ohren vor Eifer. Wir sind hungrig, als Alfred Müllers Mutter uns nach unten ruft.

Das Leben im Takt der Haarschnitte

Im April 1945 war Hartmut Eisert dreizehn Jahre alt. Damals wurden seine Haare (die Eltern waren mit ihm aus dem Osten geflüchtet) nur unregelmässig geschnitten, nämlich nur dann, wenn ein Friseurgeschäft

in der Stadt geöffnet hatte und die Eltern ihn dazu aufforderten. Später, als Zwanzigjähriger, liess er sich alle acht Wochen die Haare schneiden, was den Jahren und dem Leben einen unmerklichen, wenn auch nicht lautstarken Taktschlag gab. Dieser Rhythmus änderte sich um einige Tage oder auch eine Woche vor hohen Feiertagen oder Ferien. Dann erhöhte sich die Frequenz der Haarschnitte. Manchmal bringt ein solcher Schnitt Glück, manchmal eröffnet er die Phase eines gleichgültigen Lebensabschnitts. Hartmut war abergläubisch. Schlimm, wenn die Haare verschnitten wurden (durch eine unerfahrene, neue Frisierkraft). Er wechselte den Friseur oder die Friseuse nur ungern.

So wird er bis zu seinem Tod im Jahr 2014 etwa 560 Haarschnitte erleben. Er trägt, wenn er zum Haarschnitt geht, nur «zuverlässige» Kleidung, also solche, die ihm bereits einmal Glück gebracht hat. Ein misslungener Haarschnitt kann ihm $\frac{1}{560}$ seines Lebens verderben, vorausgesetzt, er weiss, wann sein Ende kommen wird. So ist der Schrecken, wenn er im Spiegel sieht, dass die Haare verhunzt sind, gemildert dadurch, dass er von seiner Todesstunde nichts weiss.

Haarschnitt für die neue Zeit

Mein Vater liess sich von einem Friseur, der als Flüchtling aus Schlesien eingewandert war, am 19. Tag nach Einmarsch der Amerikaner in seiner Arztpraxis die Haare schneiden. Es war bei seiner Glatze wenig zum Schneiden oder zum Frisieren da. Gerade dass das Stutzen der Augenbrauen etwas hergab. Mein Vater hatte gute Laune, er beschenkte den Friseur. Es sei ein Luxus, sagte er, dass ein solcher Friseur einen Hausbesuch mache, was sonst nur die Ärzte tun. Das neue Jahrhundert, das entweder mit dem Luftangriff auf Halberstadt oder mit dem Einzug der Amerikaner begonnen hatte oder eventuell in der Zukunft liegen würde, wollte er – sozusagen nach Ende der Stadt – mit frischem Kopf beginnen. In Windeseile wechselten die historischen Zeitalter in diesen

Schlussstagen des April einander ab. Zur feudalen Epoche zählte der Hausbesuch des Friseurs (noch im k. u.k. Stil des früheren Südostens); zur bürgerlichen Zeit gehörte der Schwarzhandel, die Inbesitznahme unbewachter Güter (der Arzt tut das nicht selbst, sondern lässt für sich «beschlagnahmen», bittet zum Beispiel einen entlassenen Soldaten Zug um Zug für ein Geschenk, ihm das erspähte Gut zu organisieren und ins Haus zu liefern). Die Vorahnung einer sozialistischen Tugend ergibt sich aus der Hilfsbereitschaft, welche die Nachbarschaftsgrenzen nicht beachtet und die Stadt erfasst hat. Auch ohne krank zu sein, hat ein Gärtner aus der Unterstadt dem Arzt Spargel gebracht, der in diesem Jahr schon früh gestochen werden kann.

Tauschhandel

Handschuhe im Karton zu zwölf Paaren gegen einen Eimer Zucker aus der Zuckerfabrik in der Unterstadt. Zwei solcher Eimer als Treuegeschenk an den Verwalter der städtischen Kartei, in welche die Beförderungen und die beruflichen Auszeichnungen aus den letzten zwölf Jahren eingetragen sind. Es ist nicht notwendig, dass gewisse Karriere sprünge öffentlich einsehbar sind. Kriminalsekretär Fülpe, der die Kartei führt, bringt die Eimer in das Ausweichquartier seiner Familie. Sechs Handwagen mit Briketts gegen einen Ballen Tuch. Ein Zentner Koks gegen das Wohlwollen des stellvertretenden Behördenleiters im Wirtschaftsamt der Stadt, das gewerbliche Genehmigungen erteilt. Austausch: drei Kinder von Frau Märker auf zwei Tage (so dass sie über den Harz bis nach Göttingen marschieren und Ware zurückbringen kann) an Frau Stolpe gegen zwei Tage Übernahme derselben Zahl von Kindern von Frau Stolpe durch Frau Märker, jeweils ohne Ersatz der verbrauchten Lebensmittel, da sich die Mengen ja ungefähr aufheben.

Kommerzielle Frühblüte, gleich wieder verweht

Die Lager der Handschuh- und Mützenfabrik Fungler & Co. sind voll Ware. Hier wurden bis Anfang April nach Plänen und Vorgaben von 1941 Militärhandschuhe, Kopfschützer, später auch Windjacken und Ärmelschoner gefertigt. Die Produkte wurden im gesteigerten Ausstoß hergestellt, wegen des Zusammenbruchs der Verkehrsverbindungen aber nicht mehr abtransportiert. Mit Einzug der Amerikaner waren die «Rüstungsgüter» zur «Ware» geworden.

Dann übernahmen die Briten von den Amerikanern die Verwaltung der Stadt. Die Anfänge der kapitalistischen Naturalwirtschaft, zunächst ohne Neuproduktion, einfach als Umverteilung des wertvollen Erbes aus dem Reichsvermögen, florierten bis zu ihrer Ankunft. Die britische Militäradministration erließ eine Flut an Verordnungen und erstickte so die Frühblüte des späteren Wirtschaftswunders.

An deren Stelle trat das Prinzip der «gerechten Verteilung an die Bevölkerung». Zu dieser Stunde waren die Vorräte aber bereits wie vom Erdboden verschwunden. Selbst der Schrotthändler Kraux behauptete (zu einer Zeit, in welcher der Schrott überall zutage lag), nicht liefern zu können. Die Lager seien leer. Es war ja auch keine Eisenproduktion vorhanden, die Schrott benötigt hätte. Wir «Organisatoren» allerdings wussten, dass es Höhlen im Huy (einem Bergrücken nördlich von Halberstadt) gab, in welche noch in den letzten Kriegstagen wertvolle Altmetallbestände, darunter Zink und Zinn, verbracht worden waren. Uns Kundschafter aber eliminierte man bereits Anfang Mai, indem wir, nach Klassen und Schulen eingeteilt, zum geschlossenen Einsatz auf dem Rittergut Emersleben zum Rübenverziehen eingesetzt wurden.

Gitti und der Captain wanderten am Ufer und hielten sich an den Händen gefasst («mehrere Himmel gingen neben ihnen»)

Captain Sinclair und Gitti wanderten am Ufer und hielten sich an den Händen gefasst («mehrere Himmel gingen neben ihnen»). In die Annäherung unter ehemaligen Feinden war Schwung gekommen nach einem langen Nachmittag, an dem sich ihr Englisch (rein theoretisch in der Schule eingepaukt) als frisch und flüssig erwiesen hatte. Die Fehler dieses Schulenglischs hatten Captain Sinclair zum Lachen gebracht. Eifer hatte sie zusammengeführt und war in Zuneigung gemündet. Der Arbeitstag: hektisch.

Die Kältewelle, die das Land seit vier Tagen erfasst hatte, verhinderte es, dass Gitti und der Captain sich im Freien trafen. Im Stabsquartier des Captains im Spiegelsbergenweg war ebenfalls kein intimer Aufenthalt möglich, da diese Quartiere off-limits für Deutsche waren. Noch galt das Fraternisierungsverbot. Nachdem sie sich 24 Stunden als eng zusammengehörig betrachtet hatten (wie Geschwister, wie ein Geliebter und seine Geliebte, wie Verschwörer, wie Leute, die seit Jahren zusammenarbeiten), drängte es sie nach intimer Berührung. Sie liessen einander nicht mehr aus den Augen. Sie fanden kein besseres Quartier für Intimität als den Holzverschlag in einem der Luftschutzkeller eines abgebrannten Hauses. Sie hakten die Türlatte des winzigen Abstellraumes aus ihrer Halterung und legten sie als eine Art Holzbett auf den kahlen Boden.

Nach Übergabe der Stadt an die Briten, die im Juni erfolgte, sahen die beiden einander nie wieder. Der Captain war als Leiter eines Rekruten-depots in die USA zurückversetzt worden. Keine Stimme des Herzens vermochte gegen eine solch befehlsgestützte VERÄNDERUNG DER ÄUSSEREN UMSTÄNDE etwas zu bewirken. Unerwartet lag ein Ozean zwischen den beiden Liebenden. Sie schrieben einander Briefe. Die Erinnerung blieb. Sich Einzelheiten eines Körperkontaktes wachzurufen, von dem man im Augenblick gedacht hatte, dass man ihn nicht

vergessen würde, erwies sich als schwieriger, als sie gedacht hatten. Eher war es die Empfindung der Kälte und des Staubs in jenem Kellergeless, die im Gedächtnis haftete.

Momentweise an jenem Nachmittag, an dem aus einem heftigen Arbeitskontakt eine Liebesaffäre entstanden war, hatte Gitti gehofft, ihr Liebster (sie hatte seine Hand berührt, wusste aber noch nicht, dass sie schon Stunden später liiert sein würden) werde sie in ein anderes Land mitnehmen, in ein Siegerland. Er wiederum hatte in der Abschiedskrise im Juni mit der Idee gespielt, im ehemaligen Feindesland unterzutau-chen, mit Gitti ein neues Leben zu beginnen. Schon die Erörterung der einzelnen Schritte dieses Plans zeigte, wie wenig er durchführbar war. Beide waren sie zu intelligent für Abenteuer in den Grundwassern des Lebens. So wie die Düsternis im Abstellraum (der Keller verfügte über kein Licht) sich deutlich von einem «Mondlicht über dem Liebesnest» unterschied.

Transatlantische Tür

Lisbeth Lehmann aus Klein Quenstedt war aus Anlass der Mobilisierung der Frauen für die deutsche Rüstung im Jahre 1943 dienstverpflichtet worden. Sie wurde der Kantine im Fliegerhorst Halberstadt zugewiesen. Die Kasernenanlage in der Nähe der Thekenberge übernahmen dann im April 1945 die Amerikaner. Die Zwangsdienstpflicht erlosch, aber Lisbeth ging aus Gewohnheit weiterhin täglich zur Arbeitsstelle und bewirtete eben jetzt den Gegner. Seit 19 Tagen war das so. Von Klein Quenstedt durch Halberstadt hindurch (ohne Strassenbahn), die Klusstrasse hinauf, durch den Engpass zwischen Klus- und Spiegelsbergen hindurch und dann noch zehn Minuten bis zur Kantine. Das war ein strammer Marsch.

Die Idee der Auswanderung bildete sich heraus (und die neue Realität legte einen solchen Einfall nahe). Im besiegten Land zeigte sich, was Männer betraf, wenig Zukunft. Wenn einer der Unteroffiziere der Air

Force sie heiratete, das kannte sie aus Büchern, könnte weit im Westen ein neues Leben beginnen. Landwirtschaftliche Kenntnisse besass sie. Schon Tage später brachten zwei Sergeants sie in einem Jeep die weite Strecke zu ihrem Dorf zurück. Lisbeths Mutter bewirtete die beiden mit Marmeladenbrot, Eierkuchen, dann Schinkenbröten. Sie durften übernachten. Lisbeth musste jetzt die Entscheidung treffen, wem sie näher treten sollte. Hielt sie es mit beiden, würde sie beide verlieren. Der Rat der Mutter war ihr teuer.

Sie wählte den Älteren, den sie für reifer und entschlosskräftiger hielt. Am 30. April verlobten sie sich. Glückliche Tage. Lisbeths Mutter hatte das Wohnzimmer freigemacht. Vier Wochen später erfasste die Umgruppierung der US-Luftstreitkräfte auch den Fliegerhorst Halberstadt. Lisbeths Verlobter wurde auf eine Insel im Pazifik versetzt. Sie schrieben einander «feurige» Briefe, memorierten das Erlebte. Schon bald aber glaubte Lisbeth nicht mehr daran, dass aus der Verbindung etwas Praktisches werden würde. Sie versuchte zu ermitteln, unter welchen Bedingungen ein privates Verlöbnis (unter Umständen mit Beifügung von Liebesbriefen, in denen weitergreifende Pläne und Versprechen niedergelegt waren) zu einer Einreiseerlaubnis in die USA führen und dort in eine Heirat verwandelt werden könnte. Ihrer Korrespondenz mit dem Verlobten legte sie intime Fotos bei, um die Bindung zu stärken. Das anfangs hoffnungsreiche Band löste sich auf. Später erhielt sie Post, noch immer im zärtlichen, erinnerungsträchtigen Ton, aber auch mit der Mitteilung, dass ihr Verlobter in den USA geheiratet und inzwischen Kinder bekommen habe. Sie gratulierte in aller Herzlichkeit, war von der Westorientierung inzwischen abgekommen, hatte ihrerseits eine ortsansässige Zukunft gewählt. Ein plötzlicher Besuch des früheren Geliebten, der die Einlösung des Versprechens vom 30. April 1945 gefordert hätte, wäre peinlich gewesen. Die Wege zu ihrer neuen Arbeitsstelle waren um die Hälfte kürzer als die zum Fliegerhorst (statt sechs Kilometern nunmehr drei). Bald wohnte sie auch dort.

Grasbüschel

Die Grasnarbe, also mehrere Büschel, wuchs jetzt im April nur zwei Meter vom Rand des Bombenkraters entfernt in üppiger Weise. Der Krater war übriggeblieben vom Angriff am 14. Februar 1945, der den Junkers-Werken geglont hatte. Die Gruppe von Trichtern lag einige hundert Meter vom Ziel entfernt in Richtung der Berge. Über die Grasbüschel waren aus der Tiefe Erdkrume und steiniges Material gefallen. Nicht so viel, dass es Schaden angerichtet hätte. Der vernichtende Teil des Auswurfs aus dem Trichter war in grösserem Abstand von den Pflanzen niedergegangen. Der Stoff aus der Tiefe, inzwischen von der Witterung abgetragen, war offenbar nahrhaft. Ende April schienen die Pflanzen agil wie im Sommer.

Blick auf den Brocken

In der Nässe dieser Tage war der Brocken nur für ein, zwei Stunden, sozusagen zwischen zwei Tiefausläufern, von der Stadt aus zu sehen. Von Natur aus bin ich neugierig. Es hätte nahegelegen, diesen Berggipfel, ein eisiges Felsplateau, zu besichtigen. Der höchste Berg des Harzes ist ganzjährig der Westströmung ausgesetzt, die von Meer und Ebene auf ihn eindringt. Während meiner Kinderzeit war der ferne Berg bei gutem Wetter zu sehen. Jetzt, am 30. April, wäre eine Wanderung (sie hätte mehr als einen Tag gedauert) ausgeschlossen gewesen. Wie hätte ich auf dem Weg dorthin meine Anwesenheit einer Patrouille der Militärpolizei erklären sollen? Hätten sie mich nach Waffen untersucht? Wie hätte ich mich ernähren sollen, wenn doch eine Rückkehr am selben Tag unmöglich war?

In den 82 Jahren meines Lebens war ich nie auf dem Brocken, mit dem mich doch eine starke Vorstellungskraft verbindet. Postkarten und Fotos legen den Besuch nicht nahe. Sie sind von dem Bild einer felsigen Eiswüste verschieden. Es koexistieren vor meinem geistigen Auge zwei un-

vereinbare Bilder vom Gipfelgelände. Die eines Plateaus, auf dem sich Menschen wegen des Sturms nicht aufhalten können. Und die entgegengesetzte Vorstellung der Trinkstube im Brocken-Hotel, von der ich mehrfach gehört hatte. Gut beheizt, gemütlich. Meine Neugier hatte nie den Antrieb, die beiden Bilder miteinander zu vereinigen.

Ein Tag mit einer Überraschung

Der 1. Juni 1945, ein Freitag, war ein kalter Tag. Regenfront über uns. Wir Schüler des Domgymnasiums, beaufsichtigt von unseren Lehrern, die in landwirtschaftlichen Fragen inkompetent blieben und sich an den Rand des Ackers stellten, gerade dass sie uns daran gehindert hätten, mit der Arbeit aufzuhören, froren auf den Rübenäckern, die Kleider nass. Dieser Tag ist für mich unvergesslich. Wir zupften die Unkrauthalme, die neben den Rüben an den Nährstoffen des Bodens zehrten und legten sie zu Haufen aufeinander. Gegen Mittag entschied der Gutsinspektor, da der Regen sich intensivierte, uns aus einem Kochkessel mit Griesbrei abzufüttern und auf Lastwagen wieder in die Stadt zu bringen. Unsere Arbeitsleistung war für ihn unbrauchbar. Ich klingelte an der Wohnungstür. Es öffnete meine Mutter, sie war von Berlin nach Halberstadt gekommen, eine gestückelte Reise mit Zug und Kraftfahrzeugen. Ich hatte meine Mutter seit einem Jahr nicht gesehen. In den abgetragenen, ehemals eleganten Klamotten mit Bluse unverkennbar sie selbst. Ich kenne wenige «Übersprünge» von Elend (frierend im Gelände, unter offenem Regenhimmel am Vormittag) ins Glück am selben Tag. Dieser Tag ist für mich unvergesslich und wichtiger als der 30. April 1945. Er ist allerdings mit nichts anderem in Halberstadt oder im Weltmassstab so recht in Verbindung zu bringen. Es ist auch schwer, diese «überstürzte Empfindung», das, was man eine «glückliche Überraschung» nennt, präzise nachzuerzählen. Es gewinnt erst Genauigkeit, wenn ich

es in einer Geschichte, die von anderen Menschen handelt, schildere. Auch in der Form eines «Fotos mit Musik» ist die Aufwallung (eine Tür öffnet sich und ein Mensch, den ich nicht erwarte, umarmt mich) nicht dokumentierbar.

8

Reinhard Jirgl

Unheimlicher Brückenschlag	155
Frühschicht. Szene für ein imaginäres Front-Theater	159

Unheimlicher Brückenschlag

Der Witwer Otto Huber, Leutnant ade im i. Weltkrieg, Träger des E-Ka Eins & Heute mit der-Führung des örtlichen Volksturms im Dorf A. in der Altmark betraut, arbeitet in seinen sogenannt freien Stunden in seinem kleinen Garten vor dem Fachwerkhaus am südlichen Ausgang dieses Strassendorfs. Es war das Haus seiner Frau, deren Familie hier=in-der-Altmark seit-Generationen ansässig war, und die vor Dreissigjahren den-Ex-Leutnant & nach-Dem-I.-Krieg als Handlung's Reisenden in=Sachen Saatgut umherfahrenden Otto Huber aus Bayern heiratete & hier im-Flachland mit=ihm auf dem kleinen Anwesen lebte. 1938 dann verstarb die Frau, Otto Huber blieb allein zurück, heiratete nicht wieder. Jetzt pflegt er die Frühjahr's Beete, freut sich des aufgeblühten Flieders mit seinem betörenden seidenleichten Duft, sieht die weissen Perlen der Maiglöckchen, mit den freigebigen Händen des Frühlings über die grün-samtene Kissen des frisch gesprossenen Rasens hingeschüttet, auch die Narzissen entfachen schon ihre gelben Sterne. Sein=Garten ist Otto Huber das Grossegewicht gegen Denschrecken=in-Dieserzeit, das die Waagschale der Würde-des-einzelnen nicht ins Bodenlose absinken lässt. Als vorhin der-Ort's Gruppenleiter an den Zaun trat, den Leutnant ade an Seinepflicht Isosfort den-Volksturm zu ordnen & kampfbereit in=Stellung zu bringen gemahnte, dann mit besonders scharf gestanztem! HEIL! HITLER zum Gehen sich wandte, erwiderte Otto K. mit! *Grüsslgott-diese* Grussformel seines Geburtslandes Bayern hat er überalldiejahre=in-Norddeutschland beibehalten. Der Ort's Gruppenleiter zuckte bei Diesemgruss zusammen als hätt ihn ein Schwapp Säure getroffen, er sagte jedoch nichts, es schien er trollte sich mit eingezogenen Schultern. – Otto H. erkennt als Alter-Militär die Aussichtslosigkeit solchen Volksturms: Mensch=Verheizung; er bleibt wo er ist & bestellt seinen=Garten hinter dem Zaun vor der Dorfstrasse.: Jenseits, auf der anderen Seite des niedrigen Zauns, nur lige Armeslängen entfernt, donnern heulend Kriegsfahrzeuge vorüber, von einem offenen Lastwagen herunter brüllen Soldaten ihm etwas zu & zeigen mit heftigen Gebärden zum

anderen Dorfende, Otto H. versteht nichts, Diemotoren zermalmen die Rufe – dann ist die Kolonne vorüber – Wolken aus Abgasen Staub (es hat Langezeit nicht geregnet) & Schwaden Gesteinesplit durchwühlen die Luft und sinken langsam & schwer vor Otto Hubers Gartenzaun, vor den grünenden, frisch umgegrabenen Beeten, auf die Dorfstrasse nieder. Das Bild erinnert den Leutnant ade an Bilder wie sie Träume finden lassen, auch wie er sie während des 1. Kriegs in vulkanischen Regionen Europas sah: der Alles=versengende tiefrote Glutenfluss Lava, gesäumt von unberührten üppiggrün bewucherten Ufern mediterranen Waldes. Nichtmal der sengende Feuerpesthauch der Lava konnte !Diesemgrün Schaden zufügen. *So kennt jede tobende Flut auch den Saum zum rettenden=Festland. Kein Fluss ist ohne Ufer.* Sagt sich der Volksturm-Führer & unterlässt in-Folge dieses Einfalls, den er als Ein Zeichen versteht, die befohlene Zusammenstellung der-Truppen aus Rentnern |wüxigen & Fraun an diesem Tag (vom andern Ende des fast zwei Kilometer langen Strassendorfes ballern in=Stellung=gezogne Volkstümler.....auf-eigene-Faust wild umher auf Irgendwas, das sie für Den-Feind halten). – Gerade zieht Otto H. aus einem Beet 1 besonders hartnäckige Wurzel Unkraut aus der Erde, als ihm plötzlich Die Grossestille auffällt. Das-Gedonnere vorüberrasselnder Kriegsgefährte bleibt aus, kein Artillerie-od anderes Geschützfeuer, weder Tiefflieger noch detonierende Granaten – still sehrstill (Imhimmel keine Vogelstimmen) schimmert im Frühlingsblau der Strassenstaub im Nachmittagslicht. Auch keine geflohenen Krieg's Gefangenen & Häftlinge aus Den-Lagern.....die umherstreunen plündern, manchmal auch morden sie – erst neulich waren 3 von einem-Transport.....entflohenen Russen im Dorf, wollten Feuerlegen, rollten die Augen, schriegen, fuchtelten mit Sensen umher – & waren nur zu besänftigen mit gebratenem Speck Eiern & Schnaps. Dann zogen sie weiter. (Denn in=Kellertiefen des Hauses von Otto Huber lagern etliche Kisten Wein Cognac Schnaps, Regale voller Konserven & anderer Leben's Mittel – Bestände eines befreundeten Kaufmanns aus Hamburg, der sich & seine Waren retten wollte

vor den wiederkehrenden Feuerstürmen, die seine Heimatstadt zum gigantischen Glutofen machten. Der Kaufmann irgendwo in Hamburg, verbacken mit kochendem Asphalt – seine Waren aber lagern hier: *[Gefährliche Schätze in meinem Keller, einem [gefährdeten Tresor, der wie=jeder Tresor nicht vor Dieben schützt, sondern sie herbeilockt.* Nun gilt es, Dengrossenschatz nicht im Vollenumfang den bald einrückenden Siegern in=Die- hände&kehlen fallen zu lassen; Otto Huber weiss aus eigener Erfahrung aus Dem-1.-Krieg: Allen-Siegern verlangt's bei ihren=Siege's Gelagen zuerst nach Feuerwasser, darauf nach Weibern, schliesslich nach Feuer-&-Skalp der-Verlierer)

Tiefes Sonnengelb flutet von der geraden Horizontlinie über flach hingebreitete widerstandslose Felder u Erde hin, und trifft auch gegen den Stein in der westlichen Giebelwand seines kleinen Fachwerkhauses. Gelbrot erglühend die Mauer, als brennten in unsichtbaren Flammen die alten Ziegel noch einmal auf. – Otto H., inmitten seines Gartens stehend & in-Diestille witternd wie ein Tier die Richtung Dergefahr zu erkunden, hört aus Fernen erneutes Maschinenmahlen das Ketten&motoren-rasseln von Panzerfahrzeugen – rasch näherkommend & etwas anders dröhnend als gewohnt, vom anderen Dorfende, wohin die Soldaten auf dem Transportwagen gedeutet hatten, heraufrückend die Strasse entlang lärmend –: Dann sieht Otto H. den rauchgeschwärtzten Panzer, der die Strasse entlangschlingend im-Zickzack wie ein trunkener Zyklus mit dem Geschützrohr fuchtelnd direkt auf den Zaun seines Gartens hält: Unter malmenden Stahlketten zerknicken wie Streichhölzer Zaunlatten Buschwerk Blumen Obstbäumchen zerwerfen die soeben frisch bestellten Beete im=Garten von Otto H. Ein amerikanischer Panzer, 1 Vorhut angehörend & von den Letzten des Volksturms am Dorfrand mit Panzerfäusten manövrierunfähig geschossen, prallt schliesslich gegen die Stirnwand von Otto Hubers Haus, – das kleine Bauwerk erschüttert bei Diesemaufprall als müsse es unter einem Erdbeben Zusammenstürzen, der Panzer bleibt stecken in der Hauswand das Geschützrohr wie 1 Rammsporn voraus durch die Wand gebohrt ragt es in die Wohnstube

hinein. Die eiserne Hand zum Brückenschlag. Nun zielt dieses mächtige Stahlrohr=in-der-Wohnstube genau=auf 1 kleine Zuckerdose aus Porzellan, 1 Erbstück der Familie, die auf der Anrichte stehengeblieben ist, unzerbrochen u nur wenig bestäubt von dem ansonsten im=Zimmer auf Teppich Stühlen Tisch u anderen Möbeln zu=Hauf hereingeschütteten MauerGlasBalkenbruchs (erstickend steht festgepflanzt Derblock Lehm &zementstaub in der Stubenluft). Otto Huber, nicht fähig sich zu rühren, sieht diesem Malheur vom-Garten-her zu. Die Panzermotoren sind abgewürgt, nichts geschieht weiter, das fremde Stahlgefährt steckt reglos in der Wand seines Hauses, ein sieg=haft eingedrungenes Tier nach rüdem Begatten. Seltsam empfindet Otto H., dass keiner der Panzerbesatzung aus dem Fahrzeug klettert (er hat inzwischen allsein Englisch zusammengeschartt, um *Ich bin unbewaffnet Ich ergebe mich* sagen zu können). Erst=jetzt bemerkt Otto H. den offenen Verschlussdeckel des Panzerturms u die beizendstinkenden Fahnen Rauch aus dem-Innern: Irrgend-1=Häld-des-Volxsturms ist vermutlich auf den Panzer aufgesprungen & hat eine Granate in den Turm geworfen; die Besatzung des Panzers ist tot. Und wieder Diesestille –, unheimliche Stille in der Grosentaubheit dieser Stunde – Im=Gehirn von Otto H. Schwanken & Schrecken – jeder müsste denken, !er habe die-Granate in den Panzer geworfen,!er sei Schuld am Tod dieser amerikanischen Soldaten. Was Gestern Hel- den=Tat gewesen, ist ab=Heute Die-Kugel Vorsichtig tapend zieht sich Otto H. aus seinem verwüsteten Garten ins Haus zurück. Von dort, durch die zerstörte Wohnstubenwand hindurch, blickt er nach Draussen: nochimmer Stille – kein weiteres Militärfahrzeug, kein amerikanischer Sturm-Trupp scheint diesem Panzer gefolgt – ein noch tiefhimmelblauer wie ein Stern gezackter Brocken Tageslicht fällt herein, den das Geschützrohr aus der Hauswand gebrochen & mit Stahl=Gewalt in-die-Gutestube geschleudert hat. Jetzt herrscht über-Allruhe. Im versinkenden Tageslicht am Panzerturm des rauchgeschwärtzten Zyklopen leuchtet noch für eine Weile der grosse weisse 5-Zacken-Stern, im=In-

nern des stählernen Wrax die toten Amerikaner. Otto Huber räumt nun die Zuckerdose aus der präsumtiven Gefahren-Zone auf der Anrichte seiner gemütl. Stube fort. *Am-Ende feuert doch die Kanone und dann –* – Er weiss nicht wohin mit der kleinen zierlichen Porzellandose, dem Erbstück seiner toten Frau & Spitze des Reichtums=im-Keller, also behält er sie vorerst in seinen Händen. Stillstehend horcht Otto H. was geschehen wird. Als Kenner von Träumen weiss er, nun heisst Warten auf das-Erwachen. Zunächst aber wird Abend, und bald steigt übers-Land herauf träume=los Die 1. Frieden's Nacht –

Frühschicht. Szene für ein imaginäres Front-Theater

Winter. Freies kahles Feld. Vereiste gerade Landstrasse, schneebe-stäubt. Himmel Ohnefarbe. Kein Wind.

Gruppe Soldaten, in verschiedene Uniformen gekleidet, in 1 Reihe neben-1-ander ohne Eile marschierend. Mit den Füßen stossen sie eine leere Granathülse vor sich her. Jeder, der mit seinem Fuss die Hülse trifft & fortstösst, spricht seinen Text. Und verstummt, sobald er die Hülse an einen Nachbarn verliert. Die Soldaten marschieren im-gleichen=Tritt, ohne Freude ohne Zorn, gleich=gültig wie Fabrikarbeiter auf dem gewohnten Weg=ans-Fliessband. Keiner versucht seinem Neben-Mann die Hülse wegzunehmen od sie ungebührlich lange für=sich zu behalten. Ebenso wenig spielt man die Hülse i-ander zu; der Besitz der Hülse folgt dem-Zu-Fall. Was die-Soldaten=auf-ihrem-Weg sprechen, ist ohne Belang; nicht der Inhalt ist wichtig, sondern Rhythmen & Zeitintervalle, Struktur.

Von-Zeit-zu-Zeit fällt aus dem Himmel Ohnefarbe vor die Szene 1 durchsichtige Membran als Vorhang herab. Die Vor-Gänge auf der Landstrasse sind davon unbehindert.

1 alte Frau, novembergrau das Haar, betritt die Szene & entrollt, freundlich lächelnd, eine grosse aus verschiedenen Bettlaken vermutlich selbstgenähte amerikanische Flagge. 1 Stimme über Laut-Sprecher: «Es ist ihr

Brot=Erwerb. Die Flagge hat Niemand bestellt u Niemand braucht sie.»
Darauf rollt die alte Frau, freundlich lächelnd, den Fahnenstoff zusammen und entfernt sich u mit ihr die Membran vor der Szene.
Danach Wiederholung im Ablauf, wie gewohnt.

9

Auf dem Erdball

Gewaltige Umverteilung militärischer Kräfte um den halben Globus	163
Ein Börsensprung	163
Das System der Zertifikate	163
Erdumrundung per Schiff	164
Enttäuschende Ankunft in Ostasien	164
Robinsonade im Eis	165
Neutrales Schiff	166
Glückliche Landung	167
Putsch in Argentinien	167
In der Sieben-Hügel-Stadt San Francisco	168
Die Entstehung des Vetos	169
Der Patriot von Lemberg	170
«Was tun?»	173
«Alle Räder stehen still, wenn dein starker Arm es will»	173
Auf Klappbetten	174
Mit einer Glut, die über vierzig Jahre brennt	175
Im Auge des Geheimdienstes	176
Ein Arbeiterführer im Hotel Palace	177
Ein älterer Genosse	177
Am Pranger der neuen Generation	178
Versuch einer Kontaktaufnahme	180

*Unabhängig von allem Kriegsgeschehen zieht der Planet Erde auf seiner elliptischen Bahn, wie sie dem Frühjahrszeitpunkt entspricht, um das Zentralgestirn. Die Wasser, die auf der Südhalbkugel im Abfluss eines Waschbeckens oder Brunnens rin-
nen, wirbeln in umgekehrter Richtung wie die des Nordens. Was in den Menschen vorgeht, nachhaltig langsamer, als ein Wasserbüffel sich bewegt, fließt, auch ohne Nachricht durch Zeitungen und Radio, auf Hoffnungshorizonte zu, die vor kurzer Zeit noch nicht zu sehen waren.*

In Griechenland seit Weihnachten Bürgerkrieg. Arbeiterführer von Organisationen, die seit dem Versagen der Zweiten Internationale im August 1914 nie mehr zusammentrafen, reisen an die Westküste der USA zu einem Welttreffen. Wird es Emanzipation (für wen und durch was) nach den Verwerfungen dieses Krieges gebend In San Francisco, zeitlich neun Stunden vom Geschehen in Europa entfernt, werden die Vereinten Nationen gegründet.

Gewaltige Umverteilung militärischer Kräfte um den halben Globus

Zwei mächtige Hebelarme sind organisiert worden, der eine an der französischen Atlantikküste, der andere auf Malta. Sie schaufeln auf Schiffen und über eine Luftbrücke Materialien und Soldaten von Europa zum asiatischen Kriegsschauplatz. Alliierte Geheimdienste wollen aus Moskau von Sondierungen des japanischen Botschafters bei der neutralen Sowjetregierung gehört haben: Ein Waffenstillstand soll vermittelt werden. Auf der anderen Seite fürchten die Planungsstäbe in Washington die mörderischen Einzelheiten, die mit der Eroberung des japanischen Mutterlandes verbunden sein würden, wenn es zu einem Endkampf käme. Die massive Verlagerung von Streitkräften und Ausrüstung in den Pazifik hat auch die Funktion, der Tendenz in der Truppe entgegenzuwirken, den Krieg für beendet zu halten. Umfragen ergaben, dass die Mehrheit der US-Soldaten in Ostasien ihr Leben, jetzt wo sich das Ende des Krieges abzeichnet, nicht mehr einsetzen will.

Ein Börsensprung

Die Aktien an der New Yorker Börse machten ab 16 Uhr einen Sprung nach oben, nachdem das Parkett Wind davon bekommen hatte, dass nicht erst nach Japans Niederlage, sondern bereits aufgrund des Zusammenbruchs der Achse in Europa eine Reduktion der Einkommensteuer vorgenommen wird. Spitzenreiter des Sprungs waren südamerikanische Aktien.

Das System der Zertifikate

Viele Schiffe Griechenlands waren 1941 dem deutschen Angriff entkommen. Die Mehrzahl davon fuhr inzwischen in britischen Diensten. Auf zehn Schiffe eines Reeders, der für England fuhr, erhielt dieser Zer-



Abb. 16: Erdball mit Australien.

tifikate für ein Schiff, das er für «freie Seefahrt» einsetzen durfte. Dieses hatte den Status neutraler Schiffe.

Erdumrundung per Schiff

Ein Schiff, das es wagt, den Gürtel japanischer Patrouillen (meist sind es Fischerboote) zu durchfahren, gelangt über den Pazifik in den Indischen Ozean, wo erneut Kontrollstreifen der japanischen Flotte und der Briten zu berücksichtigen sind. Von Kapstadt ist jetzt im April 1945 die Passage über den Atlantik problemlos, so dass durch den Panamakanal aufgrund der Zertifikate, die wie Zuteilungskarten Abschnitte aufweisen, zweimal eine Erdumrundung möglich ist.

Enttäuschende Ankunft in Ostasien

Solche U-Boote der Klasse XXI hätte Deutschland 1941 haben müssen. Zwölf davon wären in der Lage gewesen, den Indischen Ozean zu beherrschen. Jetzt, am 30. April, fuhr ein solches Boot, beladen mit selte-

nen Metallen, in Kassetten niedergelegten Patentzeichnungen und Hilfsgütern, in einen japanischen Kriegshafen auf Java ein. Entladung der Güter und Übergabe an die japanischen Behörden. Die fühlten sich schon nicht mehr als Verbündete des Deutschen Reiches. Frostige Verhandlungen bezüglich der Übernahme von Kraftstoff. Der Diesel hier war dickflüssig, für die Motoren des U-Bootes ungeeignet. Gab es anderen Kraftstoff? Es war ein Fehler gewesen, die Fracht des Bootes so rasch an die Japaner auszuliefern. Besser hätte man den Hafen in der ersten Nacht wieder verlassen, sich im Sund auf den Meeresgrund gelegt und von dort aus mit den Behörden Verhandlungen geführt. Man hätte dann aber auf Versprechen nur so lange vertrauen können, bis das Boot wieder am Pier gelegen hätte und ausgeladen worden wäre. Danach wären Versprechen nicht mehr eingehalten worden. Die frostigen Verhandlungen zogen sich hin. Die deutschen Seeleute hatten sich während der langen Fahrt durch den Indischen Ozean auf Dampfbäder und japanische Massagen nach Ankunft eingestellt. Emotional waren sie ausgehungert. Sie wurden in ein Lager überführt, von japanischer Militärpolizei bewacht. Nicht einmal die Rechte von Kriegsgefangenen besaßen sie, weil sie sich nicht im Gewahrsam von Feinden, sondern in der Gefangenschaft enttäuschter Verbündeter befanden.

Das verlassene Boot nahmen japanische Ingenieure in Besitz. Nachts kamen sie ins Lager und versuchten, etwas über die Funktionsweise herauszufinden. Gemeinsam hätte man noch nach einem grossen US-Flugzeugträger suchen können und mit einigen mitgebrachten Torpedos diesen versenken können. An eine solche Zusammenarbeit war in der depressiven Stimmung nicht mehr zu denken.

Robinsonade im Eis

Zwei höhere SS- und Polizeiführer, in Mordaktionen verstrickt, durch Freundschaft einander verbunden, befanden sich im April 1945 im

Dienst der deutschen Botschaft in Tokio. Auf keinen Fall wollten die Freunde zu Gefangenen der Alliierten werden (wenn doch die Auflösung der deutschen Botschaft in einer gewissen Zeitperspektive unabweisbar war). Sie charterten ein japanisches Walfangschiff, das sie zu den Kerguelen-Inseln brachte, eine französische, von Eis überdeckte, fast menschenleere Insel im äussersten Südpazifik.

Am 30. April, sie führten Kalender wie Robinson, lebten sie in ihrem Zelt schon einige Wochen in der Einsamkeit. Der Walfänger musste die japanische Mutterinsel bereits wieder erreicht haben. Es bestand so wenig Aussicht, je wieder von dieser Insel, einem Gelände aus Geröll und Eis, wegzukommen, also in Gesellschaft anderer Menschen zu sein (selbst wenn diese sie verhaften und für ihre Taten bestrafen würden), dass sie sich entschlossen hatten, einander gegenseitig zu erschiessen. So schoss einer auf den anderen. Es lag aber zwischen den Schüssen der Bruchteil einer Sekunde, so dass einer der beiden tödlich getroffen wurde, der andere nicht. Der Verschonte lag noch einige Tage schwer verwundet als «Überlebser» im Schutz des Zeltes. Danach sah er sich so weit als erholt an, dass er sich erschoss (nichts hatte er mehr gefürchtet als einen ungenauen Schuss). Kein Mensch kann ohne die Gesellschaft anderer überleben.

Neutrales Schiff

In all den Jahren war der portugiesische Postdampfer Albuquerque von Portugiesisch-Indien (mit südlicher Umfahrung des umkämpften niederländisch-indischen Archipels) über den Pazifik, den Panamakanal nach Brasilien gefahren und von dort nach Umladung eines Teils der Waren weitergesegelt nach Porto. Post transportierte das Schiff kaum noch. Die Waren aber waren für die neutralen Handelsrouten und teilweise auch für Kriegsparteien von immenssem Wert. Der Dampfer war als Neutraler gekennzeichnet und fuhr nachts illuminiert. Scheinwerfer waren auf die

grosse portugiesische Flagge gerichtet, die sich wie ein Segel im Wind bewegte.

Glückliche Landung

Mit einem der letzten Dampfer, die den Hafen von Warna verliessen, ehe die Russen das seetaugliche Material beschlagnahmten, wurden eine Reihe jüdischer Familien, deren Abtransport nach Polen obsolet geworden war, aus einem der Lager in Siebenbürgen nach Palästina gebracht. Das Schiff löschte seine Menschenladung am Strand, einige Kilometer vor Tel Aviv. Boote waren dem Dampfer von der Organisation, die den Transport ermöglicht hatte, über die Brandungszone hinaus entgegengesandt worden. Die britische Fregatte, welche diesen Küstenstrich beaufsichtigte, rauschte eine Stunde zu spät heran. Sie untersuchte noch den inzwischen leeren Dampfer. Die Gelandeten waren längst in der Stadt untergetaucht und dort für die repressive Kolonialmacht nicht mehr von den Einwohnern zu unterscheiden.

Putsch in Argentinien

Ein an Kriegsverbrechen beteiligter Täter aus dem Dritten Reich, der sich zu Recht gefährdet fühlte, war bis Feuerland geflohen. Zuletzt war er in einem neutralen Land als Militärrattaché tätig (zuständig für geheimdienstliche Erkundungen). Von dieser Dienststelle hatte er sich abgesetzt, den Atlantik überquert und sich schon seit sechs Wochen auf einer Hazienda eingelebt. Technisch war er, was sein Vaterland betrifft, Deserteur.

Am 30. April geriet er selbst hier im Süden Argentinien in Gefahr. Ein Bund aus zwangspensionierten Militärs, enttäuschten Faschisten und linksextremen Kadern hatte sich zu einem Putsch verschworen. Bei Bekanntwerden des Falls von Berlin wollte die Gruppe, die mit exilierten

argentinischen Politikern in Montevideo in Verbindung stand, Regierungsmitglieder und regierungsloyale Befehlshaber töten und die Macht ergreifen. Der Putschplan wurde entdeckt. Die Verhaftungswelle erstreckte sich bis in die Provinz Feuerland. Der geflohene Deutsche, der unter einem neuen Namen lebte, sah, wie ein Nachbar von Polizeiwagen weggefahren wurde. An seiner Hazienda fuhr die Kolonne achtlos vorbei.

In der Sieben-Hügel-Stadt San Francisco

In keiner Weise, heisst es in der *Neuen Zürcher Zeitung* vom 29. April 1945, könne man die Sieben-Hügel-Stadt San Francisco mit der Sieben-Hügel-Stadt Rom, von der ein Imperium ausgegangen war, oder mit Versailles vergleichen, wo der Völkerbund beschlossen wurde. Die Delegationen von 51 Nationen, welche zunächst die UNO bilden, tagen in zwei grossen Hallen, die das Konferenzzentrum darstellen. Tatsächlich aber finden solche Vollversammlungen selten statt. Der diplomatische Verkehr erfolgt zwischen den vier Grossmächten und den Delegationschefs der übrigen Staaten.

Eine indische Abordnung, an deren Spitze Pandit Nehru steht, hat sich in einem Hotel niedergelassen. Diese Gruppe, nicht akkreditiert, wird von britischen Geheimagenten eng und auffällig beobachtet. Ihre Kommunikation mit den anderen drei Grossmächten und den Delegationen anderer einflussreicher Staaten soll gestört werden. Die britischen Agenten werden wiederum beschattet von US-Agenten und sehen sich dadurch daran gehindert, auf USBoden illegale Mittel zur erwünschten Vertreibung der «indischen Gäste» anzuwenden. Aus den Dienststellen des ehemaligen Völkerbundes (dessen Statut allerdings formell bis zur endgültigen Gründung der Vereinten Nationen in Kraft ist) sind Beamte, auch frühere Generalsekretäre, anwesend. Gemeinsam mit dem Idealisten Richard Nikolaus Coudenhove-Kalergi bilden sie ein Personal, das dem modernen, pragmatischen, vom Krieg geprägten Politikertyp nicht

entspricht. Die Leitung des Kongresses liegt bei Geschäftsmännern, die nüchtern und zielbezogen agieren wie Paul-Henri Spaak, Georges Bidault, Eelco van Kleffens. Neuerung geht von ihnen nicht aus.

Die Entstehung des Vetos

Die Nationen Südamerikas forderten mit ihrem starken Stimmblock die Aufnahme Argentinien in die Vereinten Nationen. Die Sowjetunion widersprach. Sie wies auf die enge Verbindung Argentinien zu den Ach-



Abb. 17: Sitzungssaal der Vereinten Nationen.

senmächten hin. Auch ging es um Gleichgewichte zwischen den vier Grossmächten (sollten die Sitzungen der Vereinten Nationen von einem mit Mehrheit gewählten Vorsitzenden oder von vier Vorsitzenden, gestellt von den vier Grossmächten, geleitet werden?). Am Ende wurde ein Kompromiss gefunden, dergestalt, dass Argentinien Aufnahme fand, dafür die Ukraine und Weissrussland neben der Sowjetunion Mitgliedsstatus und Stimmrecht erhielten. Ausserdem wurde das Vetorecht der vier Grossmächte USA, Grossbritannien, Frankreich und China im Sicher-

heitsrat ausbedungen, so dass künftig kein Stimmblock kleiner Länder wesentliche Entscheidungen gegen eine der Grossmächte durchsetzen konnte. Das beschäftigte die Diplomaten am 30. April 1945, weshalb Nachrichten vom Kriegsschauplatz in Europa in ihrer Bedeutung zurücktraten.

Der Patriot von Lemberg

Der Mann aus Lemberg kam aus Alexandria, wo er seit den dreissiger Jahren seinen Wohnsitz hatte und einen Verein leitete, der die Wiederherstellung der alten k. u. k.-Provinz Galizien als souveräner Staat und LEMBERG als freie Stadt zum Ziel hatte. In Verbindung mit US-Bürgern, deren Vorfahren aus Lemberg stammten, unterhielt dieser Verein eine nicht unbeachtliche Lobby. Vor Roosevelts Tod war es gelungen, die Phantasie des Präsidenten für die Idee der RETTUNG LEMBERGS zu entzünden, so dass den Präsidenten während der Konferenz von Jalta und danach nichts stärker beschäftigte als dieses historische Unterpand der Freiheit, das er angesichts bedeutender Emigranten eventuell zu einem Teil der USA erklären wollte. Diese Stadt sollte ein autonomes Territorium bleiben (als Insel in ukrainisch-polnischem Umland). Zumindest aber sollte es nicht zur Sowjetunion gehören und auch nicht der von Russland eingesetzten Lubliner Marionettenregierung untertan sein. Wie Tanger oder Danzig sollte die Stadt von den zu gründenden Vereinten Nationen als selbständiges Gemeinwesen garantiert werden. Dann wollte er, der Präsident, dort einziehen und begrüsst werden. Für die kurze Zeit, in welcher Roosevelt noch lebte, hätte die Sowjetunion von der US-Regierung unverhältnismässig reiche Kompensationen für eine solche Lösung erhalten können.

Seit September 1914, das war in den Dokumentationen des Mannes aus Lemberg niedergelegt, war Lemberg (das östliche Paris) nie wieder zu der Stadt geworden, die sie im Kaiserreich gewesen war: Relaisstation lebens- und aufstiegsdurstiger Generationen zwischen den Dörfern und

Kleinstädten Galiziens einerseits, Wien und den USA andererseits. Dann hatte die russische Armee die Stadt besetzt. Und sie war nicht mehr dieselbe, als die österreichische Armeeverwaltung dort erneut ihren Sitz nahm. Nach den Massakern der deutschen Sonderkommandos an der jüdischen Bevölkerung lag sie verödet, dezimiert da, während sich die feindselige Landbevölkerung, die sie umlagerte, stark vermehrt hatte.



Abb. 18: Gärtnersche Dekoration in San Francisco am 30. April 1945.

In San Francisco wog an diesem Montag der Einfluss der Lemberg-Lobby noch schwer. Die südamerikanischen Nationen und die USA strebten eine «Vermittlung» mit Russland an. Der Aussenminister Molotow blieb in allen Plenarversammlungen, auch in anderen Fragen, in der Minderheit, drohte täglich zweimal mit Abreise der sowjetischen Delegation. Wäre die Delegation abgereist (und sie hätte Wochen später wieder zurückkehren müssen), hätte Lemberg vermutlich eine Garantie der Vereinten Nationen erhalten. Sobald die vier Grossmächte sich aber

auf die Einführung des Vetos im Sicherheitsrat geeinigt hatten, war ein solch «wohltuender Putsch» nicht mehr möglich. Russland hätte Lembergs Herauslösung durch sein Veto verhindert. So blieb eine schönere, reichere Welt auch in diesem Einzelpunkt Opfer des pragmatischen Vorranschreitens der neuen Weltordnung. Der Lemberger aus Alexandria hatte das gesamte Vermögen seines Vereins ausgegeben.



Abb. 19: Bert Brecht. Er arbeitete in diesen Tagen an einer Fassung des KOMMUNISTISCHEN MANIFESTS in der Hexameterform Homers.

RIESIGE KRISEN, IN ZYKLISCHER WIEDERKEHR, GLEICHEND
ENORMEN / UNSICHTBAR TAPPENDEN HÄNDEN, ERGREIFEN
DEN HANDEL UND DROSSELN / SCHÜTTELND IN SCHWEI-
GENDER WUT PRODUKTIONSSTÄTTEN, MÄRKTE UND HEI-
ME. / [...] WENN DAS ERZEUGNIS JEDOCH NUR GEBRAUCHT
UND NICHT AUCH GEKAUFT WIRD / WEIL DAS VERDIENST
DES ERZEUGERS ZU KLEIN IST – UND MACHT MAN IHN
GRÖSSER / LOHNT ES SICH NICHT MEHR, DAS ZEUG ZU ER-
ZEUGEN – WOZU DANN NOCH HÄNDE / MIETEN? [...] NUR: WO
DANN HIN MIT DER WARE? UND ALSO / [...] ALLES INS FEUER
GEOPFERT, DEN GOTT DES PROFITS ZU ERWEICHEN! / [...] ABER IHR GOTT DES PROFITS IST MIT BLINDHEIT GESCHLA-

GEN. DIE OPFER / KANN ER NICHT SEHN. ER IST UNWISSEND.
RATEND DEN GLÄUBIGEN, MURMELT / UNVERSTÄNDLICHES
ER. DIE GESETZE DER WIRTSCHAFTEN ENTHÜLLEN SICH /
WIE DER SCHWERKRAFT GESETZE, WENN ÜBER DEN KÖP-
FEN DAS HAUS UNS / KRACHEND ZUSAMMENFÄLLT. (Bertolt
Brecht: Das Manifest)

«Was tun?»

Am 30. April notierte Bert Brecht: Was macht die europäische Arbeiter-
klasse? Er erwartete, dass sich nach Hitlers Niedergang etwas vom re-
volutionären Aufbruch von 1917 oder 1918 wiederholen würde. Als
Dramatiker sah er Szenen des Aufruhrs und des gesellschaftlichen Neu-
baus vor sich.

«Alle Räder stehen still, wenn dein starker Arm es will»

Oakland. Stadt und Hafen. Nicht weit von San Francisco. Die Arbeiter-
organisation der Henry-Kaiser-Schiffswerften hat eingeladen. Hier fin-
det der konstituierende INTERNATIONALE KONGRESS DER AR-
BEITERORGANISATIONEN statt. Er soll ein Gegengewicht bilden
zur Gründung der Vereinten Nationen im benachbarten San Francisco.
Seit 1914 hat es keine Versammlung sämtlicher Arbeiterorganisationen
mehr gegeben. Die Enttäuschung darüber, dass die Zweite Internationale
und dass die Arbeiterklasse aller Länder den ausbrechenden Weltkrieg
nicht verhindern konnte, hatte die Arbeiterbewegung in Fraktionen zer-
splittert. Einige davon bekämpften einander heftig.
Der Kongress der Arbeiterorganisationen ist von den britischen Verbän-
den und den US-Gewerkschaften stark geprägt. Vertreten sind auch eine
Schweizer und eine schwedische Delegation. Viele noch nicht akkredi-

tierte Abordnungen und Einzelkämpfer warten auf ihre Zulassung. Die rotchinesische Delegation besteht provokativ aus Bauerndelegierten. Nationalchinesen sind nicht erschienen. Aus den Kolonialgebieten Afrikas: keine Vertreter.

Über die Akkreditierungen entscheidet ein Dreierausschuss. Viele Organisationen, historisch aus Arbeitskämpfen hervorgegangen, sind nicht mehr aktiv, haben keine Mitglieder, sind aber durch Funktionäre vertreten, die an diesem OFEN DER EINTRACHT auf eine politische Wiedergeburt warten. Fritz Schuster, frischgebackener US-Bürger aus Chicago, mehrfach wegen Aufruhrs verhaftet, äussert angesichts der mit Stellagen wirt eingerichteten Halle: Dies wird der Sitz des GESAMT-ARBEITERS sein. Einen GESAMTKAPITALISTEN, das weiss er, wird es nicht geben. Das Grundelement des Kapitals ist die Konkurrenz. Dagegen lässt Solidarität die Kooperation zu. Soweit das theoretische Fundament.

Es müsste möglich sein, sagt Schuster, betrachtet man die gewaltigen Produktionsaktivitäten, die der Krieg in Gang setzte, die Zusammenarbeit aller Werktätigen (hinzu treten die Wissenschaftler von Berkeley, übrigens sind auch Musiker Arbeiter) in eine KONSTITUTION zu kleiden. Erst dies, und nicht die Gründung eines Weltverbandes von Nationen aus dem Geiste der Diplomatie wie die UN, wäre das WELTRE-GIME. Dazu ist noch viel Forschung und Organisation erforderlich, meint Schuster. Der Tag beginnt.

Auf Klappbetten

Die Buden der Delegationen sind in einer riesigen verlassenen Werks-halle aufgebaut. Wie in einem Reiterzirkus, andererseits auch ähnlich einem Anatomie-Hörsaal, in dem die Zuschauer auf schräg aufsteigenden Rängen sitzen, ist der Plenarsaal von den Werftarbeitern entworfen worden. Hier sollen Rededuelle stattfinden. Ein Vorstandstisch wird vorbereitet.

Es gibt nur wenig freie Hotels in der Stadt. Die Mehrzahl der Teilnehmer

schläft in aufgestellten Klappbetten in örtlichen Gewerkschaftsbüros. Andere sind bei Arbeiterfamilien untergebracht. Es sind auch Vertreter der Anarchisten aus Barcelona angereist, die dort 1937 kämpften. Ihre Zulassung und ihr Status sind umstritten. Mit den Russen prügeln sich diese Genossen in den Hafenkneipen.

Mit einer Glut, die über vierzig Jahre brennt

So wie ich hier in Oakland sitze und beobachte, sehe ich keine vertrauten Gesichter. *Meine* Genossen sind tot. Ich selbst werde argwöhnisch betrachtet von den sowjetischen Delegierten. Ich habe mich hierher durchgeschlagen, zuletzt von Mexiko kommend. Ich war Hilfskraft, Schreiber meines scharfzüngigen Chefs Karl Radek und habe mit ihm noch in der Silvesternacht 1918 die Rede «Proletarier in Uniform» von Rosa Luxemburg angehört, 16 Tage vor ihrem Tod.

Mein damaliger Chef wurde erschlagen. Ich glaube nicht, dass von der Zusammenkunft in Kiental noch Teilnehmer am Leben sind. Ich habe dort als Sechzehnjähriger Kaffee geholt und zugehört. Dort entstand der Spartakus-Schwur: Bei der Mehrheit bleiben, selbst wenn sie irrt. Als die Mehrheit der Sozialisten den Kriegskrediten zustimmte, blieb unsere Minderheit bei ihrem Schwur, im Interesse der proletarischen Revolution und ihres Sieges.

Wir waren nicht naiv. Die Proletarier waren zu bewaffnen. Man kann die autonome neue Gesellschaft, die stark genug ist, Kriege und Weltkriege zu verhindern, nicht ohne Waffen verteidigen. Man kann das aber ohne die Repression tun, wie Lenin sie später anwendete. Ich trage unser Ideal im Herzen. Meinen Gesichtszügen sieht man es nicht an.

Hier in Oakland lässt sich nicht sogleich etwas bewirken. Auf der langen Herreise habe ich Skizzen verfasst für eine Rede vor dem Plenum. Ich wollte aufrütteln. Bisher habe ich vom Kongresskomitee keine Redezeit erhalten.

So viele Fraktionen! Viele gestrandete Organisationen. Sie alle wollen berichten. Einen Historiker haben wir auch. Er kommt aus Stockholm und sammelt Aussagen im Auftrag einer dortigen Stiftung für ein Archiv der Arbeiterbewegung. Könnte man alle Erfahrungen unserer toten Genossen und der hier anwesenden Lebenden, also die Erfahrung aller Arbeiterkämpfe, zusammenfassen – wäre das die NEUE ENZYKLOPÄDIE? Oder der Rohstoff für ein HANDBUCH DER EMANZIPATION? Der Kaffee hier ist ausgezeichnet. Auch ohne ihn bin ich aber hellwach.

Im Auge des Geheimdienstes

Das Office of Strategie Services (OSS) hat seine geheimdienstlichen Organe in kurzer Zeit aufbauen müssen. Für im Kampf gegen Hitler orientierte Emigrantengruppen war dieser Geheimdienst ein Attraktor. Umgekehrt geht es dem Dienst darum, in diesem Krieg alle Kräfte gegen den «tückischen Feind» zu mobilisieren, der immer wieder seine Erfindungskraft zeigt. Eine nichtorthodoxe marxistische Studiengruppe hat im OSS eine Zelle gebildet. Mehrfach wurde von der Leitung des OSS überprüft, dass die Mitglieder dieser Gruppe keine Informationen an die Sowjetunion weitertrugen. Trotzlisten, das weiss der Abteilungsleiter, tun dies generell nicht.

Es sind aber auch in keiner Partei organisierte ehemalige Arbeiterführer aus Europa für die Zelle angeworben worden. Es komme darauf an, heisst es, «Hitler die Arbeiterschaft, deren Vertrauen er vorübergehend besass, aus der Hand zu schlagen». Unverbunden daneben die Antifaschismus-Studien des Instituts für Sozialforschung. Kontakte des OSS bestehen zu dem Juristen und Sozialforscher Franz Neumann, der das Buch BEHEMOTH schrieb. Eine Analyse der «faschistischen Ökonomie» (Triebökonomie und industrielle Praxis), die für die langfristige Bekämpfung des Nationalsozialismus von Nutzen ist. Hätte man solche Theorie nur schon vor 1932 gehabt!

Ein Arbeiterführer im Hotel Palace

Ich sah Harry Bridges, den in Kreisen der Ostküste verrufenen Chef der Hafentarbeitergewerkschaft der Westküste, aus Oakland herübergekommen, auf einer Cocktailparty im Hotel Palace, berichtet der Journalist William L. Shirer aus San Francisco. Er sprach mit dem Wirtschaftsführer Roy Howard freundlich und in gelockerter Rede, aber doch nicht wie ein «eleganter Teufel». Er schien mir gar nicht elegant, obwohl adrett gekleidet. Ich vermute, dass er an anderem Ort und mit anderen Leuten anders spricht. Er ist als Kommunist angeklagt und zur Deportation verurteilt worden. Dagegen haben seine Anwälte Berufung beim Obersten Bundesgericht eingelegt. Die Cocktails und der Imbiss des Pressetreffens waren von der Gewerkschaft bezahlt. Wenn man diesen Mann nicht durch eine Frage der Kostenrechnung stürzen kann, wird man ihn, sozusagen von aussen, niemals stürzen können.

Ein älterer Genosse

Der Arbeiterführer im Exil, der es über sechs Zollgrenzen bis nach Oakland geschafft hatte, hatte einen Bauch angesetzt. Nicht, weil er in den letzten Jahren zuviel zu essen gehabt hätte, sondern weil er sich zuwenig bewegt hatte. Viele Jahre hatte er in der Fremde gewartet. Sein Selbstgefühl hatte eine andere Form als sein Körper: die des Zwanzigjährigen aus dem Revolutionsjahr 1905, das er nicht vergessen hatte. Das entsprach der schlanken Figur eines leidenschaftlichen, auf die Revolution bezogenen Menschen.

Das verschloss er in seinem Herzen, gewarnt durch die Erfahrung, dass die Genossen in der Arbeiterbewegung die konservativen Wege bevorzugten. So war er zum Kongress herangereist, und zum ersten Mal frühstückte, palaverte er wieder mit Gefährten. Die jüngeren Delegierten konnten nichts mit ihm anfangen. Geschichten von den alten Kämpfen wollten sie nicht hören, von neuen Kämpfen konnte er nichts erzählen.

Jede Gruppe, zu der er trat, lichtetete sich. Er aber erwartete von diesen Tagen in Oakland eine Erneuerung des Elans, der ihn noch in Spanien 1936 bewegt hatte.

Zuletzt eröffnete er sich einem Kumpanen, der aber Agent des sowjetischen Geheimdienstes war und ihn an die Behörden der USA verriet. Die wiesen Anton Mellrich in den Tagen nach dem 30. April als Verschwörer ausser Landes. Sie begriffen nicht, dass seine Absicht sich keineswegs auf Konspiration richtete, sondern auf eine von Arbeitern bestimmte WELTÖFFENTLICHKEIT.

Am Pranger der neuen Generation

Es geschah in den aufgeregten Tagen der studentischen Protestbewegung von 1968. Es war eine unglückliche Idee von mir, in Gegenwart seiner Genossen meinem Sohn, der damals einer mit dem SDS rivalisierenden Gruppe angehörte, die sich die «Frankfurter Lederjacken» nannten, davon zu erzählen, dass wir zu Ende des Kriegs vom amerikanischen Geheimdienst nach Deutschland eingeschleust wurden. Nicht der Geheimdienst hatte uns rekrutiert, sondern eine Gruppe aus Emigranten hatte im Office of Strategie Services eine Abteilung gegründet und uns sozusagen kooptiert.

Die Genossen verstanden meinen Bericht schon nach wenigen Worten falsch. Sie nannten mich einen US-Agenten. Es war aber für einen marxistischen Emigranten in den Kriegsjahren kein Zweifel daran möglich, dass unser sozialistischer Kampf nur im Schatten eines machtvollen Geheimdienstes überhaupt durchzuführen war. Die Situation war jetzt nach 23 Jahren nicht mehr aufzuklären, wenigstens nicht in einem Äppelwoi-Lokal im Frankfurter Nordend, wo das Treffen stattfand, das bald schon zum Verhör wurde.

Dass wir uns als trotzkistische Gruppe nicht in ein konspiratives Netz der Sowjetunion eingefügt hätten, davon wollten die Jungen nichts wissen. Nie hätte ich Dummkopf davon erzählen dürfen!

Was wir 1945 erkämpften, hatte ja mit dem Vietnam von 1968 nichts zu tun.

Ich aber war nun, vom Sohn verachtet, Arbeiterverräter, Spion des Weissen Hauses. Mein Kopf hielt das aus, mein Körper nicht. Die Gruppe verteilte am Werkstor Pamphlete, die mich anklagten. Pförtner und Werkschutz, die es mit mir nicht verderben wollten, hielten die Verteiler auf Abstand. Ich war ja Betriebsrat und Vertrauensmann. Die Arbeiter, denen die Papiere mit der «Enthüllung» um fünf Uhr früh in die Hand gedrückt wurden, lasen sie nicht. Zu so früher Stunde lasen sie überhaupt nichts. Sie hätten sich auch nicht durch das Papier einer radikalen Gruppe, die sie nicht kannten, zu einem Misstrauen mir gegenüber bewegen lassen. Die Gefahr ging für mich also nicht vom Betrieb aus, sondern von meinen Körperzellen und Nerven. Die Adern, schon verhärtet, verengten sich durch den Zorn, den ich empfand. Es war der Impuls, dreinzuschlagen, wenn ein Verhalten und Worte, die im April 1945 Geltung hatten, in der bequemen Welt von 1968 in Verdächtigung und Ausgrenzung umgemünzt wurden, nur damit eine Gruppe einen ANKLAGEPROFIT machte.

Mein Sohn als Zuhälter dieser Verhörspezialisten. Ich spürte aber auch die Scham, die er vor seinen Genossen empfand, einen Vater zu haben, der «US-Agent» war.

In diesem Jahr war erstmals die Wirkung der Auschwitzprozesse in der Öffentlichkeit spürbar. Solche Veränderung der Öffentlichkeit vollzieht sich langsam. Der studentische Protest hatte in der IG Metall (von Brenner geführt) eine Gruppenbildung ausgelöst, für Arbeitskampf günstig und für die Arbeiterklasse mobilisierend. Die mir vertrauten Genossen sahen offene Horizonte. Während ich noch zu mir sprach: ruhig zu bleiben, trompetete mein Körper gegen die Ungerechtigkeit der Anschuldigung. Milliarden winziger Advokaten sperrten den Durchfluss in den Gefässen. Ich hatte erst einen leichten, dann einen schweren Schlaganfall mit Gehörsturz. Die Arbeiter fanden mich in meiner Butze, in die ich mich zurückziehe, wenn ich niemanden sehen will, und in der ich auch vertrauliche Unterlagen verwahre (der Ort ist sozusagen mein Rest

an Privateigentum). Ich lag, sagte die Werkärztin später, wie leblos. Sie kühlten mein Gesicht mit nassen Lappen, massierten die Extremitäten. Mit viel Strophanthin belebten sie mich. Ich dürfe nicht aufgeben, sagte die Ärztin mehrmals. Sie sagte aber noch anderes, und so gehe ich davon aus, dass ich den Sieg der Arbeiterklasse (und wenn es ein bescheidenes Ziel wie der Erfolg in einer Serie von Arbeitskämpfen bleiben sollte) physisch nicht mehr erleben werde.

«Herb ists, das langersehnte Licht nicht schauen,
Zu Grabe gehn in seinem Morgengrauen.»

WITH *USURA*
BY EZRA POUND

WITH USURA HATH NO MAN A HOUSE OF GOOD STONE
EACH BLOCK CUT SMOOTH AND WELL FITTING
THAT DESIGN MIGHT COVER THEIR FACE
[...]
USURA SLAYETH THE CHILD IN THE WOMB
IT STAYETH THE YOUNG MAN'S COURTING
IT HATH BROUGHT PALSEY TO BED, LYETH
BETWEEN THE YOUNG BRIDE AND HER BRIDEGROOM
CONTRA NATURAM
THEY HAVE BROUGHT WHORES FOR ELEUSIS
CORPSES ARE SET NO BANQUET
AT BEHEST OF USURA.

Versuch einer Kontaktaufnahme

Mit aller Gewalt drängte es Ezra Pound, aus seinem Quartier auf den Hügeln zum Ort hinabzusteigen, den Kontakt mit einer der amerikanischen Patrouillen zu suchen und zur Äusserung zu kommen. Partisanen

und bewaffnete Zivilisten fuhren auf requirierten Fahrzeugen auf der Küstenstrasse. Der Dichter packte eine Ledertasche mit Manuskripten und einem chinesischen Lexikon. Er arbeitete an der Übersetzung von Texten des Konfuzius. Mit dieser Tasche, als wäre sie ein Talisman, schritt er den steilen Weg hinab.

Im Ort ging er auf einen Sergeanten zu und teilte ihm mit, er, Ezra Pound, werde im State Department erwartet. Die amerikanischen Soldaten kannten ihn nicht. Ein unbefangener Dritter, der von dem Stau an gesättigter Erfahrung und an jüngsten Eindrücken, der Pound beherrschte, nichts wusste, hätte ihn für einen irren alten Mann halten können. Niemand von den GIs, die sich geduldig zeigten, schon weil sie sich wunderten, von jemandem hier in englischer Sprache angesprochen zu werden, wollte ihn anhören oder gar verhaften. Die US-Einheit, eine Art Spähtrupp, der vorgesetzten Stellen eine Übersicht verschaffen sollte, welches Gelände erobert worden war, brach in ihren Jeeps auf zur nächsten Ortschaft. Noch längere Zeit, unverhaftet, sah der Dichter ihnen nach.

10

Reinhard Jirgl

Nach Mitternacht	185
Der älteste Friede	185
Schatten Gestalten 1.	
<i>Häschen-in-der-Grube</i>	187

(aus den Aufzeichnungen von Alfred Krugk)

Nach Mitternacht

Im flauen über das Dorf S. in Sachsen hingebreiteten Nachtschimmern schleichen bedächtig & stumm etliche Menschen in 1 Reihe die Dorfstrasse entlang zum Gut's Hof. Jeder der Verstummen trägt Bündel & Kartons in-Händen, manch-1 auch längliche in Sackleinen gehüllte Gegenstände, vermutlich Gewehre. Auf dem leeren Gut's Hof angekommen (der-Besitzer ist Tags-zuvor Richtung=Westen getürmt), begibt man sich ebenso stumm aber zielsicher zur grossen Jauchegrube. Jeder izelne tritt an den Grubenrand heran wie zu 1 Beerdigung. Und eiligst werfen die Mit=Läufer Hakenkreuz-Fahmentücher Orden Urkunden Führer- Bilder Waffen & ihre braunen & schwarzen Uniformen in Die-jauche – die Stoffe versinken fast unsichtbar in der Scheisse, die Farben stimmen von-jeher über=i. Jeder wartet, bis seine=Last in der stinkenden Brühe versunken ist. Diese Grube ist die Erste Befreiung, die Jauche das Weihwasser zur=Unschuld & Alles auf ihrem Grund steht ab=jetzt allein auf dem-Kerbholz des Gut's Herrn, des Geflohenen.

Und die Menschen zerstreun sich nachdem ins Dunkel ihrer Hütten. Ich gehe ihnen aus dem Weg, denn! Vorsicht: Die-Hominiden wexeln soeben ihre=Götter..... : Vom Adolf zum Josef. – Die-alte-Sprache ist von-jetzt=ab = !Tabu. Noch unbekannt Die Neue Sprache. Im taub=stummen Zentrum-der-Sprache Schweigen. Entsprechend die-Bekleidung der-Neuen-Menschen: verwaschnes, mehrfach geflicktes Flanell. Blickelos stummf breitet sich Vergessen über diese verdunkelten Gesichter seit-jener=Stunde nach Mitternacht.

Der älteste Friede

Vor rund 600 Millionenjahren soll ein grosser Himmelskörper in die Erde geschlagen sein. Alles vor Diesemimpakt entwickelte Leben=auf=

Erden bestand aus niederen Formen, izellern Moosen Flechten Stromatolithen. Ihren primitiven Gen-Codes zufolge schaffte dieses=Leben nach entwicklungsgeschichtlich relativ kurzen Zyklen sich=selber stets wieder ab, um daraufhin in der gleichen Weise & bis zur selben Entwicklungs-Grenze wiederzukehren. – *Kleine Zyklen, Jahrmillionen=lang. Als sei Allesleben ursprünglich nur für 1 Saison geschaffen worden.* – Bemerkte dazu der Genetiker Dr. Eugen Rasch aus dem Zweiten Reichs-Forschungs-Rat. Nach Demimpakt jenes Himmelskörpers widerfuhr dem gesamten Planeten Erde praktisch auf= !Einerschlag die Metamorphose. Unter Feuer&glut zerkochte alles vorhandene Leben, in geborstenen Festlandssockeln & verdampfenden Ozeanen zerging, Was gewesen war –. Dann, nach weiteren etlichen Millionenjahren Eiszeit, bemächtigte sich des Planeten Erde vollkommen anders beschaffenes Leben: Artenvielfalt, Wachstumsexplosionen, unbedingtes Beharrungs- & alleiniges Durchsetzungsstreben JederJeden in sämtlichen Lebensformen unter dem strikten Prinzip der Art=Erhaltung & Fort=Entwicklung. – *!Was für Aus-Wirkungen auf die-Menschen.* – Rief der leicht zur Emphase neigende Genetiker Eugen Rasch aus. – *!Wie Menschen nach= !Draussen streben,! hinausschäumen ins=Offene.!Wie sie sich ihres= Lebensraums unbeschränkt von Nachbarn den-eigenen=Regeln & dem-eigenen=Willen getreu zu Ibemächtigen suchen.!Nur ausserhalb Aller-regeln & Konventionen ist das-Ich zur Blüte befähigt.! Genau= !Danach suchen die-Menschen, koste- es=was-es-wolle, nicht selten – wie wir Heute sehn können – das- eigene=Leben.* – Darauf besann sich der Forscher & sprach sachlich weiter, während er seine restlichen Arbeitsunterlagen transportfähig zusammenpackte (denn das-Institut soll in den nächsten Stunden evakuiert werden, Richtung Westen: zum=Amerikaner). – *1 Himmelskörper hatte Allesleben=auf-Erden zum pervertierten=Leben geschlagen. Hatte in die Erde gedroschen, Was er mitgebracht hatte aus den-Höllenfeuern des Weltalls & Hier=auf-Erden sich entfalten lassen. Die-Erde ist ein furchtbarer Ort, manche verdienen dort ihr=Geld. Manche überstehen.* – Bemerkte Dr. Rasch & fügte hin-

zu: – *Am-Ende Dieseskriegs wäre die !malige Gelegenheit, die Perversion aus dem genetischen Code desirrdischen=Lebens auszubrennen, herauszusprengen, dem-irdischen-Leben wieder zu seiner ursprünglichen Form in den kleinen Zyklen zu verhelfen. Und danach geschähe Die Wiederkehr jenes Friedens=auf-Erden, wie er war vor rund 600 Millionen Jahren. Aber –* sagte er, schon an der Tür stehend mit fliehendem Mantel, – *wir haben für Frieden !Keinezeit.*

(aus den Aufzeichnungen von Alfred Krug)

Schatten Gestalten 1. *Häschen-in-der-Grube*

In den letzten Apriltagen 1945 im-Osten Berlins, nahe dem zerbombten Schlesischen Bahnhof. Schwer & fest=verbissen=in- Krieg&erobern, fressen sich Heeresmassen=der-Roten-Armee mit ihren Gefechtsmaschinen gegen zerstörten Stein gegen den Angst=Wahn der an den-Stundenfall Gefesselten, zerbrechende FeuerMenschMaschinen mit Spinnenseelen & grossen Affengebissen voran. Häuserstalagmiten, was einst Stadt gewesen ist eine zerstürzte Höhle mit einem Himmel aus Qualm. Gestank nach Allem was brennen kann. Blitze ungeheurer Gewitter schmetterten Kriegsfäuste in die Reste einer Stadt (?Ob in Kellerlöchern Bunkern noch jemand?isst?schläft Pliebt Pscheisst: den-Alltag Plebt.)

3 Wehrmacht-Soldaten, Versprengte, wohl die Letzten irgendeiner Kompanie, irren über Mauerbruch, zerfetzte Strassen – ?wohin. Sie reden schon lange nichts mehr, verständigen sich allein durch Zeichen. Ihr Voran ihr Halten & Hinschmeissen bestimmen die pfeifenden Geschosse=ringsumher. An einer besonders schwer zerschossenen Fassade 1 Ladenschild: «Posamentierwaren für die feine Da» (der Rest des Schildes fehlt). Als Soldat 1 das Ladenschild, wie 1 Fetzen aus Pennälerträumen, anstarrt – rast aus dem Qualmblock des Himmels – dieses=! 1 idiees grausam=bekannte Crescendo-Pfeifen – heran: Detonation Feuer-

wand Druckwelle Ziegel&Mauerschlagwetter –: die 3 Soldaten werden emporgehoben – fliegend als Geschosse aus Fleisch&lumpen durch Feuerlohe Steinhagel, Himmel u: Erde tauschen ihre von-Anbeginn=der-Zeit vertrauten Orte, kippen um: die Erde aus Qualm, der Himmel voller zerstürztem Stein, wie Stalagtiten in einer Grossenhöhle hängen nun die bizarren Häuserreste herab. Was die 3 Soldaten in-die-Lüfte warf, schleudert sie jetzt in einen tiefen Bombentrichter=in-den-Himmel hinauf. Dort in Ruinenbruch geschmettert kleben sie wie verfluchte Engel-des-Kriegs ohnmächtig, blutend, taub. Unter ihnen das-Nichts, Heimat der-Toten, zu denen diese 3 Soldaten noch nicht gehören solln. Plötzlich aus der Mitte des Trichters Rumoren (die 3 Soldaten hören es nicht) – dann bricht aus den Trümmerschichten 1 Wasserstrahl, gläserne Säule, senkrecht heraus – eine geborstene Leitung, die noch Wasser führt. Daraus Regen auf die 3 Soldaten, sie erwachen aus ihrer Ohnmacht. Krabbeln auf allen-4, versuchen aufzustehn. Soldat 1 kann sich nicht bewegen, nicht erheben, bleibt auf die Seite gekrümmt liegen, jammert. Schreit. !Schreit. Soldat 2 presst ihm seine mit Mörteldreck&schorf bebatzte Hand auf den Mund – «!Feind-! hört- !mit» – besieht den Kameraden: 1 Geschosssplitter unterhalb des letzten Rückenwirbels steckt wie 1 Tranchiermesser dort. Soldat 2 wendet sich an 3, in Allertaubheit malen seine Lippen die Worte: Ich-hole-Hilfe. – Kriecht den Trichterhang rauf, nach einigen Versuchen entschwindet er den Blicken der beiden Anderen in entlegene Regionen des Ruinenhimmels. Soldat 2 kehrt aus dem Himmel nicht zurück.

Dunkelheit, Steinplatte Dernacht, unablässig Bomben&geschossfeuer dreschen heulend mit stählernen Hämmern grelle Brocken raus, Ziegelregen im Himmel=aus-Schutt, denn wer schon Viel hat dem wird noch Mehr gegeben. Zitternd was noch steht, in-Wellen schauern Explosionen als sei der Himmel ein schlammiger Tümpel. Unablässig zischend die Fontäne, die Wasser sprühen auf Soldat 1 und 3, spülen sie allmählich von den Fetzen ihrer Uniformen & Wundverbände frei, – ihre fast nackten Leiber glänzen nun im-Finstern hell wie frisch entfleischte Knochen. Soldat 3, am Bein verletzt, kriecht mühsam den Kraterhang

hinauf, sagt kein Wort, verschwindet. Auch er verschluckt vom Rachen Deskriegs od der-Feigheit. Soldat 1 ist übrig, all-1.

Nacht und Morgen und Tag und Abend. Sickernd in die Grube des umgestürzten Himmels hinein. Dort liegt & lebt nochimmer, auf die Seite gekrümmt den Geschosssplitter-im=Rücken, Soldat 1. Wieder Nacht: das tiefschwarze verwundete Tier mit dem feuer-zersengten Fell wälzt sich brüllend auf die andere Seite – zum Morgen aus Flammen&blut. Und im Licht neuen Morgens erhebt sich die alte, eiskalte Gestalt aus Demschrecken von Gestern – Alles was gewesen ist ist geblieben & ist auch jetzt wieder da –, erfrierend das schlagende Herz für Lebensmut. isam.....Neben dem Soldat 1 hockend Der-Gott=Derschmerzen, dunkel & stumm. Er kann warten.

Der Bombenkrater füllt sich von der immerweilersprühenden Fontäne langsam mit kaltem schlammigem Wasser auf, die Beine von Soldat 1 (unfähig sich zu rühm, seitlich liegend im=Schutt) stecken=Immorast bis über die Knie. Und Diedreckigenwasser steigen. Der Himmel's Bombentrichter scheint ausserhalb Dieser-Welt, kein-Freund kein-Feind, niemand ist hier erschienen, während ringsumher Derschutt einerganzen Stadt immerfort noch einmal zu Schutt zertrümmert wird. - *Und wieder schüttet ein verdammter Tag sein scheiss spül-Licht in den Ausguss zum Abend – aus dem Eiterfleck Sonne=Imhimmel-Steinebruch die speitrübe Lorke, und dann kommt wieder die-Langenacht voll Schmerzenundscherzen. Die stechen grälle Sterne in die Finsternis meines Immerhier=sein-Müssens. Keine Ohnmacht. Kein Ende. Und nach fieberzerflackerten Schlafes Trümmern dann die flaue Knochenkälte 1 neuen Morgens, mit Vollenhänden alten Elends lauernd auf den, der jetzt noch lebenmuss. Die kürzeste Verbindung von Null zu Unendlich & zurück: Gott=Deselends, ?Wer sonst ist ?mit=mir, Gott=Über-Leben: Zu=Tod verwundet u: mit-All=Macht dennoch nicht sterben zu können. Wie tragisch –*

Der dunkle Gott=Derschmerzen räuspert sich, aber Er bleibt, denn Er braucht ihn noch für Seine=Zukunft: den totverwundeten Soldaten.

Der Tag nachdem Hitler sich erschoss. Die Fontäne aus dem Trichtergrund versiegt, dem Krieg's Himmel mit seinen Wolken aus Aschenstaub & Qualm ist der-Regen ausgegangen, das-Wetter ändert sich, 1 russischer Soldat tritt Oben an den Rand des Bombentrichters, er muss herbeigeschwebt sein, Engel einer anderen Firma. Blickt hinein in den Trichter. Entdeckt auf dem Grund den knochenhellen Leib des gekrümmt daliegenden Soldaten i. Der umklammert seine Waffe wie das letzte Geländer vorm Absturz. Lässt sie nicht los. Wirft die Waffe nicht fort. Sie ist ein Letzteranker dem in den Ruinen-Himmel unaufhaltsam Steigenden, dem in=Denschutt verzweifelt sich-Klammernden, doch Nichts kann den steigenden Körper noch halten; 1 Gestalt, unfähig dem Ansturm innerer rückwärts laufender Bilder standzuhalten von denen Niemand, auch nicht der Rotarmist, etwas weiss. Zeugnis nur das zerzauste schorfige Haar & der starr glühende verwirrte Blick, der Nichts mehr zu fassen scheint.

-Gittler kaa!puut. – Schreit der Rotarmist, richtet die Kalaschnikoff auf Soldat 1. Weil der auf die-Befehle des Rotarmisten – *!Ruki !wwerch & Ufdi !sjudà* –:– die Waffe hinzuwerfen & aus der Grube nach=Oben zu kommen, mehrfach nicht reagiert – auch lautestes Schreien nutzt Nichts, Soldat 1 ist taub wie Stein – *!Jetzt: Der-Moment ist gekommen: Ende aller Zweifel* – hebt der Rotarmist seine Maschinenpistole & schießt auf Soldat-1=in-der-Grube, der sich seiner=Gefangennahme offensichtlich widersetzt. –Das ist Frieden. – Stammelt Soldat 1 in seiner Taubheit. Da erhebt sich an seiner Seite Der-Gott=Derschmerzen & geht davon; Er hat noch=Viel&lange zu tun, Seine Geduld ist zu=Ende mit diesem Söldner. Der kann endlich sterben. Jeder=Mensch ist sehr all-1. Und Himmel u: Erde kippen wieder in ihre alten Lagen zurück, der Eine über der Andern so, wie Die-Ordnung das will.

Akkordeonklänge – um den Rand der Grube mit 1 Toten=Im-Schlamm-

tanzend in fröhlich=trunkenen Liedern die vorerst letzten Sieger im vorerst letzten Krieg.

11

Heidegger auf Burg Wildenstein

Eine Enklave deutschen Geistes	197
Aus der Liste der Anwesenden	197
Ein Schiff war Burg Wildenstein nicht	198
Durchreisende	198
Unbesetzbares Gebiet	200
Übertritt in die Schweiz	200
Der Nachtmarsch nach Neu-Breisach	201
Jemeinigkeit der Sorge	203
Die drei Blätter der Lilie	204
Die Neugier und die Augenlust	204
Ist es möglich, wie Hölderlin sagt, in die Höhe zu «fallen»?	205
«Das Umhafte der Umwelt»	206
«DER MENSCH IST URSPRÜNGLICH ANDEREN LEBEWESEN ÄHNLICH GEWESEN, NÄMLICH DEM FISCH»	208
Radiodurchsage des Schweizer Rundfunks	208
Nachrichten von Radio Beromünster um 9.40 Uhr	210
Heidegger über die Aktualität	211
«Urwille als Geist»	212
Unterhaltungsscharakter des Denkens	213
Brüder Grimm und der «kleine Grenzverkehr der Märchen»	213

«In den Brunnen gefallen»	214
«Die Armut»	215
Die Zeitlichkeit des Hoffens	217

Graugänse strichen über das Land. Darüber in Gegenrichtung Jagdbomber auf ihrem morgendlichen Kontrollflug, unhörbar weit oben. Das Tal lag still zwischen Berg und Gegenberg. Der Strom, der das Gelände teilte, war unter der weisslichen Decke des Frühnebels nicht zu erkennen. Hier wohnten einmal die Götter, sagt Hölderlin. Der Mond, noch aus der Nacht sichtbar, stand als Sichel am Westhimmel.

Studentinnen und Studenten drusselten im Halbschlaf in den Morgen. Nichts von alledem, auch nicht die Vorräte in den Speisekammern der Burg, zollte der Not und dem Ernst dieser Tage einen angemessenen Tribut. Zehn Lehrende und dreissig Lernende beherbergte die Burg Wildenstein. Dazu kamen Zugesellte, Geflüchtete, Eingeladene, die sich dem Kreis zugehörig fühlten. Martin Heidegger, welcher dem Lehrkörper dienstlich seit seiner Kommandierung zum Volkssturm nicht mehr angehörte (das Haus seiner Grosseltern lag aber gleich unterhalb der Burg), hatte sich, von allen dankbar empfangen, als Lehrer eingestellt.

Eine Enklave deutschen Geistes

Seltsam war es, meinte viel später Hannah Arendt, als sie von dieser Szenerie erfuhr, dass diese INTELLEKTUELLE KONSPIRATION DER LETZTEN STUNDE DES REICHES keinem alliierten Geheimdienst und auch keinem der Frontverbände auffiel, die das Land besetzten und in unmittelbarer Nähe in Richtung Sigmaringen schon vor Tagen vorbeigezogen waren: eine Enklave deutschen Geistes, die in diesem Moment keiner Gegenwart, keiner Vergangenheit und keiner Zukunft genau zuzuordnen war.

Aus der Liste der Anwesenden

Dem Lehr- und Lernpersonal dieser WISSENSINSEL hatte sich ein Oberförster zugesellt. Ein Ingenieur (welcher der Welteislehre nahestand) hatte sich aus Ungarn hierher durchgeschlagen und sich in eines der Seminare eingefügt. Zwei Theologen waren als Abgesandte der theologischen Fakultät Freiburg zu Gast, die in Beuron keinen Platz gefunden hatte (als Reservelazarett überbelegt, für akademischen Zuzug gesperrt). Der Ordinarius für Althochdeutsch war Spezialist für die Sprache der frühen Kaiser des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation und lehrte die Herkunft der heutigen Schweizer Mundart aus dem Kaiserdeutschen vor 1050. Er führte Übungen für Fortgeschrittene anhand einschlägiger Texte durch.

In Leibertingen, dem Dorf, in dem die meisten der Studierenden und Hochschullehrer wohnten, war auch ein Händler aus Süditalien untergebracht. In einer Scheune war seine Handelsware versammelt: Schweinehälften, Ikonen byzantinischer Herkunft, etliche Briefmarkensammlungen, zwei Säcke mit ungebrannten Kaffeebohnen. Nachts fuhr an dieser Tauschzentrale Fuhrwerke und Fahrzeuge vor.

Noch im Drall seiner letzten vier Forschungsjahre, schrieb der Methodologe Schirdewan, der als gehunfähiger, rollstuhlabhängiger Patient

dem Militärdienst und neuerdings, trotz seines jungen Alters, dem Volkssturm entgangen war (dort hätte man ihn aber als Funker verwenden können), an seiner grundlegenden Kampfschrift ANTI-POPPER. Gegen den eisigen Firnis der Logik! Die Schrift sollte nach einem Plan von 1943 ins Italienische übersetzt und auf einem Immanuel-Kant-Kongress, der nun niemals mehr stattfinden würde, im Jahr 1950 in Rom vorgetragen werden.

Ein Schiff war Burg Wildenstein nicht

Der Zeitgeschichte, dem bloss Seienden der Welt davonzusegeln und zehn Jahre später wieder an den Ufern Deutschlands anzulegen, das wäre ein Projekt, für das sich einzutreten lohnte. Im Weinkeller von Burg Wildenstein war eine Kiste deponiert, in der sich «Mitteilungen an die Nachwelt» befanden. Keine Mittel aber existierten, das Produkt von Burg Wildenstein in die Welt zu bringen. Schon von Freiburg aus wäre es nach den Luftangriffen unmöglich gewesen, Telegramme in die Welt zu schicken. Was hätte auch «Welt» angesichts der Abgeschlossenheit des Deutschen Reiches bedeuten sollen? Wie hätte man eine Mitteilung an das unsichtbare Netz der weltweiten Gelehrtenrepublik anschliessen können?

Gerade dass man eine Flaschenpost von Burg Wildenstein donauabwärts in einem verschlossenen Behälter, ähnlich einem Ein-Mann-Boot, hätte versenden können! Aber wen erreicht man über das Schwarze Meer, wenn doch die Küsten Abchasiens keine Kolcher und keine Medea mehr beherbergen?

Durchreisende

Von Sigmaringen erschienen gegen Abend Flüchtlinge. Sie führten gewisse Akten mit sich. Sie waren als letzte den Truppen des eigenen Landes, des «Freien Frankreichs», entkommen, die den Sitz der Regierung

Pétain im Schloss Sigmaringen (einer Enklave französischen Territoriums) besetzt hatten. Noch immer gehorchten französische Behörden an einzelnen Punkten der Welt der von Vichy auf die Burg Hohenzollern entwichenen legitimen Regierung Frankreichs. Funkgeräte standen für die Übertragung von Anordnungen und die Entgegennahme von Berichten im Dachgeschoss bereit, wurden aber nicht mehr benutzt.

Einer der Besucher (sie assen mit den Gelehrten in der Burgschänke, schliefen in den Mansarden, packten spätnachts noch für die Weiterfahrt) hatte vor, sich bis zu einem neutralen Land durchzuschlagen. Er meinte, dass er zunächst bis Genua gelangen könnte, wo sich eine Schiffspassage finden liesse. Der von den Alliierten eingesetzten Autorität in Paris, zudem kommunistisch unterwandert, bestritt er jede Legitimität. Schriftlich war er bevollmächtigt zum Abschluss jeglicher Geschäfte im Namen des abwesenden Marschalls. Pässe besass er in grösserer Auswahl. Er gehörte dem Geheimdienst an.

Jetzt, in der Zeit äusserster Not, erläuterte er, sei es erforderlich, vor die Zeit der Verträge von Verdun, der verhängnisvollen Reichsteilung, zurückzugehen und – kontrafaktisch, aber beharrlich mit dem Jahrtausendblick des nach rechts weisenden Blattes der Lilie, also unter der Autorität der Universität Paris – die merowingisch-thüringische Verbindung wieder aufzunehmen. Das würde die deutsch-französische Wiedervereinigung einleiten, parallel, wenngleich inhaltlich entgegengesetzt zu Churchills Vorschlag aus dem Jahr 1940, die französischen und britischen Staatsbürgerschaften zusammenzulegen. Das könne beginnen, indem zunächst allen noch auf dem Boden des Deutschen Reichs arbeitenden französischen Kriegsgefangenen die deutsche Staatsangehörigkeit verliehen werde, mit schrittweiser Erweiterung solcher Eingliederung. Dem in der Runde geäusserten Satz «Militärisch sind die Würfel gefallen» widersprach er vehement. Es gebe für geschichtliche Prozesse keine Würfel, sondern eine über Äonen sich hinziehende Vorbestimmung. In diesen Rahmen gehöre, quasi als letzter Ausweg, die Vereinigung

Deutschlands mit Frankreich, für die er schon seit 1940 eingetreten sei. Es gab alten Wein von einem der Vulkanfelsen des Rheintals, von der Erde selbst und nicht nur von der Sonne durch Wärme zur Reife gebracht.

Unbesetzbares Gebiet

Eine Gruppe der Studenten, fronterfahren, bestehend aus Schwerverwundeten, die im Krieg nicht mehr verwendet werden konnten und für das Studium freigegeben waren, hatten an der Abzweigung, an der ein Weg von der Talstrasse zur Burg führte, eine Art Stand errichtet, wo sie abwechselnd Wache hielten. Der Besucher aus dem imaginären Frankreich hatte berichtet, wie Exterritorialität am Sigmaringer Schloss durch eine solche Wache dargestellt war. Selbst der deutsche Botschafter bei der Regierung Pétain musste seine Waffen ablegen, den Pass zeigen, ehe er auf das Gebiet des «heiligen Frankreichs» eingelassen wurde. Ähnlich, so stellten die Studenten sich das vor, sollten Angehörige der künftigen Besatzungsmacht die Enklave der Gelehrteninsel auf Burg Wildenstein nur als eine «Welt für sich» betreten dürfen, nicht als Eroberer.

Übertritt in die Schweiz

An zwei Tagen und in zwei Nächten wurde geschnürt und gepackt. Ein Exodus der «Burgbesatzung» war beschlossen worden (nur zwei der Studenten und einer der Hochschullehrer zögerten). Der Marsch sollte durch den Hegau, stets hügeleinwärts, abgewendet von den Strassen, in die Schweiz führen. Zur Gesamtgruppe gehörten zwei Kommilitonen und ein Dozent mit Schweizer Staatsbürgerschaft. Die Schweizer meinten, dass sie Bürgerschaft leisten könnten, würde die Kolonne von Schweizer Grenzbeamten entdeckt. Bei Thayngen, wo schon Pétain die Grenze, allerdings in Begleitung des deutschen Botschafters und mit Pässen, durchfahren hatte, versprach ein Übertritt ins neutrale Land die besten

Chancen. Heideggers Rang konnte als transnational verstanden werden. Plan war, in der sicheren Schweiz als Akademie zusammenzubleiben, weil doch das wechselseitige Gespräch der Völker die einzige Chance wäre, die Versteifungen des Kriegs zu lösen.

- Warum kam es nicht zum Marsch ins höhergelegene Nachbarland? War es die übliche Trägheit, die das verhinderte?
- Träge war hier keiner.
- Warum fand der Versuch dann nicht statt?
- Es waren unter den Kommilitonen Ostfrontkämpfer mit Marscherfahrung. Sie hielten es für unmöglich, mit Wandererfahrung aus dem Schwarzwald eine solche Marschstrecke (unter Vermeidung der von den Alliierten kontrollierten Strassen) zu bewältigen.

Heidegger hatte spöttisch auf den Nachtmarsch des Freiburger Volkssturms nach Neu-Breisach vom November des Vorjahres hingewiesen. Alle sahen auf den Karten nach. Dieser Marsch, der die Füße der Marschierenden verdorben hatte, war deutlich kürzer als der geplante durch den Hegau und musste schon deshalb als warnendes Beispiel gelten, weil er ja auf der Strasse stattgefunden und nicht durch die Wildnis geführt hatte.

Der Nachtmarsch nach Neu-Breisach

Wir marschierten zügig, sagte Heidegger. Die Nacht hindurch ist das Volkssturmbataillon mit Gepäck und Waffen in Richtung Neu-Breisach unterwegs. Die ersten vier Glieder der Kolonne sind Akademiker. Zwei Fälle von Krebs, dreimal Entzündung der Prostata, eine Fussverletzung aus dem Ersten Weltkrieg. Der Arzt, parteizugehörig und etwas verrückt, hat keinem ein Attest geschrieben, das ihn von der Einziehung zum Volkssturm verschont hätte.

Heidegger schritt in der ersten Reihe der Truppe. (Die in den ersten Rei-

hen können ihren Rhythmus selber bestimmen. Die letzten in der Kolonne müssen rennen, um den Anschluss zu halten.) Man hörte feindliche Nachtjäger, die aber die Strasse nicht fanden. Diese überall jagenden Flugzeuge waren der Grund für den Nachtmarsch, denn am Tage konnte sich auf der Reichsstrasse keine zusammenhängende Mannschaft mehr zeigen. Es war kalt und neblig. Der Nebel schützte die Marschierenden zusätzlich zur Nacht.

Die Waffen der Männer dieses Volkssturms waren ungeeignet, den Übersetzversuch einer französischen Panzerarmee über den Rhein, der erwartet wurde, abzuwehren. Einige trugen Panzerfäuste auf der Schulter, alle besaßen sie Gewehre. Eine Chance hätten sie nur gehabt, wenn sie in eine professionell ausgebildete Einheit des Heeres eingefügt worden wären. Von solcher Absicht war nichts bekannt.

Briefe waren unterwegs, den Philosophen zu retten. Freunde bemühten sich beim Reichsdozentenführer, der gleichzeitig als Gauleiter tätig war, einen Entlassungsschein für Heidegger zu erhalten. Heidegger hatte dem nicht zugestimmt, weil eine Aufgabe so genommen werden muss, wie sie gestellt ist. Die Freunde hatten trotzdem geschrieben. Die Antwort blieb hinhaltend und erforderte einen neuen Versuch. Der Reichsdozentenführer war als Heideggers Gegner bekannt.

Wir hatten gegen fünf Uhr früh jedes ‚Wozu?‘ aus uns herausmarschiert, berichtete Heidegger. Nur noch ein Wo-immer-es-hingehet trieb uns voran. Dann lagen wir in Scheunen in der Nähe von Neu-Breisach.

Die Kolonne lag müde hingemäht da. Die Körper der acht Akademiker ruhten beieinander im Traum. Traum liegt nah am Tod. Am anderen Morgen die Nachricht, dass der französische Vorstoss aus den Vogesen zum Rhein nach Norden in Richtung Strassburg abgeschwenkt sei. Es handelte sich um die Truppen des Generals Leclerc. Der Befehl zum Rückmarsch nach Freiburg in der kommenden Nacht traf mittags ein. Es gab einen Brei aus Erbsen. Wie Zinnfiguren herumgeschubst. Kein Kon-

takt zu mir selbst. Keiner zum Feind. Keiner zum Land, das wir verteidigten. Wie Lemuren.

Jemeinigkeit der Sorge

Die Bestimmung der Sorge (als Sich-vorweg-schon-sein-in... – als-Sein-bei) steht im Ernstfall vor der Frage, ob überhaupt ein Einsatz möglich ist. So hilft Denken nichts gegenüber einem anrollenden Panzer. Es könnte ein Einzelner mit dem Gewehr auf ein solches Gefährt schiessen, aber es wäre vergebens. Der Einzelne könnte von seiner Panzerfaust Gebrauch machen, aber ein einzelner Schuss ist gegenüber dem angreifenden Verband ohne Sinn. Sinnloser Kampf schneidet von der Welt ab, mehr noch als jede Grenze.

Dieses Sich-vorweg-sein oder auch Nachhängen (dort sein, wo man eben noch ein intaktes Selbst war) ist das Kennzeichen der Sorge. Sie muss mit einem Mir, mit einem Du, einem Wir oder Ihr verbunden werden können, und ein Aussenstehender müsste von der Volkssturmkolonne mittels eines Personalpronomens, also einer Zuordnung in der Realität, sprechen können.

Dass der Marsch nach Neu-Breisach, je länger die Nacht dauerte, die Hoffnung aufzehrte, zerstörte auch die primäre menschliche Eigenschaft, von Sorge geprägt zu sein. Keiner der Marschierenden wurde dadurch aber sorglos.

Cura: Sorge; «ängstliche Bemühung», «Sorgfalt», «Hingabe».

Das Sich-vorweg-Sein-im-Dasein.

Das verfallende Entteilen des Daseins.

Zu nichts davon kann einer Ich sagen.

Das waren nicht mehr meine Leute, sagte Heidegger, der fünf Glieder dieser Truppe befehligte, die hätte man auch wandernde Stöcke nennen können. Das Kriegsbild war nicht anzueignen.

Die drei Blätter der Lilie

Der Ordinarius für mittelalterliche Geschichte konnte die Stationen, welche die lehrende und lernende Gruppe am Ende (also binnen 750 Jahren) hier auf die hohe Burg geführt hatte, genau wiedergeben: Von der Universität Paris führt ein Exodus der Unzufriedenen zur Gründung der Universität Prag. Ein Exodus von Prag bewirkt die Gründung der Universität Freiburg. Es folgt eine Kette innerer Emigrationen und Mentalreservationen. Und so sei, schliesst der Historiker seine Ausführung, der Notmarsch von Freiburg in das Ausweichquartier neuerdings eine dem Exodus ähnliche Zusammenfassung der Kräfte, also Neugründung. «Ich will meine Seele tauchen / In den Kelch der Lilie hinein», warf Heidegger in die Debatte ein. Die Lilie, von welcher der Besucher aus Sigmaringen gesprochen habe, bedeute mit ihrem nach rechts weisenden Blatt die Universität Paris. Mit ihrem nach links weisenden Blatt den bewaffneten Adel, La Chevalerie. Das Blatt der Lilie, das in die Höhe weise, sei das Imperium (einschliesslich sacerdotium). Dieses aber gebe es nicht mehr, und es sei auch 1933 (trotz gewisser anfänglicher Zeichen) nicht wiedererstanden. Es komme also darauf an, in Abwesenheit praktisch aller drei Blätter der Lilie: des Geistes, des Schwertes und des Kaisers, gewissermassen wie die Bodenbewohner des Waldes, also die Ameisen und Milben, ein neues Reich zu denken. Und zu dichten? warf eine vorlaute Kommilitonin ein. Über die Bemerkung ging Heidegger hinweg.

Die Neugier und die Augenlust

An diesem Morgen, nach einem langen Fussmarsch in den Wäldern, die sich um die Burg herum erstreckten, veranstaltete Heidegger einen kurz zuvor angekündigten Lesekreis. Das Thema: bewusst abgesetzt vom Tagesgeschehen. Lesen hiess, dass er einen Text des Augustinus über das «Sehen» interpretierte. Ad oculos enim videre proprie pertinet, das Se-

hen gehört eigentlich den Augen zu. Utimur autem hoc verbo etiam in ceteris sensibus cum eos ad cognoscendum intendimus. Wir gebrauchen aber dieses Wort «sehen» auch für die anderen Sinne, um zu erkennen. Wir sagen nämlich: Sieh, wie das klingt, sieh, wie das duftet, sieh, wie das schmeckt, sieh, wie hart das ist. Ideoque generalis experientia sensuum concupiscentia sicut dictum est oculorum vocatur [...]. Daher wird die Erfahrung der Sinne überhaupt als «Augenlust» bezeichnet, weil auch die anderen Sinne aus einer gewissen Ähnlichkeit her sich die Leistung des Sehens aneignen [...].

Ist es möglich, wie Hölderlin sagt, in die Höhe zu «fallen»?

Ein spanisch-deutsches Paar aus Salamanca (er war noch aus dem spanischen Bürgerkrieg und später wegen der Beteiligung an Kriegsverbrechen im Osten politisch belastet) hatte bereits drei Semester an der philosophischen Fakultät der Universität Freiburg studiert und beabsichtigte, bis 1949 gemeinsam über eine scholastische Rechtslehre zu promovieren. Sie freuten sich darauf, das Sommersemester 1945 zu erleben. Entgegen allen Hinweisen, dass ein solches Semester vermutlich nie stattfinden würde. Den Tag über hatten sie ein Kolloquium zur Welteistheorie, eine Übung zu Heideggers Vorlesung «Leibniz. Die vierundzwanzig Thesen», ein Seminar im Fach Astronomie und einen theologischen Disput besucht. Sie fühlten sich animiert und waren verwirrt. Nachts sahen sie, hinaufgestiegen in eine Höhle des Hexenturms, wie die Wolken aufrissen und das Firmament seinen sachten Kreis, an der Bewegung hinter den Baumwipfeln, an den Rändern des Sichtfeldes als winzige Bewegung fassbar, vollzog. Dorthin wollten sie sich fallen lassen. Man musste nur die Schwerkraft, die uns hier festhält, «vergessen». So würden sie ins All hinaufschossen und der Wirklichkeit entrinnen, die sie bedrohte, weil sie sich nicht voneinander trennen wollten, aber einer von ihnen beiden doch mit Schuld beladen war.

«Das Umhafte der Umwelt»

Beim Denken verfügte Heidegger als Gefährten über seine starken Beine. Die KNOTENLINIEN DER INNEREN SICHT, Ursprung für Gedanken wie für Dichtungen, spinnen sich aus der Bewegung des Körpers in der Landschaft heraus. Insofern geschieht Denken selbsttätig. Die Arbeit des Philosophen besteht darin, das, was sich von sich aus hergestellt hat, so lange im Gedächtnis zu behalten, bis es am Pult schriftlich niedergelegt werden kann.

Wenn ich vom «Denken im Gehen» und von meinen Beinen spreche, fügte Heidegger hinzu, heisst das nicht, dass die Gedanken aus der Muskulatur (im Gegensatz zum Kopf) entstünden. Die Bewegung des Körpers gehört im besonderen Masse zum Zeug.¹ Diese Bewegung «ist» nicht, sondern sie verhält sich «um ... zu», sie besteht in ihrer Bewegung. In dieser Hinsicht gibt es keinen konkreten Ort, weder in der Landschaft noch im Körper, noch bloss in dessen Vorgeschichte, wo die Gedankenverknüpfung und die «Verdichtung des Denkens» vorgenommen würden. Ein glücklicher Ort wie dieser hier, voller Ruhe inmitten des Kriegsgetümmels, ist Voraussetzung des ruhigen Denkens, aber dieses selbst ist nicht Spiegelung dieses Draussen, sondern ein Dazwischen so wie blinde Spiegel aufeinander ihr Licht werfen. Dies sei der Grund dafür, so Heidegger, dass Heraklit SKOTEINOS, der Dunkle, heisse.

Heidegger kam in Wallung, wenn er erzählte. Die Sätze, meinte er, hätten Schubkraft. Je weniger man an sie beim Sprechen denkt, desto lebhafter stürmen sie voran.

Heidegger kam dann auf Wilhelm von Humboldt zu sprechen und dessen Schrift von 1829 «Über die Verwandtschaft der Ortsadverbien mit dem Pronomen in einigen Sprachen». Humboldt habe dort auf Sprachen

1 «Ein Zeug ‚ist‘ streng genommen nie. Zum Sein von Zeug gehört je immer ein Zeugganzes, darin es dieses Zeug sein kann, das es ist. Zeug ist wesenhaft «etwas, um zu. .’. Die verschiedenen Weisen des ‚Um-zu‘ wie Dienlichkeit, Beiträglichkeit, Verwendbarkeit, Handlichkeit konstituieren eine Zeugganzheit.»

hingewiesen, die das «Ich» durch «hier», das «Du» durch «da», das «Er» durch «dort» ausdrückten, die Personalpronomina also durch Ortsadverbien wiedergäben. Das Mitdasein der Anderen sei dadurch innerweltlich und zugleich örtlich festgehalten. Personendinge treffen wir an «bei der Arbeit», fuhr Heidegger fort. So wie die mit ihrer Arbeit beschäftigte Mutter in das Zimmer tritt, in dem die Kinder spielen – bislang hat sie das Geschehen nur über das Ohr aus dem Nebenraum kontrolliert. Jetzt gruppiert sich das Spiel um die mütterliche Person, die das Zimmer beherrscht. Die Kinder fangen an, die Arbeit der Mutter zu imitieren. Sie erfinden neue Spiele, «sie arbeiten».

Inzwischen war die Gesprächsgruppe in der Burgschänke angelangt, wo ein nach Lebensmittelkartenmengen abgezirkeltes Frühstück bereitstand. 300 Gramm Brot mussten für den Tag reichen. Marmelade im Äquivalent von 15 Gramm Zucker (das waren immerhin bis zu 40 Gramm rötlich gefärbte Masse) wollte über den Tag gestreckt sein.

«Kriege sind nicht imstande, geschichtlich Geschehnisse zu entscheiden [...]. Auch Weltkriege vermögen dies nicht.» Wie war dieser am Vortag von Heidegger geäußerte Satz zu verstehen? Heidegger war nicht gestimmt, den apodiktischen Satz zu erläutern, auch wenn er dem Fragesteller wohlwollte. Auf keinen Fall wollte er die Äusserung als «Trostwort zum Tage» verstanden wissen. Die militärische Lage, sagte er, sei entschieden, auch wenn sie sich in der Stille dieser Burg nicht bemerkbar mache. Wir seien arm dran. Die Trauer und Unruhe, die sich als Grundton damit verbinde, sei aber in den vergangenen zehn Jahren immer schon vorhanden gewesen. Dazu werde er sich noch rechtzeitig äussern. Heisse rechtzeitig vor Ankunft von Abgesandten der Besatzungsmacht? Oder vor Schliessung des Lehrbetriebs? Heidegger, noch im Schwung der anfänglichen Wanderung, antwortete: Keine Hektik.



Abb. 20: Menschen siedeln auf dem «Grossen Fisch».

«DER MENSCH IST URSPRÜNGLICH ANDEREN
LEBEWESEN ÄHNLICH GEWESEN,
NÄMLICH DEM FISCH»

ANAXIMANDER VON MILET GING DAVON AUS, DASS AUS WASSER UND ERDE, ALS DIESE SICH ALLMÄHLICH ERWÄRMTE, FISCHE ODER JEDENFALLS LEBEWESEN ENTSTANDEN, DIE DEN FISCHEN ÄHNLICH WAREN. IM INNEREN DIESER WESEN SEIEN WIE EMBRYONEN DIE MENSCHEN ENTSTANDEN, BIS ZUR REIFE DORT FESTGEHALTEN, UND DANN ERST SEIEN JENE LEBEWESEN AUFGEPLATZT UND DIE MENSCHEN, FRAUEN UND MÄNNER, HERAUSGEKOMMEN IN DIE WELT.

Radiodurchsage des Schweizer Rundfunks

Montag, 30. April 1945:

«Bern. Die deutschen Reichskleinodien Kaiserkrone, Zepter und Reichsapfel sind, wie in Bern bekannt wird, von den Amerikanern in ei-

ner Kupfergrube bei Siegen gefunden worden. Die Reichskleinodien waren auf dem Parteitag Grossdeutschland, am 7. September 1938 Hitler vom Bürgermeister von Wien mit folgenden Worten übergeben worden: ‚Dem Neubegründer der deutschen Grösse, dem Führer Adolf Hitler, übergebe ich mit diesem zugleich symbolischen Akt nach der Rückkehr der Ostmark in das Reich die Reichsinsignien.‘

Sankt Margarethen. Jeder Trick ist den Parteiflüchtlingen recht, um nur über die Grenze ins Ausland zu gelangen. In der Uniform eines DRK-Helfers versuchte der Reichshandwerksmeister SA-Obergruppenführer Ferdinand Schramm vergeblich, an den Schweizer Grenzbeamten vorbeizuschlüpfen. Schramm sass am Steuer eines LKWs, der ähnlich hergerichtet war wie die Lastwagen des Internationalen Roten Kreuzes, die in letzter Zeit Lebensmittel für die Kriegsgefangenen im Reich transportiert hatten. In der Nähe von Rheineck erschien der deutsche bevollmächtigte Minister in Kroatien, SA-Obergruppenführer Siegfried Käsche, an der Schweizer Grenze komplett mit kroatischen Ausweispapieren und einem Wagen mit ovalem Schild und roten Buchstaben CD des Diplomatischen Corps, aber auch das half nichts. Gleich vier Parteigrößen, deren Identität noch geheimgehalten wird, liessen sich gar nicht erst auf das peinliche Verhör an der Grenze ein und landeten in einem Flugzeug der Luftwaffe in Luzern. Sie dürften aber schon in den nächsten Tagen die Reise wieder in umgekehrter Richtung antreten, wie es dem früheren deutschen Gesandten in Vichy, Krug zu Nidda, schon passiert ist. Krug zu Nidda gelangte vor wenigen Tagen unter dem Vorwand in die Schweiz, er wolle mit dem Internationalen Roten Kreuz in Genf verhandeln. Ein Antrag auf Verlängerung seiner Aufenthaltserlaubnis auf unbestimmte Zeit wurde aber abgelehnt. Jetzt hat ihn eine Schweizer Wache an die Reichsgrenze befördert. Die Frau des Gauleiters Wagner, die ebenfalls vergeblich um Einlass in die Schweiz nachsuchte, ist jetzt in Konstanz von den Franzosen verhaftet worden. Gauleiter Wagner, Baden-Elsass, der seine Frau im Stich gelassen hat, ist spurlos verschwunden.»

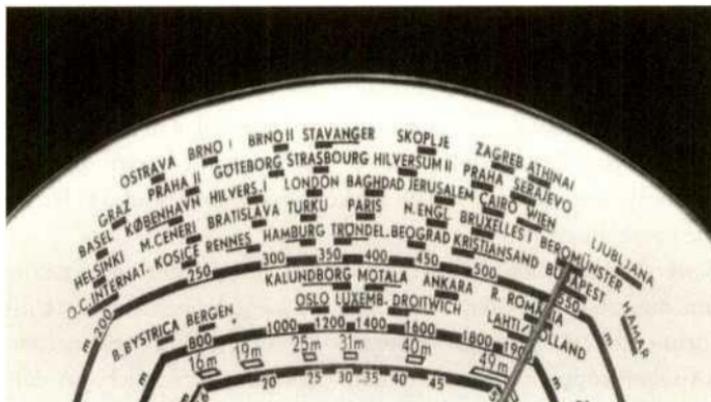


Abb. 21: Radio Beromünster.

Nachrichten von Radio Beromünster um 9.40 Uhr

Die Stimme des Sprechers von Radio Beromünster besass eine Intonation, durch Schulung erworben, der ein aufmerksamer Hörer dennoch anhören konnte, dass dieser Nachrichtenmann das, was er in dieser Sprache sagte, stets zugleich in seiner heimatlichen Mundart mitdachte. In den vergangenen sieben Wochen, teilte der Sprecher mit, sei die Hafenstadt Antwerpen immer noch von einzelnen «V2»-Geschossen erreicht worden. Rätselhaft, woher diese gekommen seien. Insgesamt seien 4'000 fliegende Bomben auf die Stadt abgefeuert worden. Von November bis Ende März sei die Beschiessung am heftigsten gewesen. Die Batterien der Alliierten hätten in jener Zeit für die Abwehr der «V»-Geschosse bis zu einer Million Flakgranaten am Tag benötigt. Der Sprechertext enthielt Ausdrücke, die es vor 1944 so nicht gegeben hatte und die im Schweizerdeutschen keine Entsprechung hatten und nur auf dem Wege der Analogie in der mundartlichen Version zu denken waren. Der Sprecher las diese Bezeichnungen mit Andeutung einer Parenthese oder einer tonalen Entsprechung von Anführungsstrichen.

Heidegger über die Aktualität

Martin Heidegger liess Meldungen des Tages, wie er es von Hegel kannte, am liebsten zur Frühstückszeit auf sich einwirken. An Zeitungen waren auf der Burg nur in ihrem Datum um Wochen zurückliegende Exemplare auf dem Abtritt verfügbar. Die auf der Burg eingeschlossene Gruppe besass aber ein Rundfunkgerät, ein italienisches Fabrikat aus Kunststoff, recht klein, mit einer leuchtenden Wählscheibe. Heidegger bevorzugte den Schweizer Sender Beromünster. Das Aktuelle als ein Vorübergehendes, als ein aus der Verfallsform des Geredes Abgeleitetes, sei nicht bloss ablenkend oder oberflächlich.

Durch die Intonation der Nachrichten, die darin eingestreuten wirklichen Stimmen, enthalte selbst eine Propagandasendung viel Ungesagtes, einen breiten Strom an Eindrücken, die sehr wohl in der Lage seien, eine Verbindung mit dem Aussen zu erzeugen.

Man solle überhaupt nicht herabziehend von dem reden, was durch den Ausdruck «Gerede» bezeichnet werde. «Das Gerede ist die Möglichkeit, alles zu verstehen ohne vorgängige Zueignung der Sache.» «Das bodenlose Gesagtsein und Weitergesagtwerden reicht hin, dass sich das Erschliessen verkehrt zu einem Verschliessen.» «Das Gerede ist sonach von Hause aus, gemäss der ihm eigenen *Unterlassung* des Rückgangs auf den Boden des Beredeten, ein Verschliessen.» Das gelte für den Rundfunk wie für Gedrucktes. Warum aber, fragte Heidegger weiter, vertraute sich Hegel so gern diesem «Nebenweg der Gedanken» an?

Heidegger wollte an diesem Morgen das Urteil über die Qualität der Nachrichten, vor allem wenn sie aus einem anderen Land, also aus der Ferne, zu uns kämen, auf das so veränderte Tagesgeschehen beziehen. Die geschichtlichen (auch gewalttätigen) Ereignisse der Gegenwart könnten nicht im Gefäss einer Landschaft, also durch Wandern und Denken, auch nicht durch das Tasten des Geistes (also Ahnung) in einen Stoff verwandelt werden, den doch die Seele einatmen müsse, um selbst gegenwärtig zu sein. Eher sei eine solch annähernde Verstofflichung möglich in einer oberflächlichen, die Nebensachen als Orientierung nut-

zenden Auffassungsweise. In der Selbstverständlichkeit und Selbstsicherheit der durchschnittlichen Ausgelegtheit liege der Vorzug, dass unter ihrem Schutz «dem jeweiligen Dasein selbst die Unheimlichkeit der Schweben, in der es einer wachsenden Bodenlosigkeit zutreiben kann, verborgen bleibt». Die Neugier, der nichts verschlossen sei, sei da kein guter Bürge. Auch mit der «Härte des Begriffs» sei eine Situation wie die unsere nicht «lebend zu fassen».

«Abgrund gähnt zu meinen Füßen – /
Nimm mich auf, uralte Nacht!»

«Urwille als Geist»

Den Ausdruck «Urwille» (Nietzsche) fand die 21jährige Fritze Billung, die in ihrer Reichsarbeitsdienstzeit sich mit ihrem zweiten Vornamen Bertha auswies (statt Friederike), aber immer nur Kiki gerufen wurde, durch eine Waldbeobachtung bestätigt. Über eine Ameisenstrasse im Tann war das Fahrzeug des Oberförsters hinweggefahren. An den Reifen des im Hof geparkten Fahrzeugs (woher kam die Benzinzuteilung, offenbar illegal besorgt?) hingen noch die toten Lebewesen. In der Tannenschonung aber war Stunden später die Strasse schon längst wieder vervollständigt. Diese Urwilligen stammten aus sehr ferner Zeit. Ausser durch einen Granateneinschlag von mindestens acht Metern im Umkreis waren sie als Kollektiv nicht umzubringen. SUBSTANZ waren die mehr als 500'000 Jahre, in denen sich ihre Art, noch bevor es Tannenwälder gab, in Bewegung gesetzt hatte. SUBJEKT war die Gemeinschaft. Dieses aus so zahlreichen Einzelnen bestehende Lebewesen existierte nur gemeinsam mit der SUBSTANZ, nämlich der Zeit seiner Entstehung. Vom gleichen Urwillen besessen, grollte in Kiki Billungs Leib, seit ein Leutnant sie verführt hatte (oder sie ihn), ihr Kind. Es stiess mit den Füßen gegen die Bauchdecke. Wiederum: SUBJEKT waren sie beide

(bis zur Geburt). SUBSTANZ, also Gefäss ihres Lebens, war die unsichere Zeit, die in diesem Kind nie ermüdende Unruhe.

«Das Wesen des Geistes ist der Urwille, der sich selbst will, welcher Wille bald als Substanz, bald als Subjekt, bald als die Einheit beider gedacht wird.»

Unterhaltungscharakter des Denkens

Heidegger redete in einer Tischrunde nicht so, wie er schrieb. Nur die Zuhörer neigten dazu, das, was sie von ihm hörten, still in den Termini seiner Schriften mitzuskandieren. Es macht ein konversationelles Vergnügen: Es ist *unterhaltend*, wenn die Tatsachen des Lebens mit gewissen Ewigkeitsattributen gemeinsam gesungen werden (ähnlich der Mode von 1630, die einen basso ostinato mit langgezogenen Melodien versah, so weit auseinanderliegend und different wie möglich).

Brüder Grimm und der «kleine Grenzverkehr der Märchen»

Dr. habil. Gilberte Hahnwald galt als ewige Privatdozentin. Der Hochschullehrer, bei dem sie sich habilitiert hatte, wurde aus Deutschland vertrieben samt der von ihm entwickelten komparatistischen Wissenslinie. Dr. Hahnwald wurde an keine fremde Universität berufen, was die Voraussetzung gewesen wäre für eine Festanstellung an der eigenen. Nicht weil es der herrschenden Mode entsprach, sondern weil sie sich tatsächlich für mittelalterliche Texte interessierte, die nur an der Peripherie Europas, in Island und Norwegen, bewahrt wurden, stürzte sie sich auf nordische Mythen und Märchen. Ehe hier die Saat ihrer Forschungen aufgehen konnte (sie hoffte auf eine zweite oder dritte Reichsuniversität neben Strassburg, die Bedarf an frischen Kräften für

Forschung und Lehre hätte), sah sie sich jetzt umrundet von Truppen eines fremden Landes. Da kam ihr zugute, dass sie aus schierer Gründlichkeit an ihren komparatistischen, lange Zeit nicht wettbewerbsfähigen «Grabungen» festgehalten hatte. Sie hatte sich mit den Märchen der Brüder Grimm und deren Quellen befasst. Und es war in Forschungskreisen bis dahin nicht bekannt gewesen, dass die Frau Hassenpflug, eine derjenigen, die den Brüdern Grimm die Märchen berichtet hatte, hugenottischer Abstammung war. Dasselbe galt für die Abkunft der «Viehmännin», der Frau, welche die meisten Märchen beigetragen hatte. Auch sie kam aus Frankreich. Das deutete auf einen Tunnel, durch den geistige Konterbande unter dem Rhein hindurch (trotz der Hassmauer zwischen Frankreich und Deutschland) ausgetauscht worden war, und zwar durch mündliche Überlieferung von Urgrossmüttern bis zu den Kindern. An diesem Flussbett oder Tunnel, so formulierte es Dr. Hahnwald, hatten die Brüder Grimm sich aufgestellt. Wäre erst die Universität durch die Besatzungsmacht wiedereröffnet, so wäre sie, Dr. Hahnwald, durch ihre Indogermanenforschung, die ihr falsch ausgelegt werden konnte (und in einer Publikation von 1944 dokumentiert vorlag), zwar belastet, aber andererseits durch die Trouvaille, dass zahlreiche als deutsch geltende Märchen eine französische Quelle haben, aus der Masse der Bewerber um eine Lehrstelle herausgehoben. Dr. Hahnwald hatte nie die Absicht, sich «anzupassen». Immer wollte sie lehren.

«In den Brunnen gefallen»

In der Wildensteiner Runde referierte eine junge Romanistin (mit Sondergenehmigung für den studentischen Austausch), Französin aus jenem Teil der Seelapen, der noch bis vor wenigen Tagen von deutschen Kräften besetzt gewesen war, über HANS IM GLÜCK. Der junge Mann ist ausgesandt, sein Glück zu machen, und hat durch exzessive Arbeit am Ende einen KLUMPEN GOLD erworben. Dafür kann er eintauschen,

«Die Armut»

was sein Herz begehrt. Der Schatz wird aber, fährt die attraktive Referentin fort (dem Zuhörerkreis hat sich auch Martin Heidegger zugesellt), bei Rückkehr ins Dorf alle Beziehungsverhältnisse stören. Der junge Mann verliert deshalb konsequent auf seinem Weg nach Hause dieses «Unnötige», das ihm bei den Seinen Not verschaffen würde. Das Gold tauscht sich in ein schlechtes Pferd, ein Schwein, einen Stein und dieser fällt in den Brunnen. So ist dem von der Mutter Ausgesandten der wichtigste Wunsch erfüllt, der ihm selbst bis dahin verborgen war: ohne hinderliches Gepäck zur Mutter zurückzugelangen. Die heisst ihn willkommen. Die Referentin machte darauf aufmerksam, dass diese Szene, wie Hans im Glück von der Mutter empfangen wird, in der Ausgabe der Brüder Grimm nicht erwähnt wird, in zwei Versionen, überliefert aus Orten an den Abhängen der Pyrenäen, dagegen die Hauptsache bildet.

«Die Armut»

Zu einem geplanten Vortrag über Hölderlins Leitwort: «Es konzentriert sich bei uns alles auf's Geistige, wir sind arm geworden, um reich zu werden», notierte Heidegger am 30. April Stichworte:

«Was heisst ‚arm‘? [...] Armut ist ein Nicht-Haben und zwar ein Entbehren des Nötigen. Reichtum ist ein Nicht-Entbehren des Nötigen, ein Haben über das Nötige hinaus. [...] Wahrhaft arm seyn besagt: so seyn, dass wir nichts entbehren, es sei denn das Unnötige.»

«Aber was ist das Unnötige? [...] Was heisst nötig? [...] Das Wesen der Not ist nach der Grundbedeutung des Wortes der Zwang. [...] Das Unnötige ist das, was nicht aus der Not kommt, d.h. nicht aus dem Zwang, sondern aus dem Freien.»

Das Freie, so setzte er, ohne es niederzuschreiben, den Gedankengang fort, ist nach unserer ältesten Sprache das Unverletzte, das Geschonte, das, was nicht in einen Nutzen genommen wird. Es erschöpft sich keineswegs im Negativen des Nicht-Anrührens oder Nutzlosen. Das Befreite ist das vor dem Zwang der Not Bewahrte, das in sein Wesen Gelassene. Er schrieb auf: «Wenn wir das Wesen von Freiheit und Notwendigkeit also denken, dann ist die Notwendigkeit keineswegs, wie alle Metaphysik meint, das Gegenteil der Freiheit, sondern einzig die Freiheit ist in sich die Not-Wendigkeit.»

Die wendig gewordene Not. Stille Unruhe, trauernde Freude, nie arm genug zu sein. Inzwischen waren der Paläontologe und eine der Studentinnen hinzugetreten. Das unterbrach Heideggers Gedankenbahn längst nicht. Und statt mit sich selbst und dem von ihm Aufgeschrieben zu sprechen, sprach er jetzt weiter zu diesen Gästen. Magere Jahre stehen bevor. Heidegger suchte den Verfall der Aussichten darzustellen. Die Gefahr der Hungersnot, sagte er, ohne auf Fragen zu warten, auf das Ganze und Eigentliche des abendländischen Geschickes gesehen, liegt nicht darin, dass vielleicht viele Menschen umkommen, sondern darin, dass diejenigen, die durchkommen, nur noch leben, damit sie leben. Ist das nicht genug? fragte eine Studentin. Der Paläontologe unterstützte sie. Es gebe Ketten des Lebens über mehr als 40'000 Jahre hinweg, die doch Respekt verdienen. An solche Ketten schliesse man sich in diesen Tagen an. In einem der Radiokommentare hatte Heidegger am Morgen den Satz gehört, dass Mitteleuropa nunmehr dem Bolschewismus anheimfalle. Das, sagte er, könne nur gelten, wenn wir das, was unter dem ungemässen Namen «Kommunismus» als Geschick der geschichtlichen Welt bevorstehe, nicht durch Armut unterliefen. Er notierte: «Im Arm-seyn wird der Kommunismus nicht vermieden und umgangen, er wird in sein Wesen überholt.» Einen Moment lang sah der Paläontologe, der das bereits Notierte mitlas, die politische Dimension dieses Tages: **GEN DEN BOLSCHEWISMUS HILFT NUR DER KOMMUNISMUS, WENN DIESER AUF SEINEN BEGRIFF KOMMT.**

Die Zeitlichkeit des Hoffens

Der Paläontologe gehörte zur philosophischen Fakultät. Er hatte in den Vorjahren auf der Schwäbischen Alb Grabungen durchgeführt. Stets entlang des Wegs, den sich der Ister (die Donau) durch das Kalkgebirge gebissen hatte. Es war gar nicht selbstverständlich, dass der Strom, noch so mager wie hier, die Kraft haben würde, zum Schwarzen Meer zu gelangen. Die Wasser hätten sich, wäre die Bahnung durch die Schwäbische Alb nicht gelungen, nach Westen zum Rhein hin bewegt. In seinen Schriften hatte der Paläontologe die wertvollsten Erkenntnisse seiner Grabungen, die sich vor allem auf die Höhlen und unterirdischen Seen bei Blaubeuren bezogen, nicht publizieren können. Denn nie zeigte sich etwas Indogermanisches oder gar Germanisches in seinen Befunden. Sie hätten ja dann von Zeiten zeugen müssen, die nicht älter als 3'000 Jahre waren.

Der Forscher hatte Gegenstände ausgegraben, Artefakte, die Musikinstrumente zu sein schienen. Auch Werkzeuge von keineswegs primitiver Funktion. Das waren Lebenszeichen von Vorfahren, die von Südosten die Donau herauf vor 40'000 Jahren eingewandert waren. Etwa 15 Kilometer pro Generation waren sie mitsamt den Gegenständen und den Angehörigen, die sie umgaben, also mit ihren «Sitzen», gewandert. Der Umgang mit solcher Vorstufe, zu der sich spätere Eroberervölker, einschliesslich der nordischen, wohl als Barbaren verhalten hatten, war jetzt für weltweite Veröffentlichungen offen. Angesichts der authentischen Vorfahren aus so langer Zeit waren rassische Gegensätze zwischen Semiten und Indogermanen mit Gewissheit unwesentlich. Der Ausgräber konferierte, oft flüsternd, weil er eine Halsentzündung hatte, mit Martin Heidegger, dessen Autorität er für ein Vorwort gewinnen wollte. Im Kopf des Paläontologen Pläne wie nie zuvor. Heidegger sollte, bat er, seine Aussage paraphrasieren: «Das Seiende, das wir je selbst sind, ist ontologisch das Fernste.» Ferner als 40'000 Jahre in der Zeit zurück könne man durch Graben nicht denken.

Das Donautal aus der Vogelschau.

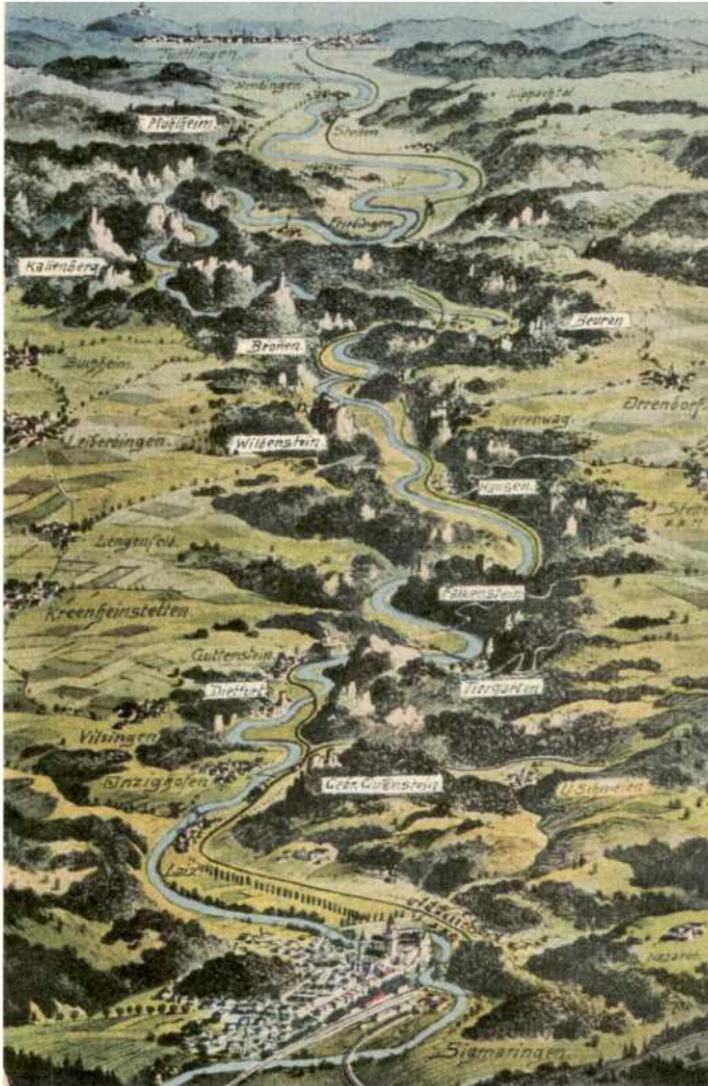


Abb. 22: Karte Oberes Donautal mit Burg Wildenstein links im Bild.

12

Reinhard Jirgl

Schatten Gestalten 2.

Vor das Licht

Teile A bis F

221

Schatten Gestalten 2. Vor das Licht

Zur Erinnerung an G. Kl.

A. Im Anfang

Irgendwo in Polen. Ausgehender Winter 1945. 0^{er} 16jährige Wolfgang H., von einer deutschstämmigen Familie aus Ostpreussen all-1 übriggeblieben (seine Verwandten waren nach dem-Einmarsch der-Roten-Armee am 21. Oktober 1944 & folgender Besetzung gesamt=Ostpreussens durch Sowjetische Truppen vom-entfesselten-Pöbel gelyncht worden), ist seither Auf-der-Flucht & sucht Anschluss an übrige Flüchtlingstrex, die, anfällig für jede=Willkür, langsam & allen Bedrohungen durch Militär & Einheimische auszuweichen suchen, daher in Schleifen im Zickzack!Nach=Westen in Richtung auf die Oder unterwegs sind. Zerren schieben Karren Fuhrwerke Leiter- & Kinderwagen, Menschen beladen wie Vieh, schleppen Koffer Säcke Matratzen Kisten voll mit hab-Seeeligkeiten, ihre Kla-Motten zerrissen vom Winter & stinkend von Schweiss Hunger Krankheiten & Todes=Angst, an=diesen-Gestalten haftend wie ihre Schatten. Doch auch innerhalb dieser Horden Verjagter duldet man den Jungen, den elternlosen Fremdling niemals lange – *Fremde Leut schnell gereut!* –; der Junge mit dem leuchtend blonden Haarschopf muss sich=all-1 durchschlagen. Wenn möglich, dann meidet er die Freienfeldschaften – die unbesiedelten Gemarken & Wälder (hier wie im-Mittelalter die-Wegelagerer). Den über-die-Lande ziehenden Haufen Volx schliesst der Junge sich im-gewissen-Abstand an, so dass er fern=genug von den-Anderen bleibt u ihn Niemand verjagen will wie nen rühdigen Hund. Leben's Mittel-Klau & mit andern kleinen Dieberein kann er überstehen. Manchmal Prügel od Man beraubt ihn seines Raubes. Und wieder Prügel, wenn er Denstärkeren sein=Fressen nicht hergeben will. Schläge & Blut. Besser Blut weg als Fressen, Blut wächst nach.

In den polnischen Ortschaften & kleinen Städten, die der Junge passiert, lehnen oftmals aus den Fensterluken Weiber heraus, rufen & pfeifen

nach dem leuchtendblonden Jungen: *-!Hodch tij gori !padowitsch* (Komm hoch ficken) & machen ideutige Gesten. Der Junge=in-jenem-Alter wo *!padowitsch* immer Mittelpunkt-der-Welt, schielt hinauf: die Münder dieser Frau zeigen das-Lächeln von Gespenstern, die Gesichter grell wie schäbige Kneipenschilder –; der Junge schleicht davon, will nicht bezahlen müssen mit seinem Jungen-Fleisch die Rechnungen=der-Alten vor ihm. Und weiter. Weiter über-Landstrassen. An den Rändern &: in den moddrigen Gräben od mitten auf dem Pflaster niedergewalzte Kadaver Menschen Tiere, zertrümmerte Wagen, Koffer sperren ihre Mäuler weit, zerrissenes Bettzeug schneit Federn über die Leichen – russische Panzer malnten auf ihrem=Weg-zur-Front die Flüchtlingstrex nieder die Ihnen in den Weg kamen. Bisweilen erheben die Indendreck plattgewalzten Toten ihre zerkwetschten Rumpfe u Schädel, sobald ein weiteres Militärfahrzeug drüberfährt. Dann geraten die-Leichenfelder in zuckendes Schein-Leben Fliegen, böses metallisches Summen, Aasgestank steht, die süssklebrigen Nebelblöcke Grossen Elends. Und weiter, an Vielentoten vorüber des Jungen Weg –. Je weiter gen-Westen an die Oder er vorankommt, desto wirrer, dichter, zusammgepresster Diemassen=Flüchtlinge, Treibholz in Denflutschwemmen Eines-kriegs an einem Staudamm. – In der Nähe von Küstrin, im April 1945 eingetroffen, noch vor Anbruch 1 Tags, will der Junge, ungesehen von umherstreifenden Militärpatrouillen & polnischer Miliz, über die Oder – bis ins sowjetisch besetzte Berlin. Dort weiss er von Verwandten seiner Eltern, in Treptow. –

Berlin, rauchende Krater fauchen Schüsse Tod aus Granaten, stinkt nach brennender Luft, Einheulen & Bersten rammt gegen den massigen Gestank Deskriegs aus allen Kellern allen Häuserresten – die Spree ein teeriger Leichenfluss. Die Verwandten in Treptow – ausgebombt, das Haus 1 Ruine –, sie haben sich in-Richtung=Westen abgesetzt, sagen Nachbarn, die im heissen Schutt wühlen & bei denen der Junge sich erkundigt. Nun ist er noch=immer all-1, in Berlin, dem grössten Ort des Todes. – Der Junge vergräbt sich in einem Kellerloch. Krümmt sich zusammen. Harrt aus. Er will nicht sterben. Weiter fliehen=nach-Westen,

den Verwandten (die er kaum kennt) hinterher, will er auch nicht. An dem morgens wälzt er Schutt vom Eingang fort, der nachts herunterstürzte, kriecht aus der Kellerhöhle, streunt umher in den schon von Russen eroberten Stadtbezirken. Hier glühen noch die Krieg's Feuer, der aufgebrochene Kadaver einer Stadt schimmert in Fleischesfarben Rot&grau, während im=Zentrum Berlins riesige Metallfäuste=Granaten dreinschlagen auf Reichskanzlei & Führerhauptquartier. Es ist nun Ende April, wenn die Qualmgebirge über der Stadt sich lichten, leuchtet ein strahlender Frühjahrshimmel sein mildfrisches Blau in die steinerne Wüste. Wolfgang H. sucht Anschluss bei andern Va=Gierern, wird verschiedentlich von Militärstreifen aufgegriffen, mehrmals rettet ihn Zufall vorm Kurzenprozess

Schatten Gestalten 2. *Vor das Licht* **B. Interludium: Beim=Staat**

Wolfgang H., vom Nachkrieg eingefangen, weiss, im=Frieden's Boxkampf müssen andere Bandagen her: Die neuen, vom Sowjetischen Oberkommando igesetzten deutschen Behörden, suchen für die ebenfalls neu gegründeten Polizeibataillone Personal, nicht leicht zu finden wenn Derkrieg brauch-bare Männer ausgerottet hat. Der Junge, Wolfgang H. mit seinen 16 Jahren, kommt hierfür gerade=recht: Er tritt «freiwillig» bei der Kasernierten Bereitschaftspolizei, Vorläufer der KaVauPe. Eine saubere blaue Uniform trägt er jetzt, schläft, gewaschen & das blonde Haar stoppelkurz geschnitten, in der-Kaserne seit PWievielemonaten zum 1. Mal wieder in i=eigenen-Bett, wenn auch im=Doppelstock & in einem Saal mit 11 anderen Leuten. Seine «Kameraden» (die jetzt «Genossen» heissen), viel ältere Männer als er, ignorieren den-Pimpf (wie sie ihn noch=immer nennen), beim-Saufen aber lassen sie ihn in=Ihre-Runde, weil er die meisten Lagen «organisiert», um An-Erkennung zu finden bei den-Alten. So vergeht kein Tag, an dem der Junge nicht stürz voll auf die durchgelegene Matratze mit der krätzigen Wolldecke fällt.

Saufen & Dienst, Dienst & Saufen. Die-Vorgesetzten verschliessen ihre=Augen&ohren, Jedermann, auch ein besoffener Jedermann, wird hier gebraucht. Ein Mal jedoch können Sie ihre=Augen nicht mehr verschliessen: Wolfgang H., voll in voller Polizistenmontur, steigt in die inzwischen wieder fahrbereite S-Bahn der Ringlinie, schläft ein & fährt, werweiss wielange, im-Kreis-rum durch die Stadt, bis er in einer der Westalliierten Zonen aus dem Zug geholt, verhaftet & den-Ostbehörden überstellt wird. Entlassung aus dem-Polizeidienst, Jugendstrafe: Arbeitslager – Ruinen&schuttberge wegräumen. Gegenden, die er einst durchstreifte auf seinen Dieb's Zügen, Verstecke für Waren & sich, schaffen nun seine eigenen Hände ab. – Bei dieser Maloche=Sechzehnstundentäglich unterm Gebrüll der-Auf=Seher kehrt zum i. Mal etwas wie Besinnung in den Jungen ein. Und während er Mauer&schuttbrocken mit blossen Händen wuchtet, sieht er sich=selber zu; sieht sich wie 1 Automat Bewegungen ausführen ohne erkennbare Wirkung (denn zerstürzte Häuser scheinen Vielmehrsteine zu haben als ganzgebliebne) – erinnert Mal-um-Mal seine Flucht aus Ostpreussen durch Polen über die Oder – als sei ihm an jeder Station die Haut vom Körper gerissen und immerwieder ist dieselbe Haut nachgewachsen & liess ihn tun was er tat: *Ich muss !raus aus dieser Haut.* Das steht fest=für-ihn in-dem-Moment, als ein Zementbrocken auf seine Füße stürzt, er taumelt, fällt, es wird ihm Schwarz vor Augen. Danach für-Wochen in der Krankenstation im=Jugendknast.

Dieschrecknisse die er bislang hatte mitansehen müssen, zerbrechen nicht seine Augen. Scheinbar teilnahmslos blicken allzeit die kleinen blassgrauen Murmelaugen aus dem runden Gesicht. Dieschrecknisse von Toten & Lebendigen zehren nicht von seinem-Blick, Sie fressen von seinem Willen, zerhacken mit ihren Geierschnäbeln den-inneren-Mann, der er hätt werden solln, u: bannen=ihn=fest=im-Jungen=Haften, seinem=Physiognomischen-Punkt: 16 Jahre, Auflebensezeit.

Schatten Gestalten 2. *Vor das Licht*

C. Ein Freund, ein guter Freund

Nach seiner Entlassung aus dem-Jugendknast verschwindet Wolfgang H. nach West-Berlin in die amerikanische Besatzungszone. Hier, in 1 Kneipe in der Potsdamer Strasse, lernt er Helmut D. kennen: Gastwirt – ihm gehört die Schenke mit dem zum Hausrest passenden Namen «Zum Trümmereck» – & Hehler von «umverteilten Waren» sowie (heimlicher) Zuhälter; Helmut D. hat, wie es heisst, 2 Pferdchen-zu-laufen. Helmut D. ist Anfang 20, von robuster Statur, sogar etwas feist, über 1-85 gross, er hat Imkrieg Eltern u seine beiden Brüder verloren; ein-Mann=der-sich-immer-zu-helfen-weiss, der die-Dinge selbst=in-die-Hände-nimmt & sich holt was er braucht; – in=Allem das Gegenteil zu Wolfgang H. Seit ihrer 1. Begegnung im knasterblauen Schankraum verbindet die Beiden eine selten spriessende Pflanze: Freundschaft, die ihre Wurzeln ausbreiten kann. Wobei der Ältere, Helmut, den Jüngeren, Wolfgang (eher kleinwüchsig, kaum 1-70), wie Ein Grosser Bruder den kleinen Bruder führt & beschützt. Nun hat der stämmige Gastwirt Helmut D. für zwei seiner toten 1 lebendigen Bruder zurückbekommen. Diese Freundschaft zwischen den beiden so verschiedenen Männern, in der kümmerlichen Eckkneipe in | Ruine gepflanzt, wird beider-Leben=lang halten. Als Helmut D. das-Pflaster in der Potsdamer zu heiss wird (er hat sich mit etlicher Schmuggelware «etwas überhoben»), türmt er von=i-Moment-auf-den-andern vor der anrückenden *Schmiere* in die-Russen-Zone; – in der Kneipe am Tresen bleiben noch nicht zuende gezapfte Biere, die Zigaretten verrauchen im Ascher, Skatkarten über die Tischplatte verstreut & das Radio doodelt Nachkrieg's Schlagermusik; Helmut D., & in seinem Tross Wolfgang H., sind durch den Keller ab=In-den-Ostsektor, zwei Freunde=in-Allenleben's Lagen. In Ost-Berlin, im ehemaligen Scheunenviertel, ist auf-Geheiss der sowjetischen Kulturbehörde auch das zerbombte, ausgebrannte Theater Volksbühne – wie 1 hohler Zahn ragten die grauen Gemäuer hoch, wäh-

rend das gesamte Bühnenhaus mit der Dachkuppel herabgestürzt war – wieder aufgebaut & der-Spiel=Be-Trieb aufgenommen worden. Für die Gastronomie des-Hauses suchte Man 1 Bewirtschaftung, Helmut D. kam gerade=recht. Er tat auch hier, was er in der Potsdamer=Drüben getan hat, nur seine z Pferdchen ist er losgeworden. Helmut D. gehört zu jenen Männern, die man stets für Den-Chef hält, selbst wenn er vor dem wirklichen Scheff als Untergebener steht. Und so verhilft er seinem Freund Wolfgang H. (ohne Berufsausbildung) an diesem Theater zur Anstellung als Kleindarsteller mit festem Arbeitsvertrag & 1kommen. Durch Vermittlung der-Theaterleitung bekommt Wolfgang H. zudem 1 Hinterhofwohnung (1 Zi. im 2. Stock, Klo & fließend Wasser im Keller) in der Stargarder Strasse zugewiesen. Abends, nach den Vorstellungen, sitzt Wolfgang H. im Salon od in der Theaterkantine, trinkt Bier & Schnaps, und nach Schankschluss setzt sich der Kneiper Helmut D. zu ihm an den Tisch, sie rauchen, trinken, reden hin&wieder 1 bisschen – so gehen die-Jahre dahin –.

Aus der S.B.Z. ward der Staat DeDeR – im Dauerschachttourier gegen die-Westmächte droht dieser DeDeR nach 4 Jahren im Juni 1953 das-Matt; sowjetische Panzer besetzen das-Spielfeld, walzen nieder was Aufstehn will & retten diesen-Staat=DeDeR aus dem-Matt mit dem «russischen Gambit». – Einemauer & Wälder aus Stacheldraht durchtrennen 8 Jahre später die langsam aus Ruinen auferstehende Stadt Berlin – der Zeissig aus dem-Politbüro der-eSEhDeh singt das Lied vom Zerkwätschen Allergegner=am:Betton=Diesermauer – Schüsse an Der-grenze zerfetzen die Lüfte, der 1. Tote 1 Flüchtling von Berlin nach Berlin – russische u: amerikanische Panzer fahren gegen:ein:ander an der Demarkationslinie Kochstrasse auf, bedrohen sich durch martialisch kalte Gesten & plärren heisse Parolen; – Diemauer aber steht, man richtet sich 1, jeder auf seiner Seite. Wolfgang H. u Helmut D. sind Freunde, unzertrennlich. Die-Jahre haben nur ihre Leiber verändert, Wolfgang H. ist klein u rundlich, das einst hellblonde Haar schütter geworden; sein=Physiognomischer-Punkt, der-Junge-von-16-Jahren, ist ihm ge-

blieben, – während Helmut D., noch=immer Gastwirt + Bühneninspizient seit=einigen-Jahren, einen stattlichen Bierbauch, einen Panzer aus Fleisch&fett gegen den Grobenrest seiner Welt, vor=sich trägt. Auf den Strassen, auf ihren Wegen zu & von den-Kneipen hat sich zwischen beiden Männern 1 Marschordnung eingestellt: Voran, den Bierbauch rausgestreckt, Helmut D., hinter ihm trabend Wolfgang H. Beide reden niemals viel mit=einander, dafür trinken sie=gemeinsam & verständigen sich durch Gesten Schweigen & Blicke.

Schatten Gestalten 2. *Vor das Licht* D. Eine Himmel's Macht in Der-Hölle=Auferden

Die Grenze zwischen Polen u: der DeDeR ist offen, ohne Visum od Passierschein gelangt man her & hinüber – viele Polen bereisen Berlin, jede Art von Handel spriesst rasch aus dem kargen unbegüterten Boden Ost-Berlins. Helmut D. (schon 47 Jahre alt) verliebt sich in 1 junge Polin (fast 20 Jahre jünger als Helmut), aber er versteht kein Polnisch. Jetzt kann Wolfgang H. (seiner Herkunft aus Ostpreussen zufolge) Dem Freund zum 1. Mal in seinem Leben behilflich sein, er vermittelt zwischen Beiden was der-Worte bedarf. Helmut D. & die junge Polin Vera heiraten wenig später. – Helmut D. hat seine=Beziehungen-im-Theater auch bis zur Leitung ausbauen können, denn ins=geheim hält er Die Bank bei illegalen Pokerpartien in der Kantine=im-Keller, allnächtlich nach den-Vorstellungen (manch Führender-Kopf des-Theaters könnte kopflos werden, denn er steht tief=in-der-Kreide bei Der Bank (Helmut D.) nach diesen=Nächten Pokerspiel.....). So verhilft er seiner jungen Frau Vera zur Anstellung in der Theaterkantine. Am Verhältnis Helmut – Wolfgang ändert sich durch diese Ehe nichts, nur trinken sie jetzt zu-dritt.

Vera hat ihre polnische Staat's Bürgerschaft & damit ihren=Pass behalten dürfen, dh. sie kann, unter-gewissen-Voraussetzungen, beliebig in=den-Westen reisen. Sie geht öfters abends nach West-Berlin & kehrt

erst am nächsten Morgen von=Dort wieder zurück. Ein inzwischen be-renteter ehemaliger Bühnenarbeiter, der nun ebenfalls nach=West-Berlin reisen darf & wieder zurück, hat die Polin Vera dort in der Potsdamer Strasse Auf-dem-Strich gesehen –. Er hat ihr hoch&heilig versprechen müssen, Niemandem davon zu erzählen, also weiss am nächsten Tag das-ganze=Theater von Dieser Geschichte. Helmut D. trifft Das wie Einschlag, er bricht innerlich zusammen, der Himmel stürzt mit seiner All=Macht auf ihn & stösst ihn in Seine=Hölle hinab. Jammernd & klagend wie niemals zuvor ist er an seiner Theke der-beste-Kunde; Wolfgang H. sitzt immer bei=seinem=Freund, statt 1 Wortes bläst er biswei-len die Backen dick & prustet lange ab. Soviel weiss er über Die-Liebe, diese Himmel's Macht, zu sagen. – Sobald Vera zurückkehrt in Helmut's Wohnung: Streit Geschrei & Prügel. Vielgeschirr geht zu Bruch. Als Vera 1 abends vor Beginn der-Theatervorstellung im=Vollrausch durch die in ihre Abendgarderoben gehüllten Theaterbesucher durchs Foyer rennt, nackt & schreiend, ist die Trennung von Helmut perfekt; am nächsten Tag wird sie vom Kaderleiter fristlos entlassen. Aber Vera ist längst nicht mehr da, sie hat sich abgesetzt nach West-Berlin, dorthin kann ihr Helmut D. mit seinen Vor=Würfen&schlägen nicht folgen. Der stattliche Mann verliert an Statur, sieht kränklich aus, im Gesicht apoplektisch, das Haar klebt ihm in Strähnen fest=an der schweissnassen Stirn. Und Wolfgang H. sitzt neben ihm, macht die Backen dick, aber das ist kein Hohn, er weiss nur Nichts zu sagen, also sagt er Nichts.

Schatten Gestalten 2. Vor das Licht ***E. Was zu lange währte muss sich wenden***

Sofort nach Öffnung Der-Mauer – nein, Sie wurde nicht eigentlich geöffnet, Sie wurde unterspült von Schwemmfluten=Menschen aus Ost & dem-Skythensinn=der-Funktionäre die in-Höchster-not ihre=Sklaven auf den-Gegner losliessen um Chaos zu stiften, & sie=selbst, jene Funk-

tionäre, zerfielen jetzt wie Mumien die nach Tausendenjahren Behütet=Sein im=Schrein ihrer Pyramiden, plötzlich vom Hartenlichtbrand & Demsturmwind-der=wirklichen-Zeit davongeweht wurden wie lige Hände voll greisen Staubs – noch am-Abend des 9. November 1989 sucht Helmut D. (inzwischen 64) die Polin Vera in West-Berlin, findet sie sogleich in seiner=Altenegegend Potsdamer Strasse. Er will sie zu=sich zurückholen; – all=seine Bitten über-die-Jahre vergebens.

6 Jahre später fällt Helmut D. plötzlich eine U-Bahntreppe hinab: Tod durch Herz-Stillstand. 199 5: Jetzt ist Wolfgang H. zum 1. Mal seit beinahe 50 Jahren wieder all-1.

Er sitzt, wie=Früher, allabendlich in der Theaterkantine & säuft still vor sich hin. Er säuft indes nicht mehr als Früher. Oft bleibt er am Tisch all-1, denn reden mag er mit niemandem u: niemand mit ihm. Der neue Personalchef des Theaters hat ihn wegen seiner Trunksucht zu entlassen gesucht. Jetzt, Ohnebeistand seines Altenfreundes, weiss Wolfgang H. sich nicht zu wehren, ist zeitlebens – Dievielenjahre im-behütenden=Schatten Desfreundes – dahergetrabt 1 Weg, von dem er annehmen musste, das sei für=ihn Der-Rechte-Weg. Sobald Hindernisse diesen Weg versperrten, hielt er an, – wartete. Denn Zeit ist wie Salzsäure, zerfrisst jedes Ding & oftmals auch ein Hindernis. Gegen Eisenfäuste menschlicher=Gemeinheit aber hat Wolfgang H. nur Kinderhände.

Eine bekannte Schauspielerin (die auch Regie führt am Theater) verschafft Wolfgang H. in ihrer=Inszenierung eines irischen Possenstück eine, wie sie hervorhebt, !Tragende-Nebenrolle als «Ein Trinker» mit stets demselben Bühnen-Satz: «Gottes Segen auf dieses Haus!», woraufhin er 1 Kreidestrich auf der Schuldentafel des Wirts zu machen hat. Die Bühnenkleidung für Wolfgang H.=in-diesem-Stück – grober Filz & dicke Schuhe – ähnelt verblüffend Wolfgang H.s Kleidung einst auf seiner=Flucht aus Ostpreussen. – Der Personalchef, der von Verwaltung viel, von Theater nichts versteht, beugt sich der bekannten Schauspielerin; Wolfgang H. darf bleiben was er ist, «Ein Trinker» & klein Darsteller am=Theater.

Schatten Gestalten 2. *Vor das Licht*

F. wie Finale

Bei 1 Beleuchtungsprobe für eine neue Inszenierung, einige Kleindarsteller müssen auf der Bühne für die echten Schauspieler posieren, sagt der Regissör zu Wolfgang H.: -!Kommen Sie doch bitte 1 Schritt !vor das Licht, die Szene spielt bei Tagesanbruch. – Wolfgang H. tritt, folgsam=wie=immer, 1 Schritt nach vorn an die Bühnenrampe, vors Licht geführt und fällt zu=Boden. Alle glauben, er sei wiederum zu betrunken. Doch Wolfgang H. ist nicht betrunken, nicht mehr als sonst, er liegt dicht an der Bühnenkante, rührt sich nicht mehr. Was ihm Leben war, nun hat ers hinter sich.

1 Frau, 1 erlernten Beruf hatte er niemals gehabt. Aber er hatte immer zu trinken und Fünzfzichjahrelang Einen wahren Freund; viele-Menschen haben viel weniger. – Die Inszenierung, bei deren Probe ein klein Darsteller verstarb, kam nicht bis zur Premiere, das-Stück wurde wegen *Künstlerischer Streitigkeit* zwischen Regissör u: Schau-Spielern vom Probenplan des Theaters gestrichen.

13

Ich, der letzte Nationalsozialist in Kabul

Ich, der letzte Nationalsozialist in Kabul	235
Ein Baustein für das Vierte Reich	237
Der Tunnel nach Leuthen	238
Ein kämpferischer Haufen	239
Restewirtschaft	240
Rundfunkarbeit der letzten Stunde	240
Gruppenfoto mit Kapitulant	241
Eine misslungene Kapitulation	243
Episode bei Eitting. Gefangengenommen mitsamt ihren Gefangenen	244
Kapitulation zu ungewöhnlichen Zeitpunkten	245
Beisshemmung bei Wölfen	246
Misslungene Kapitulation der letzten Getreuen von Antonius und Kleopatra	246
Sichere Gefangenschaft, ein unsicherer Status	247
«Über die Frage, ob der Kommandant einer belagerten Festung zu Kapitulationsverhandlungen heraus- kommen soll»	248
«Ich bette meinen Kopf auf Schrauben, bis alle Brücken auseinanderfetzen»	249
Übergabe einer Stadt	252
Der Form nach unprofessionelle, dem Inhalt nach erfolgreiche Kapitulation	253
Lebensrettende Nachricht an den Feind	255

Die Notversorgung von Schachanlagen kennt keine Fronten	256
Erschöpft, wie wir waren	257
Zur Ruhe gekommen	258
Verwüstete Jugend. HJ-Gebietsführer Friedrich Grupe berichtet	260
Reinschrift auf lateinischer Grundlage	262
Netzwerk der Treue	265
Die Treuemaschine	266
Nächtliches Bekenntnis	267
Aufführung eines Theaterstücks	270
Allseitiger Kameradenverrat	271
Hass ohne Ansehung der Person	272
«Finsternis im Kopf der Täter»	273
Unheimlichkeit der Requisiten	274
Untreue, Opfertod	275
«Wenn ich Dich seh', da muss ich weinen»	276
«Ich selber vertraue mich unschwer den anderen auf Treu und Glauben an»	277
Ungeschickter Sprung	278
«Mourir pour Danzig»: Niemand will für Danzig sterben	279
«Sehe ich ein Oberhaupt, stelle ich mir sein Aus-Sehen vor Ohnehaupt»	280
Neuer Zweck für altes Grundstück	281

Sie war eine Frau von 30 Jahren. Eine Reporterin, die als begabt galt. Eigentlich wollte sie in diesem Jahr sich auf Syrien konzentrieren. Dass ihre Freundin, eine britische Reporterin, durch gezieltes Artilleriefeuer umgebracht worden war, hatte sie erregt. Wir können nicht hinnehmen, dass Öffentlichkeitsmacher eingeschüchtert werden. In der Grenzregion zwischen Syrien und Libanon hatte sie Kontakte geknüpft, die Dreharbeiten möglich machten. Dann aber hatte ihr Vorgesetzter im Sender sie eingeteilt für die grosse Dokumentation zum siebzigsten Jahrestag des Kriegsendes. Alle Fernsehanstalten wetteiferten auf diesen Termin hin und planten Produktionen zwei Jahre im Voraus. Wieso ist etwas aktuell, fragte die Filmemacherin, nur weil es siebzig Jahre her ist. Der Chef beharrte auf seinem Entschluss. Krise mit ihrer Tochter. Trennung von ihrem Lebensgefährten. Krebsverdacht bei Routineuntersuchung. Was sollte sie das Ende des Dritten Reichs interessieren?

Später wurde sie vom Krebsverdacht freigesprochen. Erleichtert entschloss sie sich zum Gehorsam. Die Fahrt ins Bürgerkriegsgebiet im Nahen Osten hätte ihr niemand bezahlt (auch waren die Versicherungen inzwischen unerschwinglich). Wieder bin ich, sagte sie sich, für 40 Wochen meines endlichen Lebens an eine Aufgabe gebunden, die ich nicht als zentral empfinde.

Der Vorgesetzte lockte sie mit der Idee, dass sie ein Porträt rechtsradikaler Gewalttäter einfügen könne. So sehe sie das nicht, antwortete sie. Sie bezweifle, dass diese Täter tatsächlich (und nicht nur eingebildeterweise) eine Verbindung mit den letzten Tagen des Nationalsozialismus besäßen. Es liege dem Vorhaben ein falscher Aktualitätsbegriff zugrunde. Man hätte sich früher, nicht erst nach siebzig Jahren, mit dem Kriegsende befassen sollen. Wir Dokumentaristen müssen die Jubiläen in die Zukunft verlegen, sagte sie. Rückblick von 2040 aus: Was

verhinderte im Jahr 2014, dass Wüstenstrom nach Europa fließt? Wie sieht im Blick einer Heranwachsenden von 2034 die Gegenwart von 2014 aus? Der Chef blieb unbelehrbar.

Ich, der letzte Nationalsozialist in Kabul

Man nennt mich den letzten Nationalsozialisten vor Ort. Das bezieht sich auf den Bereich der Schweizer Gesandtschaft hier in Kabul, die uns Legationsräte und Mitarbeiter der ehemaligen deutschen Botschaft beherbergt (und gegenüber dem afghanischen Aussenministerium die Belange unseres Landes, wie wir sie formulieren, vertritt). Ich bin nicht nur das einzige Parteimitglied, das übrigblieb, ich leite auch weiterhin die politischen Schulungskurse, die wir in diesen Wochen durchführen. Teilnehmer sind inzwischen fast nur noch afghanische Staatsangehörige. Oft kommen die Schüler von weit her. Die eigenen Mitarbeiter im Reichsdienst meiden mich. Das konservative Skelett der deutschen Diplomatie tritt hervor. Es zeigt sich, dass viele, die bis dahin nationalsozialistisch auftraten, keine Nationalsozialisten waren.

Auch ich habe Schwierigkeiten, das in mich gesetzte Vertrauen von Kameraden, die mich in diesen Teil der Welt sandten (fast alle inzwischen gefallen), nicht zu enttäuschen. Ich bemühe mich, in mir die radikale und parteiische Haltung des Nationalsozialisten aufzurufen, wie ich sie in meinen Schulungen lehre. Was ist das aber: ein Nationalsozialist? Es ist nicht so, dass ich an meiner Haltung zweifelte. Oder dass ich in der Not des Reiches und der Partei keine Auswege mehr wüsste. Ich habe schon gedacht: Wenn nur das Ausweichen in das Pamirgebirge übrigbleibt, dann könnten drei oder vier Leute wie ich in Winterausrüstung und mit Waffen aus Kabul nach Nordosten aufbrechen und in einem der Klöster des Wakhangebirges ein VIERTES REICH vorbereiten. Die Wirksamkeit einer Idee hängt nicht davon ab, dass sie anfangs von vielen Genossen vertreten wird.

Bei diesen Gedankengängen oder vielmehr: bei dieser Gemütsprüfung spüre ich, dass ein Nationalsozialist ohne die BEWEGUNG, also ohne den ihn umgebenden (und ihn durchflutenden) NATIONALSOZIALISMUS DER ANDEREN, kein Nationalsozialist sein kann. Dafür genügt nicht der eigene Wille, ich muss von anderen als Nationalsozialist gewollt sein. Führen heisst gewollt werden. Insofern entsteht der National-

sozialist in einem Aktivitätsraum, der nicht identisch ist mit der EINFACHEN WIRKLICHKEIT oder der ERSTEN NATUR. Es müssen Industrie, unabdingbare Aufträge der Vorfahren, also eine VORSEHUNG, hinzutreten, so dass neben jedem Nervenpaar, neben jedem Muskel des Körpers eine zweite, parallele Leitung gelegt ist, welche die nationalsozialistische Zugrichtung bewirkt. Wie die Fäden bei einem Hampelmann? Nein! Vielmehr wie bei einer ZÜCHTUNG. Insofern war der Nationalsozialismus in Deutschland vielleicht falsch plaziert und gehört in ein Raumschiff mit Umlaufbahn um einen fremden Planeten, also in eine KUNSTWELT, so wie auch die Oper *Rienzi* sich nicht auf einer Waldwiese oder im Gebirge inszenieren lässt, sondern die Kulissen eines Theaters und die kollektive Bereitschaft eines Publikums, sich der Handlung und der Musik hinzugeben, voraussetzt.

Ich sehe das Elend der kleinen Theatergruppe unserer Botschaft hier. Vor den Fenstern des Probensaales beobachten britische Agenten, was wir tun. Sie bewachen jeden Schritt, jede Handlung unserer Schweizer Gastgeber und unserer Mitarbeiter. Aus den Proben werden sie vermutlich nicht klug. Wir führen das Stück *Schlageter* auf, aber der Trotz gegen die impertinente Franzosenherrschaft im Ruhrgebiet von 1923, der mich erfasste, als ich das Stück 1934 erstmals sah, will sich jetzt, 1945, nicht mehr einstellen. Nicht hier in Kabul. Wir wollen aber die für Ende Mai geplante Aufführung in der Aula der DEUTSCHEN SCHULE nicht absagen. Noch haben wir in unserer täglichen Sacharbeit überraschende Erfolge. Trotz heftigster Drohungen des britischen Gesandten hat das Aussenministerium in Kabul auf unsere durch den Schweizer Gesandten vorgetragene Forderung hin die Umbenennung von DEUTSCHES REICH in GROSSDEUTSCHES REICH im Namen Afghanistans anerkannt.

Ein Nationalsozialist ist ein «Mann der gemeinsamen Tat». Wird die Tat (die «Bewegung») abgebrochen, kann er, auf sich allein gestellt, kein Nationalsozialist mehr sein. So vermag Othello Desdemona nicht mehr zu erdrosseln, sobald er, durch das Klopfen von Desdemonas Vertrauter, in seinem Rausch gestört, in die Realität zurückkehrt. Er hat den Kon-

takt zu seinem Tatendrang verloren und fällt zurück auf die bloße Verzweiflung, die Trauer, weil er meint Desdemona verloren zu haben. Das macht aus einem Mörder einen schwachen Mann. In meinem Selbstgespräch (oder beim Hadern in meinem Kopf) muss ich an dieser Stelle einrücken, dass ja nun Othello kein Nationalsozialist und als Berberkrieger auch gewiss kein nordischer Typ ist. Auch bildet eine Masse von eifersüchtigen Charakteren keinen Nationalsozialismus. Die Mobilisierung aussergewöhnlicher Energien aber braucht ein Gefäß – wie mein Lehrer Heidegger es formuliert: einen Handlungsraum. Mag die BEWEGUNG eine Illusion oder eine Realität sein, so existiert sie doch nicht als Eis (fest) oder Luft (gasförmig), sondern indem sie FLIESST. Daher will ich schon nichts mehr essen zu den Mahlzeiten. Die Nahrungsmittel und die Waffen für den Ausbruch ins Gebirge liegen wetterfest gepackt da. Es fehlt nur der Wille. Wie ein Fisch, ans Land geschleudert, den Weg zurück ins Nasse nicht mehr bewältigt! Was soll auch, wenn das Reich untergeht, noch Wasser heissen?

Ein Baustein für das Vierte Reich

Ich, Knut Fritzsche, trage längst einen spanischen Namen. Ich bin Rechtsanwalt im Dienste einer vermögenden spanischen Familie. Ich halte mich in diesen Tagen der Niederlage des Deutschen Reiches für einen der wenigen Deutschen, welche die Übersicht behalten. Das erfordert Versenkung in die Geschichte, Aktenkenntnis, Wendigkeit in der Verhandlungsführung. Mir kommt die Einheirat in die obengenannte Familie, die in Caracas lebt, zugute. Noch «gestern» (nämlich im Jahr 1895) wären hier in Venezuela im Ringen um den Bergbau in der Cordillera de Mérida (am Fusse des Pico Bolivar) die USA und England um ein Haar kriegerisch aneinandergeraten. Schiedsrichter in einem solchen Krieg hätte dann Deutschland sein können. Auch das Reich besass Ansprüche auf die genannten Minen. Durch ein Bündnis zwischen Deutschland, USA und England wäre der Frieden in der Welt dauerhaft erhalten geblieben.

Prozesse aus jenen Tagen sind gerichtlich noch nicht abgeschlossen, und wir hoffen, sie zugunsten des Deutschen Reiches, auch wenn die Zeit drängt, zur Entscheidung bringen zu können. Meine Kanzlei ist voll beschäftigt mit Einsprüchen gegen die Beschlagnahme deutscher Vermögen. Wir verbergen die Werte, bis andere Zeiten kommen. So nimmt Grossdeutschlands Verteidigung hier auf der fast entgegengesetzten Achse der Welt ihren Fortgang, auch wenn die Waffen in Europa wohl bald schweigen werden. Dieses herrliche Land war einst für einen Kredit des Kaisers Karl V. an ein deutsches Unternehmen auf ewige Zeiten verpfändet. Noch immer sind Reste dieses Anspruchs rechtshängig, so dass zum Beispiel die Smaragdminen bei Cabimas im Nordwesten – vermittelt über eine Serie von Erbschaften – noch in deutschem Besitz sind, ein Wertobjekt, von dem weder die Briten noch die Amerikaner etwas wissen. Würde je ein Viertes Reich begründet, wäre die Ausbeute dieser Minen ein elementarer Baustein.

Der Tunnel nach Leuthen

Ich interessiere mich für das Leben meines Grossvaters mütterlicherseits, den ich nie kennengelernt habe. Er war 1945 Chef einer Pionierereinheit in der Festung Breslau. Von ihm wird berichtet, er habe ein Tunnelsystem unter dem Rathaus der belagerten Stadt entdeckt und an der Ausräumung und Wiederherstellung dieses Fluchtweges mit seinen Leuten gearbeitet. Der Tunnel sollte bis zum Schlachtfeld von Leuthen führen und sei noch von Friedrich II. für den Fall einer Belagerung Breslaus im Siebenjährigen Krieg angelegt worden. Der unterirdische Gang soll eine solche Breite gehabt haben, dass pferdebespannte Leiterwagen ihn befahren konnten. Hinter einem Berggelände wäre dann, nach Wegräumen des Schutts und der Tarnung des Tunnels, für die Belagerten der Weg zur Heeresgruppe Mitte frei gewesen. Mein Grossvater, ein junger Offizier, überlebte diese Periode seines Lebens nicht. Alle Zeugen sprechen aber von ihm als einem Hoffnungsträger, einem nie nervösen,

phantasievollen Mann, vor allem auch technisch versiert. Ich frage mich, ob es sich beim «Tunnel nach Leuthen» um eine Fieberphantasie der Belagerten oder um eine Tatsache gehandelt hat.

Ein kämpferischer Haufen

In der Festung Breslau versorge ich, Dr. med. Guido Weiser, Bataillonsarzt, drei Regimenter, die aber nicht mehr Kämpfer und Verletzte aufbringen als früher ein Bataillon. Mit den Vorräten an Verbandsmaterial und Medikamenten (auch 126 vollständige Operationsbestecke), die ich aus den Beständen der Garnison in mein vorgeschobenes Lazarett überführt habe, könnte ich bis Frühjahr 1946 durchhalten. Trotz dieser Vorräte ist die Behandlung meiner Patienten im Felde schwierig. Wie verbinde ich ein Furunkel am After? Der Verband findet in den Körperkurven keinen Halt. Eine Halsverletzung! Alles ist da, aber kein Gips. Ein Streifschuss am Kopf. Äusserlich schwer so zu verbinden, dass Luft an die Wunde herantreten kann. Mein Bataillon kämpfte sich durch die Mauerdurchbrüche in den Kellern in den Rücken der Russen vor und konnte so das erste Stockwerk der nach hinten gelegenen Häuser der Goethestrasse, also den Bereich der Hinterhöfe, kontrollierend besetzen. Diesen Teil der Hauptkampflinie beherrschten wir bis zur Kapitulation. Die Einheit war aus dem Reiterregiment 8 hervorgegangen (Standort Oels), hiess dann Kampfgruppe Hanf, war kurz der 269. Division unterstellt und gehörte als Bataillon Schmidt vorübergehend zum Regiment Reinkober der 609. Division. Jede der Umbenennungen ein Neuanfang. Während doch die verletzten Glieder meiner Patienten nur sehr langsam zusammenwachsen, gewittrige Turbulenz in der oberen Führung. So wechselt die Benennung der Einheiten, obwohl es doch dieselben Leute bleiben.²

2 Als 8. Reiterregiment sind sie Elite, als Teil der 609. Division Schrott, als Kampfgruppe Hanf «verschworene Gemeinschaft eines Ritterkreuzträgers», als 269. Division bleiben sie unversorgt, werden gar nicht erst wahrgenommen. Wie gesagt: immer dieselben, die trotz aller Befehle ihren Abschnitt verteidigen.

Restewirtschaft

Die 3. Panzerarmee und die 21. Armee befanden sich am 30. April auf der Linie Demmin-Kummerower-See-Waren/Müritz-Rheinsberg-Neuruppin. Beide Armeen bildeten die Heeresgruppe Weichsel. Die Panzerarmee trug noch ihren Namen, besass aber keine Panzer mehr. Die Heeresgruppe leitete ihre Bezeichnung von einer Front ab, die seit Januar nicht mehr bestand. Ihr Oberbefehlshaber Gotthard Heinrici war seiner Dienststellung enthoben. Er blieb aber in der Nähe seines Stabes und wurde von seinem Amtsnachfolger General von Tippelskirch zu allen Massnahmen befragt, die von dem Befehlsstand überhaupt noch ausgingen. Zu diesem Zeitpunkt war aber schon Generaloberst Student, der die Landung auf Kreta befehligt hatte und auch in diesen letzten Wochen des Kriegs als «Steher» galt, für den Oberbefehl dieses Fragments vorgesehen, das sich Heeresgruppe nannte. Er hatte in den letzten Wochen dreimal je einen anderen Oberbefehl übernommen. Nie hatte er die Zeit, die ihm unterstellte Truppe durch Telefonate, Besuche, Anrede oder irgendeine andere Führungshandlung in den Griff zu bekommen. Als er auf dem Befehlsstand der Heeresgruppe Weichsel eintraf, konnte er sich nur noch in die Fluchtbewegung einfügen, die sich in 18 Fahrzeugen vollzog. Von den drei Kraftwagen, mit denen er angekommen war, verlor er zwei im Laufe des Tages durch Beschuss von Jagdbombern.

Rundfunkarbeit der letzten Stunde

Vom Funkhaus in der Masurenallee waren die drei, ein Rundfunktechniker, zwei Schriftleiter, mit ihrem Gerät in den Zoobunker ausgewichen. Es war nicht einfach, mit den Signalen den Beton zu durchdringen. Auf einigen Frequenzen blieb das aber möglich. Die Abschüsse der schweren Flak auf der Dachplattform, welche die russischen Panzer in Abstand von den Bunkereingängen hielten, gaben den Schlagern, mit

denen die Kampfseinheiten in der Nähe mit Rundfunk versorgt werden sollten, einen zeitbezogenen Charakter.

Die zwei Schriftleiter legten Platten auf aus dem Bestand, den sie, rasch zusammengerafft, mitgebracht hatten. Die Sprechermikrophone waren für Musikaufnahmen schlecht geeignet. Es bestand aber bei allen Hemmnissen dieser RUNDFUNKARBEIT DER LETZTEN STUNDE (noch nicht gerechnet den vermutlich technisch absurden Empfang in den Stellungen der Kämpfer in der Stadtmitte, falls die überhaupt Sinn für Melodien hatten, es waren auch keine Radiogeräte dort vorhanden, sondern die Funkgeräte waren auf Empfang des «Senders» gestellt) ohnehin nur die Absicht, MARKIERUNGEN VON ERINNERUNG auf einen kurzen Moment herzustellen: Wer die Schlager kannte, konnte sie sich aus dem Gehörten und seiner Erinnerung zusammensetzen. Musik war das nicht. Viel Nachdenklichkeit beim Auflegen der Platten. «Es wird in 100 Jahren wieder so ein Frühling sein». Das populäre Lied erinnerte die Funkarbeiter an «Glückliche Tage, die wir im Jahre 1938 noch erlebt hatten und in denen wir uns ein Liebespaar in 100 Jahren vorstellten, wenn wir selbst nicht mehr da sind», im derzeitigen Moment im umkämpften Zoobunker aber (vorwärts gerichtet) in der Vorstellung, dass in 100 Jahren, gerechnet von diesem 30. April (das wäre dann auch Frühjahr), entweder erneut Krieg wäre oder aber ein Bild einer unbekanntenen Friedens- und Aufbauzeit vor die Augen träte.

Gruppenfoto mit Kapitulanten

Niemand hätte das Wort «kapitulieren» verwendet. Als sechster Verbindungsoffizier von links auf dem Gruppenfoto der deutschen Oberbehörde, die Dänemark bis zuletzt regierte (in indirekter Herrschaft, ein Unikat in den Strukturen der Reichsverwaltung in den besetzten Gebieten), bin ICH zu sehen. Ich mache meine Position durch ein Kreuz kenntlich. Zum Zeitpunkt der Aufnahme des Bildes wurde uns über vertrauli-

che Kanäle und durch ein Schreiben unseres Chefs mitgeteilt, dass wir die Einreise von 5'000 in Schweden ausgebildeten dänischen Polizeibeamten ins Königreich akzeptieren und den Antransport dieser Leute eskortieren sollten. Wir weigerten uns nachdrücklich, dem dänischen Widerstand unsere Macht zu übergeben, der sich uns gegenüber ja nicht durch Dienststellung, Ausweis oder amtliche Beglaubigung, auch nicht als Garantiemacht vorstellte. Lieber würden wir die Verhandlung mit britischen Dienststellen aufnehmen oder die Endkapitulation des Gesamtreiches abwarten, um dann im letzten Moment als intaktes Machtzentrum in diese Endkampfstellung oder Übergabe einzuschlüpfen, ohne das Wort Kapitulation selbst verwenden zu müssen.

Unsere noch verbliebene Macht reicht aus, die Bedingungen des Zeitpunkts und des Gegenübers, der die Übergabe entgegennimmt, mitbestimmen zu können. Zu unserer Macht gehört auch der Hinweis auf das Chaos unbeherrschbarer Kampfhandlungen. Insofern liegt unser Drohpotential nicht in der Macht, die wir tatsächlich besitzen, sondern in den offensichtlichen Lücken dieser Macht, welche unsere Gegenüber mehr zu fürchten haben als wir selbst. Wir wollen den «weichen Übergang» und haben keine Veranlassung, das Wort «bedingungslos» zu buchstabieren, das in den Erklärungen der Alliierten Verwendung findet. Während wir uns zum Gruppenbild aufstellen, verlassen unverrichteter Dinge die Repräsentanten des Königs und des dänischen Kabinetts das Gebäude. Die Schweden warten schon längere Zeit in einem Restaurant in der Nähe.

Was Festigkeit der Charaktere und Beharrungsvermögen betrifft, sind wir immer noch Leute von 1940. Was die Lage des Vaterlandes und die tatsächlichen Umstände angeht, mit denen wir konfrontiert sind, bleiben wir mit gleicher Bestimmtheit Kreaturen vom Ende April 1945. Das macht den «amphibischen Blick» aus – so nannte es der von der Propagandakompanie (der einzigen hier im Norden) abgestellte Fotograf, der es auch durch seine Zurufe nicht fertigbrachte, unsere Gesichter einheitlich «ernst» oder «frohgemut» aussehen zu lassen. Tatsächlich sahen un-

sere Gesichter «zweiflerisch» und «vorsichtig» aus, was mir wiederum gefiel, weil es der konkreten Situation entsprach. Schon am Spätnachmittag waren wir mit den Schweden weitergekommen. In den Zeitungen der Neutralen war viel von uns die Rede. Transporte mit Gefangenen (auch solchen, die wir uns aus dem Reich hatten kommen lassen) gingen als Unterfütterung unseres guten Willens nach Schweden.

Eine misslungene Kapitulation

Sechs ehemalige Schiesslehrer der Panzerschule Paderborn, herausgefiltert aus den Gefangenenlagern des Ruhrkessels und vor ein US-Kriegsgericht gestellt, wurden am 30. April 1945 abends vom Vorwurf, den US-General Maurice Rose aus rassistischen Gründen «hingerichtet» zu haben (sie gehörten zur Waffen-SS, der General war ein Jude aus New York), freigesprochen. Die Schiesslehrer hatten, nur weil sie es so gut konnten, einen letzten Widerstand vor Paderborn organisiert. Den Freispruch hatten sie ihrem amerikanischen Verteidiger zu verdanken, einem Captain im amerikanischen Geheimdienst mit juristischem Examen aus Harvard.

General Rose, mit Spitznamen Big Six, war vor dem Frontbesuch gewarnt worden. Die US-Einheit, die auf Paderborn zustrebte, war in Bedrängnis geraten. Ein Luftangriff auf eine Gruppe von Tiger-Panzern war fehlgeschlagen, da diese Panzer sich gegen Napalm-Bomben als immun erwiesen. Zu diesem Zeitpunkt war Rose noch acht Kilometer von der vordersten Frontlinie entfernt.

Inzwischen war ein halbes Dutzend weiterer deutscher Panzer von Südosten her aufgetaucht. US-General Rose erkannte die gefährliche Lage. Seine Gruppierung von zwei Jeeps, einem Motorrad und einem Personenwagen wich aus in die Richtung, aus der er kein Geschosse hörte. Nach kurzer Fahrt durch ein Waldstück wurden seine Fahrzeuge mit Handwaffen beschossen. Sie wendeten. Aus der Richtung, in der sie jetzt fuhren, kam ihnen ein schwerer Panzer entgegen. Sie hielten ihn

für ein eigenes Fahrzeug, bis sie an den zwei Auspuffen sahen, dass es sich um einen Tiger-Panzer handelte. Die Turmluke öffnete sich, und der Kommandant des deutschen Panzers richtete eine Maschinenpistole auf den US-General. Eines der Begleitfahrzeuge Roses verliess die Strasse und entkam über die Äcker. Roses Fahrer und sein Adjutant öffneten ihre Waffengurte, um zu kapitulieren. Rose, der anders als seine Begleiter seine Waffe nicht im Schulterhalfter, sondern um die Hüfte trug, griff nach unten, um sie abzulegen und sich zu ergeben. Der Deutsche missverstand die Bewegung und erschoss ihn auf der Stelle. Die US-Presse griff für mehr als eine Woche diesen Tod des beliebten Generals auf. Der Ruhrkessel, in dem zwei deutsche Armeen umzingelt waren, wurde in «Rose-Kessel» umbenannt. All dies wirkte der aufklärerischen Arbeit des Verteidigers der Angeklagten (nur einer kam als unmittelbarer Täter in Betracht, die Anklage aber sprach von einer Verschwörung) entgegen. Dennoch setzte er den Freispruch durch.

Episode bei Eitting. Gefangengenommen mitsamt ihren Gefangenen

Die Luftaufklärung hatte gemeldet, dass alle Brücken über dem Isarkanal zerstört waren. Die US-Divisionen, die nach München und zur Alpenfestung drängten, stauten sich vor dem Hindernis. Ein Spähtrupp unter Leutnant Warren Parkins entdeckte eine unbeschädigte Kanalunterführung, die unter dem Wasserbauwerk zum anderen Ufer führte. Am anderen Ende des Tunnels eine Panzersperre. Parkins durchtrennte die Zündleitungen, die zur Sprengung der Unterführung dort angebracht waren. Der Erfolg machte die US-Truppe übermütig, und sie rannte ins Freie. Ihr folgte sogleich eine Kompanie des 342. US-Infanterieregiments. Diese eilige Truppe wurde von einem grossangelegten deutschen Gegenangriff überrascht und gefangengenommen, gerade in dem Augenblick, als Hauptmann Richardson und sein Funker O'Neil den Erfolg melden wollten. Die Deutschen zogen mit ihren Gefangenen eine Zeit-

lang in der Nähe der Ortschaft Eitting im grossen Abstand vom Ufer des Kanals umher. Sie suchten nach einer Chance, sich dem Feind mitsamt ihren Gefangenen zu ergeben. Es musste aber so aussehen, als ob sie das unter Zwang täten. Sie konnten sich nicht gut einer Gruppe von drei GIs in Gefangenschaft ergeben. So baten sie die GIs, die sie gefangen hatten, um Vermittlung. Durch Funk wurde eine grössere US-Truppe in Fahrzeugen zum Tunnel gerufen, welche die Deutschen und die gefangenen GIs in Empfang nahm.

Kapitulation zu ungewöhnlichen Zeitpunkten³

Im Ersten Weltkrieg griffen die Russen am 4. April 1915, einem Ostersonntag, an der Karpatenfront ein k. u. k. Infanterieregiment an, das aus Offizieren und Mannschaften aus der Umgebung von Prag zusammengesetzt war. Die Soldaten hatten keinen Grund, sich zu verteidigen. Wenige Minuten nach Beginn des Angriffs, ohne einen Schuss abzufeuern, kapitulierte das Regiment und marschierte geordnet, geführt von den eigenen Unteroffizieren und Offizieren, in Gefangenschaft. Der Mangel an Widerstandsgeist war ein Vorzeichen des späteren Zerfalls der Habsburgermonarchie. In der von den Wiener Autoritäten noch während des Kriegs vorgelegten Geschichtsschreibung wurde das Verhalten des Regiments legendär: Feigheit und Hochverrat. Das Traditionsregiment, das aus den Zeiten bis zurück zum Dreissigjährigen Krieg einen Rang hatte, wurde aufgelöst. Familien der Soldaten und Offiziere waren zu Hause Nachteilen ausgesetzt.

Einen entgegengesetzten Fall stellt die Gefangennahme des letzten japanischen Soldaten des Zweiten Weltkriegs dar. Der japanische Unterleutnant Onoda Hirō kapitulierte auf der philippinischen Insel Lubang im März 1974, 29 Jahre nach Kriegsende. Er habe die Lautsprecherwa-

3 Nach Holger Afflerbachs *Die Kunst der Niederlage. Eine Geschichte der Kapitulation*. Auch die folgenden Geschichten stützen sich auf diese Untersuchung.

gen, die ihn zuvor aufgefordert hatten, sich zu ergeben (mit seiner Kampfeinheit terrorisierte er aus dem Dschungel heraus die Insel), sehr wohl gehört, auch die Stimme des eigenen Bruders, der ihn aufgefordert hatte, aufzuhören. Er war aber, wie er mitteilte, im Jahr 1944 auf die Insel gekommen, in einer Situation, in der es ihm ausgeschlossen schien, dass Japan kapitulieren könnte, wenn nicht zuvor alle Japaner getötet wären. Er habe deshalb die Lautsprecheransagen für eine Propaganda des Feindes gehalten, eine Täuschung.

Beisshemmung bei Wölfen

In der Evolution sind nur diejenigen Wölfe übriggeblieben, bei denen innerhalb des Rudels die Beisshemmung zuverlässig funktioniert. Der im Kampf unterlegene Wolf zeigt seine Kehle dem deutlich grösseren Exemplar, das sich als Sieger aufführt und nur zubeissen braucht, um den Unterlegenen zu vernichten. Das wird er nicht tun, sagte der Züchter, der seit einigen Tagen wieder Österreicher war und dem sowjetischen Offizier das Gehege zeigte, weil er für die Tiere eine Fleischzuteilung brauchte, die von der neuen Besatzungsmacht freigegeben werden musste. Und es gibt keine Ausnahme? fragte der Offizier. Es gibt keine irren Wölfe, antwortete der Züchter.

Misslungene Kapitulation der letzten Getreuen von Antonius und Kleopatra

Antonius und Kleopatra, noch auf der Siegesbahn, die sie vor der Schlacht von Actium als ihre Zukunft ansahen, hatten eine Truppe von Gladiatoren in Richtung Rom vorausgeschickt, welche bei den Spielen, die nach dem Sieg über Octavian stattzufinden hatten, auftreten sollten. Dann erfuhr diese Kolonne von Kampfspezialisten, die berühmt beim Volk waren, aber einen niedrigen gesellschaftlichen Rang besaßen, von

der Niederlage ihrer Herrschaft in der Entscheidungsschlacht. Antonius und Kleopatra hatten sich nach Alexandria zurückgezogen. Die Legionen Afrikas und die des Orients fielen, eine nach der anderen, in rascher Berechnung, wer vermutlich die neuen Herren sein würden, von den beiden ab. Treu blieben nur die Gladiatoren, die sich bis zu dem Turm durchschlugen, in den das Herrscherpaar sich zurückgezogen hatte. Erst nach dem Tod der Königin ergaben sich diese Kämpfer dem siegreichen Octavian, der die sogenannte DEDITIO (bedingungslose Übergabe in der sicheren Erwartung der Begnadigung) annahm. In grober Täuschung teilte er den Gladiatoren Äcker zu. Auf diesen Äckern liess er die Kapitulanten, man kann sie auch nennen: die letzten Getreuen des Antonius und der Kleopatra, auf ihren Grundstücken einzeln massakrieren.

Sichere Gefangenschaft, ein unsicherer Status

Adlige Kämpfer im Spätmittelalter hielten, wie Johan Huizinga feststellt, nichts von einfachen Leuten. Sie hatten jedoch panische Angst davor (und das bedeutet allerdings Aufmerksamkeit und Respekt), in oder nach der Schlacht in die Hände solcher Fusskämpfer zu geraten. Einem Gleichrangigen hätten sie sich ergeben können und wären gegen ein Lösegeld freigelassen worden. Ein Fusskämpfer von geringer Herkunft konnte nicht annehmen, dass ihm bei Ablieferung des adligen Gefangenen dessen Familie ein Lösegeld tatsächlich auszahlen würde. Eher jagten sie den Überbringer des Gefangenen davon. Da war es besser, ihn gleich in der Schlacht umzubringen und ihm die Rüstung abzunehmen, für die ein Preis zu erzielen war.

In einem Gefecht suchte ein Vorfahr des Truchsessen von Waldburg diesem Schicksal zu entgehen. Dazu musste er die Bauern, die ihn gefangen hatten, in sehr kurzer Zeit davon überzeugen, dass – entgegen der Erfahrung – für ihn mit Gewissheit ein Lösegeld gezahlt würde. Hierfür gab es aber weder sprachlich noch gestisch eine Formulierung,

die in der Kürze der Zeit wirksam gewesen wäre. Er wurde abgeschlachtet und seiner Rüstung entkleidet.

In der Schlacht von Crécy waren 4'000 französische Herren als Gefangene hinter der Front der englischen Armbrustschützen versammelt. Dann hatte es den Anschein, als werde die französische Hauptmacht nochmals angreifen. Entweder um die Angreifer durch ein Beispiel seiner Entschlossenheit abzuschrecken oder weil er mit einer Befreiung der Gefangenen rechnete, befahl der englische König, die ganze Masse der Gefangenen niederzuzemeln. Das war, wenn ein Armbrustschütze vier Adlige zu töten hatte (und das war nur durch die Lücken möglich, welche die Rüstung liess), ein Vorgang, der bei vollem Einsatz der abkommandierten Bogenschützen etwa zwei Stunden dauerte.

«Über die Frage, ob der Kommandant einer belagerten Festung zu Kapitulationsverhandlungen herauskommen soll»

Im ersten Buch seiner ESSAIS schreibt Michel de Montaigne in Kapitel 5 ÜBER DIE FRAGE, OB DER KOMMANDANT EINER BELAGERTEN FESTUNG ZU KAPITULATIONSVERHANDLUNGEN HERAUSKOMMEN SOLL. Zu keiner Stunde, zitiert er andere Autoren, müsse ein Kommandant mehr die Augen offenhalten, als dann, wenn Unterhandlungen stattfänden. Er fährt fort: «Aus diesem Grund führen heutzutage alle Kriegsleute die Regel im Munde, der Kommandant einer belagerten Festung dürfe sie niemals verlassen, um selber in Verhandlungen zu treten.» Dann aber erzählt Montaigne ein Beispiel, wie sich ein Belagerter rettete, indem er auf das Ehrenwort des Belagerers vertraute. Die Szene spielt im Hundertjährigen Krieg. Der englische Befehlshaber, der ein Schloss belagerte, hatte dieses Gebäude unterminieren lassen. Er brauchte das im Bohrloch aufgeschichtete Pulver nur anzuzünden, um die Festung in die Luft zu jagen. Dann aber forderte er den Kommandanten dieses Schlosses, einen Herrn Henri de Vaux, auf,

herauszukommen und die Kapitulation auszuhandeln. Dieser entschloss sich, Vertrauen zu beweisen. Nachdem der Belagerer ihm vor Augen geführt hatte, dass sein Untergang durch die Vorbereitung der Sprengung besiegelt sei, fühlte er sich dem Feind zu grösstem Dank verpflichtet und ergab sich mit seiner Truppe bedingungslos. «Daraufhin wurde die Mine in Brand gesteckt, so dass nach dem Zusammensturz der hölzernen Stützpfeiler das Schloss von oben bis unten zerbarst.»

In dieser Hinsicht ist Kapitulation nicht die Unterwerfungshandlung des Besiegten, sondern die Generosität, mit welcher der Sieger den Gegner, der seine Wirklichkeit an sich bereits verloren hat, in die neue Realität, die seiner Seite, aufnimmt. Nicht aus der Abgabe der Waffen (welche die Revanche später nicht ausschliesst), sondern aus diesem «gemeinsamen Vergessen» folgt der Frieden. Es geht um Realitätsauswechslung, um die Chance für ein zweites Leben – erworben, zu Recht oder zu Unrecht, durch das Verdienst des Feindes.

«Ich bette meinen Kopf auf Schrauben, bis alle Brücken auseinanderfetzen»

Eine beliebte Schauspielerin, die für ihr authentisches Ausdrucksvermögen bekannt war (sie log nie, wenn sie spielte), hatte ihr Privatleben und ihren Beruf stets voneinander getrennt. Als ihre Ehe älter wurde, bemerkte sie, dass ihr Mann eine Geliebte hatte. Es kam zum Beziehungskrieg. Beide litten, auch die zwei Kinder. Die Lage schien heillos. Die Schauspielerin sprach viel mit ihrer Vertrauten, die als Dramaturgin arbeitete. Die Vertraute erteilte einen Ratschlag. Du musst alle Kämpfe einstellen, sagte sie, es geht um die Kinder. Nur sie sind wichtig. Er ist ein Verräter, entgegnete die Schauspielerin. Glaube mir, erwiderte die Vertraute, du wirst deine Kinder nicht umbringen. Nicht einmal als Faustpfand wirst du sie benutzen. Ich «benutze» meine Kinder überhaupt nie, reagierte die Schauspielerin empört. Sage ich ja, insistierte

die Vertraute. Du kämpfst nicht bis zum Ende. Du bist keine Medea. Also musst du kapitulieren.

- Was soll das heissen?
- Keine Prozesse. Keine Streitgespräche. Unterwerfung. Akzeptiere die junge Geliebte. Warte ab, was geschieht.
- Das kann ich nicht.
- Das glaube ich dir. Aber du kannst es spielen.
- Welche Rolle meinst du?
- Vielleicht die der Marschallin. Ich meine aber keine bekannte Rolle, sondern «deine» Unterwerfung. «Ich habe mich ergeben mit Herz und mit Hand.»
- Ich bin keine Masochistin.
- Aber Schauspielerin.
- Wer schreibt mir die Rolle?
- Du. Du gibst in allem nach. Darüber kein Wort. Du musst es mit deinem ganzen Herzen wollen: ohne Wenn und Aber. Ich gehöre dir, ich kapituliere. Das hält er nicht aus.
- Weil er sich schuldig fühlt?
- Auch das Schuldgefühl muss ganz weg. Du bist seine Beute.
- Auf Gnade und Ungnade.
- Auf Gedeih und Verderb.

Sie solle sich gründlich seinen Charakter und ihren eigenen vor Augen führen, alles versammeln, was zwischen ihnen sich angesammelt habe (der gemeinsame «Boden»), und dann eine Brücke bauen. Mit der Gewalt der hassenden Medea und mit der Geduld einer klugen Sklavin (die Schauspielerin war slawischer Herkunft), vor allem aber mit der Erfahrung so vieler Stücke, in denen sie schon beide Seiten gespielt habe: die der Grossherzigkeit und die der Rache, also im Inneren wie eine russische Grossmutter, in der lauter Dramatiker sitzen und ihr vorsagen, mit welchen Zügen sie ihren «Feldzug» oder besser: ihren Brückenbau gestalten solle. Es geht um dein Leben, sagte die Vertraute.

Vor dem Gespräch mit dieser Vertrauten hatte die Schauspielerin sich

nach einer Schweizer Adresse erkundigt, die einen sanften Tod anbot; diese Absicht hatte sie wegen der Kinder zurückgestellt. Die Energie dieses «gedanklichen Versuchs» ging in ihre Friedensmaschine ein. Nicht Frieden, sondern Kapitulation, verbesserte die Vertraute die Freundin. Es gibt in diesen Dingen keinen «Frieden»; es gibt nur die Chance, dass dein Mann in der Ehe bleibt. Der Mann, verführbar in viele Richtungen (das hatte sie einst für ihn eingenommen), betrat die aus dramaturgischen Elementen zusammengeschusterte Bahnung (die allerdings in den Einzelheiten meisterhaft von der Schauspielerin in seinem Vorstellungsvermögen hervorgerufen wurde). Er hielt das, worüber er sich Schritt für Schritt in den nächsten Wochen annäherte, nicht einmal für eine Brücke. Es sah alles menschlich und keineswegs mechanisch aus.

Alles das aus Entschlossenheit geschmiedet. Nichts davon (das verbot sich die Schauspielerin) nur zu einem Zweck oder Ziel. NICHTS NUR ZIEL (es war AUSDRUCK).

- Soll ich andeuten, dass ich fremdgehe?
- Bloss nicht.
- Es würde in seinen Augen meinen Wert verstärken.
- Bitte nichts Künstliches!
- Besser, ich vergesse, dass ich das alles spielen soll?
- Damit bringst du das Authentischste, was du hast, auf Transport.
Du kannst es nicht spielen, wenn du es nicht fühlst. Es ist Kunst.
- Ausserhalb des Theaters?
- Es ist das Gegenteil von Theater. Es geht um dein Leben.

Die Schauspielerin versammelte in sich einen einheitlichen Willen. Darin inbegriffen waren ihre Kinder, dieser Mann (mit allen Fehlern, für Dritte Schrott, für sie ein Edelstein). Mit eingefügt sie selbst und ihr Glück (das sie wiedergewinnen wollte, so wie sie es kannte). Alles dies umgab sie wie ein Zauber. Anfangs hatte der Mann (zunächst erleichtert) ihre Nachgiebigkeit ausgenutzt, seinen Trott, seine Bewegung von ihr

weg, beschleunigt. Sie stimmte ja offenbar zu (was ihn auch irritierte). Vor ihm lag ein Pfad ohne Grenze. Er war auf dem Grunde seiner Schübigkeit angekommen.

Dann zog ihn das eine und das andere nachdrücklich zu ihr hin. Wenn ihm schon etwas so Wertvolles wie diese grosszügige, offensichtlich leidenschaftliche Person *ganz* gehörte, wollte er sie nicht liegenlassen. Sein Eigentumstrieb regte sich mächtig. Sie schien ihm begehrenswerter als zu der Zeit, in der er erstmals um sie geworben hatte.

Nach Jahresfrist waren die beiden versöhnt. Er erfuhr nie, dass dramatische Erfahrung aus mehr als drei Jahrhunderten (einschliesslich der französischen Klassiker) und keine einfache menschliche Natur sie wiedervereinigt hatte. Problematisch blieb die Ehe. Aber die Kinder wuchsen heran. Keine der Brücken zerbrach, schon weil sie nicht von Ingenieuren und nicht aus materiellem Stoff gebaut waren. Ein Unbeteiligter hätte sie nicht einmal gesehen.

Übergabe einer Stadt

Dr. Hans Mayer war Direktor einer Munitionsfabrik. Vom Bürgermeister der Stadt erfuhr er, dass der Kommandeur der britischen Division, die vor der Stadt lag, ihn aufgefordert habe, bis 19 Uhr die Stadt zu übergeben, andernfalls werde die Stadt zerstört. Der Bürgermeister sah sich zu einem solchen Beschluss, der von ihm die Zusicherung erforderte, dass den einrückenden Briten nichts geschehen werde, nicht in der Lage (er konnte keine Garantie geben für Zufall und Abwesenheit von Irrsinn). Er beriet sich mit dem örtlichen Polizeiführer und dem Ortsgruppenleiter. Auch der örtliche Militärbefehlshaber konnte sich zu keinem Entschluss durchringen, der seine militärische Karriere noch am Ende des Geschehens mit einem Makel befleckt hätte. So blieb nur Dr. Mayer von der Produktionsfront. Er verfügte über eine Telefonverbindung seiner Werksluftschutzstelle zur Hauptluftschutzstelle Hamburg. Über die

se Verbindung suchte er Kontakt mit dem Reichsstatthalter von Hamburg.

Dr. Hans Mayer, umgeben von Ingenieuren einer noch immer unter Hochdruck produzierenden Fabrik, in einer Uniform der Reichsarbeitsfront, in der er schon oft Glück gehabt hatte, also voller Energie, konzentrierte sich auf das Zustandekommen der Drahtverbindung. Gegen 22 Uhr noch immer kein Artilleriebeschuss auf die Stadt, obwohl das Ultimatum abgelaufen war. Da hatte Dr. Mayer den Reichsstatthalter Kaufmann bereits am Apparat. In unserem Munitionswerk, teilte Mayer mit, liegt ein Vorrat von 1'000 m³ Antriebsstoff für Flugzeuge (hochentzündliches Wasserstoffsuperoxid) sowie 7'000 Tonnen Pulver. Eine Explosion dieser Vorräte durch Artilleriebeschuss führe zu einer Verätzung der gesamten Gegend bis Bergedorf hin. Das können wir nicht gebrauchen, antwortete der Reichsstatthalter. Unter Geheimhaltung plante er Hamburgs Kapitulation. Er sandte einen Parlamentär nach Geesthacht. So fuhren Fabrikdirektor, Bürgermeister und dieser Unterhändler über die Linien zum Quartier des Feindes und vereinbarten die Übergabe der Stadt.

Der Form nach unprofessionelle, dem Inhalt nach erfolgreiche Kapitulation

Damit sie ein Auge auf die dortigen Dienstgebäude hätten, hatte das Auswärtige Amt fünfzig Leute in Berlin zurückgelassen. Durch Zufall waren hierfür Mitarbeiter aus der Protokollabteilung eingeteilt. Viel lieber wären sie mit den anderen nach Thüringen oder Süddeutschland ausgewichen. Inzwischen war der Staatssekretär des Amtes, Adolf Steenrath von Moyland, bereits wieder nach Norden beordert worden, schlug sich trickreich durch die bereits von den Alliierten besetzten Gebiete in Richtung Schleswig-Holstein. Dort war er noch nicht angekommen. In dieser Hinsicht fehlte für die Kapitulationsverhandlung Nord die fachmännische Beratung aus der Protokollabteilung des Auswärti-

gen Amtes vollständig. Insofern, so kommentiert es ein Fachmann des Auswärtigen Dienstes nachträglich, verlief die Kapitulationsverhandlung des Generaladmirals von Friedeburg mit dem Oberbefehlshaber der britischen Streitkräfte Montgomery, was die Form betrifft, nicht fachgerecht. Was die Substanz betrifft, war sie ein Glücksfall und letzter Erfolg.

Auf den Fotos der Verhandlung sieht man zunächst folgende Szene: ÜBERLEGENHEIT DES SIEGERS (das macht man nicht, aber die deutsche Seite hat auf den Stil der Gegenseite keinen Einfluss). Dann: WARTEN AUF DAS EINTREFFEN DER KAMERAS. Der Vorgang demütigt die Besiegten. Es rächte sich, sagte Steengracht, dass seit 1918 niemals eine Schulung der militärischen Verhandlungsführer auf deutscher oder englischer Seite durch Diplomaten stattgefunden hatte. Die deutsche Delegation machte einen Fehler, fährt der Beurteiler fort, wenn sie auf die Grenzen ihrer Vollmachten hinwies. Sie wollte ausdrücken, dass es (ohne Hilfe der Alliierten, die über bessere Funkgeräte verfügen) schwierig sein werde, an der Peripherie kämpfende Einheiten rechtzeitig vom Zeitpunkt der Kapitulation zu unterrichten.

Das muss, da der Kapitulierende eine Garantenstellung für die Wirksamkeit der Kapitulation in jedem Fall einnimmt, nicht in dieser Form thematisiert werden. Ein besonderer Erfolg fiel dem Generaladmiral gewissermassen in den Schoss: Die Eitelkeit des britischen Oberbefehlshabers, der eine möglichst grosse Zahl von Soldaten vor den Knien des Siegers sehen wollte, liess ihn dahingehend argumentieren, dass die West-Kapitulation nicht nur die Heeresgruppe Nord, sondern auch die Übergabe aller deutschen Streitkräfte in Holland, Dänemark und Norwegen umfassen sollte. Er sah nicht, dass es im Interesse der deutschen Regierung lag, eine möglichst grosse Anzahl von Truppen gegenüber den Westalliierten kapitulieren zu lassen und – umgekehrt – die Kapitulation an den östlichen Fronten zu verzögern.

Die Beute bestand aus 88 Stunden Frist. Dies ist die Zeit zwischen der Teilkapitulation im Norden (noch immer konnten Schiffe über die Ostsee Truppen und Zivilbevölkerung nach Dänemark oder nach Kiel trans-

portieren) und der letztendlichen Generalkapitulation in Reims. Sie bedeutete für Einheiten der Ersten Panzerarmee in Böhmen den Abfluss nach Westen. Für die U-Boote bedeutete die Frist die Rückkehr in die Häfen. Noch einmal übten die Einheiten der Nachrichtentechnik ihre im Krieg permanent verbesserte Technik, entfernte Truppenteile zu erreichen, die Genossen Zufall, Unfall und Versagen von Gerät souverän zu überspielen. In den 88 Stunden erhielt die Nachrichtenwaffe, deren Reform Guderian 1916 angestossen hatte, ihren letzten Schliff.

Lebensrettende Nachricht an den Feind

Die Hierarchie, jetzt ohne Sanktionsgewalt, aber sozusagen nach Trägheit und Gewohnheitsrecht noch lebendig, führte hier zwischen den Drahtzäunen des Gefangenenlagers in den Rheinauen zu bizarren Situationen. Hierarchie der Denkweise, Hierarchie der Ränge. So wurde Major Salb, ein Stabsoffizier, der noch vor 14 Tagen in der Lüneburger Heide eine Kampfeinheit geführt hatte, aufgrund von Auskünften, die er leichtsinnig gegeben hatte, von einem Militärrichter und von hochrangigen Offizierskameraden zu einem «Gespräch» gebeten. Es fand an einem Ort in der Nähe des Stacheldrahtzauns, weitab von den Wachen, statt.

Salb hatte, bevor seine Truppe in Gefangenschaft geriet, also noch als Soldat, dem britischen Gegner durch einen Boten, den Hauptmann von Reitzenstein, der die Fronten überquerte, eine Skizze des Waldgebiets nordostwärts von Munster übermittelt. Das hatte er herumerzählt. Die landesverräterische Kartenskizze zeigte den Standort von Behältern, die 4'000 Tonnen Kampfstoff, vor allem Kampfgase, enthielten. Durch Artilleriebeschuss, hatte Major Salb mitgeteilt, kämen diese Behälter zur Explosion. Die weiträumige Verseuchung werde den Feind, die eigene Truppe und die Zivilbevölkerung gleichermassen gefährden. Und das Wort Gefährdung sei eine Beschönigung, weil diese im Krieg nie eingesetzt, aber als Vorrat gelagerten Kampfstoffe direkt tödlich seien. Salb

hätte sich in dem «Gespräch unter Offizieren», das der anwesende Militärrichter als eine «Art Kriegsgerichtsverhandlung» deutete, darauf hinausreden können, die Mitteilung an den Gegner sei eine Kriegsliste gewesen, um Artilleriebeschuss auszuschliessen. Er aber kaprizierte sich darauf, dass man im Krieg für beide Seiten «ungewolltem Schaden» durch Verständigung mit dem Feind entgegenwirken müsse. Nicht nur durch den Beschuss, auch sonst kommuniziere man ja ständig mit dem Feind. Diese Entgegnung gab dem Kameradengespräch, in dem aber auch die Drohung mit Femegericht mitschwang, eine gewisse Schärfe. Den Major rettete, dass einer der Kameraden mitteilte, dass auch der Armeestab Blumentritt das ihm gegenüberliegende britische 8. Korps auf die Lagerstätte von Kampfstoff hingewiesen hatte. Ja, erweiterte Major Salb seine Argumentation, er werde demnächst im Gefangenenlager Kurse durchführen über korrektes Verhalten in künftigen Kriegen: das, ausgehend von seinem Beispiel einer Kommunikation über die Frontlinie hinweg. Davon rieten die Kameraden ab, da man von «kommenden Kriegen» hier am Ort überhaupt nicht reden solle. So endete die Debatte, die feindselig und mit Fremdeln begonnen hatte, in einer allseits versöhnlichen Stimmung.

Die Notversorgung von Schachtanlagen kennt keine Fronten

In den Schächten und Betrieben des Eschweiler Bergwerks-Vereins arbeiteten zu den Glanzzeiten der deutschen Rüstungswirtschaft 20'000 Mann Belegschaft. Jetzt, zur Rettung der Gruben in Tag- und Nachtschicht, waren noch 1'600 Leute tätig. In mehreren hundert Metern Tiefe warteten sie auf die Amerikaner. Über sprachlich komplizierte Kontakte gelang es, die Zuarbeit alliierter Bergbauoffiziere bei Aachen zu erlangen. Französische Spezialisten halfen. Es gibt für komplexe, historisch gewachsene Anlagen wie die Grubensysteme des Bergwerks-Vereins keine «Stunde Null». Die Anlagen zerstören sich selbst, laufen

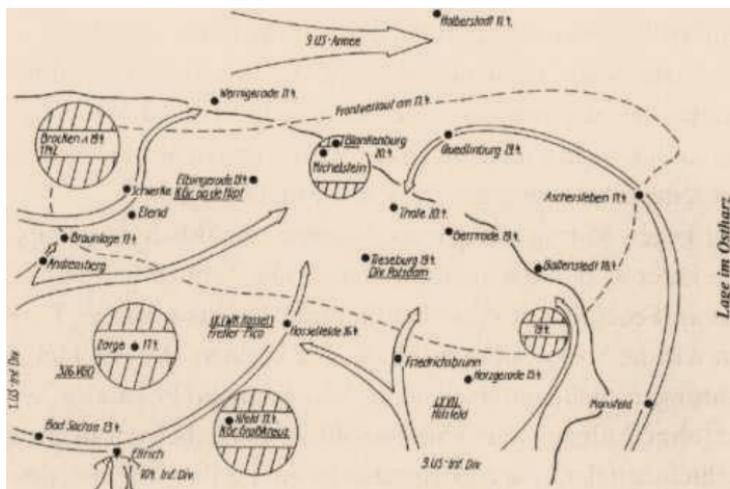


Abb. 23: Die Eroberung der «Festung Harz» im April 1945. Am letzten Tag des April immer noch einzelne Verstecke von Kämpfern.

voll Wasser, es sei denn, in ihnen wird kontinuierlich gearbeitet. US-Offiziere waren entsetzt, duldeten es dann aber, dass aus technischen Gründen Verbindungsstollen von der durch die Alliierten bereits besetzten Seite zu den Gruben jenseits der Frontlinie in Betrieb genommen wurden.

Erschöpft, wie wir waren

Wir sind noch drei. Die Vorgesetzten sind uns abhanden gekommen. Auch der Feind hat uns aus den Augen verloren. Wir liegen auf dem Berggrücken gegenüber dem Büchenberg. Auf nassem Boden unter Tannen. Vor Tagen haben wir beobachtet, dass ein Pulk deutscher Offiziere, drüben vom Büchenberg herab, von Amerikanern abgeführt wurde. Wir besitzen noch sechs Büchsen Jagdwurst. Solche Büchsen lassen sich mit dem Seitengewehr öffnen. Der reine Fleischgenuss (ohne Brot) verdirbt den Darm. Um die dünne Suppe, die aus dem Hintern rinnt, abzulegen,

kriechen wir jeweils zwölf Meter bis zu einer Kuhle. Soviel Anstand haben wir, nämlich Respekt voreinander, dass wir die Form wahren. Der letzte Befehl des Unteroffiziers, der uns hierher geführt hat, lautete, dass wir uns verbergen und nicht von der Stelle rühren. Wir sollten nichts verteidigen. Er wollte uns in Sicherheit wissen. Von seinem Erkundungsgang kam er nicht zurück.

Jetzt gegen Mittag werden die Glieder allmählich warm. Es nieselt. Oder es handelt sich um Nebel. Die Tannen halten das ab, was an Feuchtigkeit von oben kommt. Bereits mehrere Tage haben wir die Sonne nicht gesehen. Wir können also die Himmelsrichtungen nicht unterscheiden. Uns fehlt die Phantasie, wohin wir (ohne Auftrag) marschieren sollten. So bleiben wir in unserem Dickicht auf der Lauer, gierig nach jedem Funken Wärme, den wir aber doch nur selbst durch die Öfchen unserer Körper hervorbringen können. Nachts rücken wir eng zusammen.

Die Hauptschwierigkeit liegt darin, dass wir nicht wissen, wie wir den Kontakt zum Feind aufnehmen sollen, um uns zu ergeben. Dass wir die Hände heben, wenn wir einem Spähtrupp des Feindes begegnen, haben wir besprochen. Ob das für eine Kapitulation, zur garantierten Schonung unseres Lebens, genügt? Wir hoffen das. Wir können uns aber noch nicht entschliessen, das sichere Wäldchen zu verlassen. Auch sind wir erschöpft, für Entschlüsse fehlt uns der Sinn.

Zur Ruhe gekommen

Die letzte Eintragung im Armeetagebuch, das ich am Körper verwahre (wie ich es in einem Film über Friedrich den Grossen bei einem Fahnenträger gesehen habe, der die Regimentsfahne am Körper verbirgt und so aus der Niederlage von Kunersdorf rettet; wir aber führen längst keine Fahnen mehr mit uns), betrifft Ereignisse von vor neun Tagen. Generalleutnant Flörke, ganz eingeschlossen, funkt aus der Gegend von Elbinerode. General der Infanterie Mattenklott westlich von Heimburg auf



Abb. 24: Das Harzgebirge. Einige hundert Meter vom eingezeichneten Punkt liegt die Hütte von Dr. Knut Knorre.

dem Nackenberg verschantzt. General der Artillerie Fretter-Pico im Forsthaus Todtenrode, sein letzter Gefechtsstand. Vom Oberbefehlshaber fehlt jede Spur.

Unsere stolze 11. Armee! Siegerin vor Sewastopol 1942. Danach war sie nie wieder das, was einst auszog und sich vor dieser legendären Festung verstärkte. Die Abberufung von Mansteins zu höheren Aufgaben hat die Armee nicht gut überstanden. Was ist eine Armee? Gegenstand des von mir geführten Tagebuchs. Im übrigen ein RAHMENVERBAND, so viel und so wenig wert, wie konkrete Verbände an diesem Rahmen angeschlossen sind, so wie eine Tanne mit Kerzen und Schmuck zu einem Weihnachtsbaum wird. Kann zerrupft aussehen Anfang Januar.

Die Reste der Armee trugen zuletzt die Bezeichnung «Festung Harz». Das Gemisch von Truppen auf kaum mehr als 16 km² zusammengedrängt. Aus einigen solcher «Enklaven im Feindesland» besteht das Deutsche Reich. Die Restkampfgruppen haben sich auf die Berggipfel hinauftreiben lassen. Für eine Einschliessung sind das gefährliche Orte. Nie, das haben wir auf der Kriegsschule gelernt, darf man sich in die

ausweglose Höhe treiben lassen. Das war schon für eine römische Legion feste Regel. Dass eine Armeeführung nicht mehr die Wahl hat, einfache Kriegsregeln zu beachten, zeigt den Niedergang.

Im Kloster Michaelstein habe ich mich inzwischen versteckt. In einer dieser Zellen lag, wie mir erzählt wird, einst Heinrich der Löwe mit Oberschenkelhalsbruch. Blieb unfähig, sich vor dem Kaiser niederzuwerfen und Gnade zu erlangen, weil er mit dem Pferd auf dem Eisweg ausrutschte und über Kloster Michaelstein nicht hinauskam. Ich habe drei Tage geschlafen. So ausgiebig habe ich während des ganzen Krieges die Erschöpfung nicht bekämpft. Jetzt werde ich aus der Klosterzelle aufbrechen und mir einen Feind suchen, von dem ich mich gefangen nehmen lasse.

Verwüstete Jugend.

HJ-Gebietsführer Friedrich Grupe berichtet

[30. April] Die letzten 20 meiner Hitlerjungen sind auf Schleichwegen abgezogen. Bei mir nur noch Bannführer Kicki Fischer. Hauptsache, kein Langemarck. Das wenigstens habe ich eingehalten.

Vor vier Tagen habe ich noch hundert Jungen entlassen, die durch die Front der Amerikaner in ihre Heimatorte gezogen sind.

[23. April] Granitblöcke liegen verstreut im Wald. Der Wurmbach ergießt sich in das nach ihm benannte Tal. Die Amerikaner sind hier schon durch. Ich marschiere mit dem Rest meiner Leute zum Rastplatz auf der Georgshöhe bei Thaie. Hier liegt in Eichenwäldern ein Forsthaus. Im grossen Deutschland soll man uns hier vergeblich suchen. Vor drei Tagen sah ich (in Räuberzivil, was gefährlich ist, würde ich entdeckt) meine Familie. Das schwere Eisentor am Hofeingang klirrt bei fernen Detonationen. In dem Dorf Rieder treffe ich auf einen Gefechtsstand, der im Klassenraum einer Schule eingerichtet ist. Der Quedlinburger Kreisleiter.

Ein ällicher Oberst der Luftwaffe. Sichtlich angetrunken. Es geht um eine sogenannte «Kampfsammelgruppe». Sie will auf dem Hexentanzplatz oben Stellung beziehen. Rundumverteidigung und Untergang in Würde. Ich stelle keinen meiner Jungen zur Verfügung.

[12. April] Wir marschieren singend durch Quedlinburg, die Stadt Kaiser Heinrichs. Es heisst, dass wir zur Armee «Harz» stossen sollen. Wir erhalten Gewehre eines mir nicht bekannten Typs. Zweihundert Stück. Zu uns stösst eine Gruppe von 90 Schülern der Napola mit ihren Erziehern. Unser Quartier ist vom Besitz meiner Schwiegereltern, wo sich meine Frau mit unserer Tochter aufhält, nur fünf Kilometer entfernt. Mit dem Fahrrad ist das schnell zurückgelegt. Ich überrasche die Familie an der Kaffeetafel. Tagsüber üben meine Jungen weit auseinandergezogen im Waldgelände. Ich treffe den «HJ-Beauftragten beim Oberbefehlshaber West», einen Hauptbannführer. Er trägt die Uniform eines Leutnants. Wir Jugendführer haben zu uns abgeordnete Unteroffiziere zur Verfügung und treten selbst wie Soldaten auf, obwohl wir doch Erzieher sind. Am Abend in Thäie in der HJ-Gebietsführerschule. Einige der Mitarbeiter sind noch da und warten auf Anweisung. Sie berichten von einer schwefelgelben riesenhaften Wolke, die vor drei Tagen von Halberstadt herübergezogen sei. Eine blutrote Sonne habe das Gebilde beleuchtet. Die Gebietsführerschüler erschienen mir verstört.

[8. April] An jenem Sonntag sollte ich in Halberstadt die Leitung des Wehrtüchtigungslagers übernehmen. Die Mannschaft soll als Panzerjagdkommando ausgebildet und gegen die Panzerspitzen der Amerikaner, die in Vienenburg vermutet werden, eingesetzt werden. An diesem Sonntag begann der Dienst der mir anvertrauten Mannschaft um 5 Uhr früh. Fronterfahrene Unteroffiziere unterrichten die HJ-Jungen. Auf dem Dienstplan des Tages steht der Ausmarsch zum Huy, einem oberhalb von Halberstadt gelegenen Höhenzug mit einer Klosteranlage. 300 Hit-

lerjungen sind vor mir auf dem Hof einer weiträumigen leerstehenden Schule, in der sie untergebracht sind, angetreten. Fanfarenzug. Man sieht, dass die Zuschauer, die sich vor dem Tor gesammelt haben, den Einsatz der Jungen missbilligen. Zur Flaggenhissung muss ich etwas sagen. Meine Worte kommen stockend. Singend zieht der Zug der 300 durch die Stadt. Auch ich trage Feldgrau. Wie die mir mitgegebenen Offiziere und Unteroffiziere. Wir erreichen den Waldrand des Huy. Luftalarm. Mit dem Fahrrad, mit dem ich wie ein Hirte die Kolonne umkreiste, stehe ich auf der Strasse und blicke auf die Stadt zurück. Ich sehe die Staffeln der Maschinen. Feuerwehren fahren auf der von uns verlassenen Chaussee in Richtung der Stadt. Die Rauchschwaden ziehen in Richtung Südwesten zum Harz hin. Ich breche die Übung ab. Was soll eine Kompassübung den Jungen noch bringen? Der Rückmarsch zum Quartier über aufgerissene Strassen der Stadt führt zu einer zerstörten Schule. Meine Kolonne verlässt die brennende Stadt. Wir suchen den Weg zu den harznahen Städten. Sonntagsausflügler kreuzen unseren Weg.

Reinschrift auf lateinischer Grundlage

Bekanntlich beendet in Thomas Manns Roman *Doktor Faustus* der Chronist Serenus Zeitblom seine Niederschrift im April 1945 mit dem Schlusssatz: «Ein einsamer Mann faltet seine Hände und spricht: Gott sei eurer armen Seele gnädig, mein Freund, mein Vaterland.» Nach der herculeshaften Arbeit empfand der Humanist ein so plötzliches Gefühl der Entspannung, dass er in den folgenden Tagen zu einer Reihe von Nachschriften ansetzte und ihn ein rasanter Aktivismus überwältigte. Übersehen wird dabei oft, dass sich unter dem von Thomas Mann erfundenen Namen Zeitblom der wirkliche Oberstudiendirektor Dr. Knut Knorre verbirgt, der auch nicht, wie von Thomas Mann angeführt, in einem südbayerischen Ort, sondern im Harz das Kriegsende erlebte. Zuletzt hatte er in Ballenstedt als «Erzieher der Erzieher» an der Napola

die Schulaufsicht geführt und an das Oberschulamt Magdeburg berichtet. Nunmehr war er zunächst nach Braunlage und dann nach Torfhaus ausgewichen und bewegte sich im Umkreis einer Hütte im Berggelände oberhalb des bereits von einer amerikanischen Truppe besetzten Ortes. GIERIG NACH TAT, nach so intensiven Monaten und Jahren der schriftlichen Niederlegung, heftete er in Torfhaus und am folgenden Tag auch in Braunlage Zettel an Bäume, Pfosten, Häuserfronten, in denen er Kurse für Jugendliche ankündigte, die er in seiner Hütte, wie er sie nannte, seiner «Residenz» oder «Klause» durchführen wollte. Es meldete sich eine Gruppe von Hitler jungen, welche die ihnen anvertrauten Waffen vergraben, sich Zivilkleidung besorgt hatten und jetzt in die Ortschaft einsickerten. Sie hatten die Zettel gelesen. Ihnen erschien es als eine Gelegenheit, dass sie ihren Aufenthalt hier im Harz durch Teilnahme an einer Lernveranstaltung plausibel machen konnten. Sie biwaktierten nachts auf einer Wiese neben Knorres Hütte im Freien und saßen ab sieben Uhr früh dann im Unterricht. Kinder und Schüler, deren Schule geschlossen war, kamen hinzu. Ein US-Sergeant, der einen Spähtrupp anführte, betrat den Unterrichtsraum, überzeugte sich, dass gelernt wurde, und unterliess nähere Prüfungen. Auch die von Dr. Knorre angebrachten Zettel mit der Ankündigung des Lehrangebots hatte die Besatzungsmacht nicht beanstandet.

Dem Pädagogen aber schien es ein entschiedener Anfang, von Grund auf, nämlich mit dem Lateinischen, zu beginnen, an dem es in den mitteleuropäischen Geländen fehlte, seitdem Varus (möglicherweise im Harz) seine Schlacht verloren hatte. Der Chronist und tatenhungrige Praktiker verfügte über all das, was, bei Melanchthon angefangen, in seinem Kopf vibrierte, sozusagen über die Anti-Musik der Bildung, der Rhetorik, der Logik und der modesten Glaubensauslegung, also des Anti-Diabolischen, und ausserdem verfügte er über das Exemplar einer lateinischen Wortkunde. Im übrigen besass Dr. Knorre die für Feldpostzwecke hergestellte, also kleingedruckte deutsche Übersetzung eines Kapitels aus den *Annalen* des Tacitus. Das musste er aus dem Gedäch-

nis vom Deutschen ins Lateinische rückübersetzen, um daraus unterrichten zu können.

Draussen ein freundlicher Tag. Es schien ihm, dass das Harzgebirge sich über der Wolkendecke befand. Oder aber das, was über der Ebene im Norden wie eine Wolkendecke aussah, war Nebel. In dem ungeheizten Hüttenraum brabbelten die «Schüler» dem Alphabet nach die lateinischen Vokabeln.

Auf diese Weise konnte in einer Sprache, die vom Deutschen so fern ist wie der Mond von der Erde, also auf sprachlichem Neuland, so dachte Dr. Knorre, deutsche Jugend ihren Neuanfang erlernen. Die Worte ziehen nämlich die Seelen hinter sich her. Und sind es viele Vokabeln (und füllen sie sich mit Erinnerung, Kameradschaftlichkeit, Tuchfühlung, Charakter und dem, was der Chronist aus ganzem Herzen und Wissen in sie einfüllt), erhalten sie Flügel.

An sich waren diese Jungen, das expektorierte einer ihrer Anführer, der sich vertraulich dem Pädagogen zu erkennen gab, für den Werwolfeneinsatz vorbereitet worden. In dem Grab ihrer Waffen im oberen Berggelände über der Hütte waren Sprengmittel versteckt. Pioniere hatten die jungen Menschen im Zerstörungswerk ausgebildet. Sie hätten nachts ihren Vorrat ausgraben und über eine der Ortschaften und die dortige Garnison herfallen können. Einen Augenblick erschreckte die Mitteilung den Chronisten. Dann tat er sich etwas darauf zugute, dass seine Autorität, die eines alten Mannes, ausreichte, die jugendliche Truppe von Vorurteil, sinnlosen Taten, dem Dämon abzuhalten. ER FÜHLTE SICH WIE DER VORSTEHER EINER KLOSTERANLAGE, DIE DOCH IMMER BILDUNGSSTÄTTE WAR UND IN DER SICH IM JAHRE 1'000, WEIL OFFENSICHTLICH DAS WELTENDE DROHTE, JUNGE MENSCHEN UM DIE ALTEN TEXTE WIE UM EINE FEUERSTELLE VERSAMMELTEN. Erst im späten Mai verstreuten sich die ihm Anvertrauten und begaben sich «ein jeglicher an seine Statt».

Netzwerk der Treue

Im Grossraum Berlin waren mehrere tausend von der Geheimen Staatspolizei Gesuchte versteckt. Es sind, wie Harald Welzer mir erzählte, immer Netzwerke, welche diesen Schutz bewirken. Kein einzelner kann versuchen, in einem Mietblock einen Menschen vor den Schergen zu verbergen. Der Blockwart würde es merken und melden (er muss daher eingeweiht sein und schweigen). Das nächtliche Rauschen eines Klosetts ist verdächtig. Selbst wenn der einzelne einen versteckten Juden von seiner Lebensmittelkarte miternährt, fehlt noch alles übrige für dessen Überleben. In einem Fall wurde ein in der Berliner Gesellschaft vielbewundertes Ehepaar, das sich wegen seiner Bekanntheit und der gehegten Freundschaften zu lange als immun gegen die Verfolgung gefühlt und den rettenden Zeitpunkt zur Flucht verpasst hatte, von Angestellten ihres Haushaltes, dem Dienstpersonal, über den Krieg hin gerettet. Kein Verräter unter so vielen Leuten. Eine Köchin (sie war mit dem Chauffeur des Hauses liiert, der auch, nachdem er von ihr getrennt lebte, schwieg) war nach Auflösung des Haushalts ihrer Herrschaften aufgestiegen zur Chefin der Kantine eines Luftwaffenstützpunkts. Sie war es, welche das obengenannte Paar unterbrachte. Inzwischen wussten 24 Personen von dem Rettungskomplott, alle hielten zueinander. Die Leistung, kommentiert Welzer, liegt in diesem einigenden Band der Verschwiegenheit.

- Dass sie die Chefin und den Chef in ihre Obhut nahm, dazu kann man sagen: So war sie erzogen.
- Hatte sie Veranlassung zu dieser Treue?
- Keine ungewöhnliche. Sie wurde gefragt und half.
- Da war sie bereits entlassen?
- Der Haushalt war aufgelöst. Das gefährdete Paar sass verkleidet in Bahnhofsgaststätten und wartete auf die Verhaftung.
- Die Verfolgten stiegen dann mit jeder Beförderung ihrer Schätzerin auf zu günstigeren Bereichen der Sicherheit?
- Und zu neuer Gefährdung. Es hing vom Geschick der Köchin (jetzt

Kantinenchefin) ab, die Zahl der Mitwisser richtig zu begrenzen. Sie bildeten einen «Staat im Staate». Nur ein solches Netzwerk schützt.

- Die Moralität, sagen Sie, liegt also *zwischen* den Personen, nicht nur *in* ihnen?
- Sie hielten in dieser Gruppe teilweise auch aus unmoralischen Gründen zusammen.
- Und stillschweigend gehören zum Netz auch die Eltern der Köchin?
- Alle Personen, die sie geprägt haben.
- Würden Sie das Widerstand nennen?
- Nein.
- Würden Sie es «unbeeinflussbar durch die oben» nennen?
- Ja.

Die Treuemaschine

Magda Bügelsack, geborene Stolzheise, aus Halberstadt, später verheiratet in Quedlinburg, besass ein klares Unterscheidungsvermögen: Vertrauenswürdig ist, was sich als zuverlässig erweist. Sie hatte eine Sehnsucht nach Treue. Woher? Von allen Vorfahren ererbt, von den Eltern erlernt, aus der Umgebung insofern, als alle ihre Freundinnen im Deutschen Reich das gleiche Bedürfnis hatten – gespiegelt in den Schlagern und ihren Freundschaften, in der Wahl dessen, den sie zu treffen suchten, mit dem sie sich verloben würden. Wenn es um etwas so Wertvolles geht wie das eigene Leben, dann hört die Beliebigkeit des Tausches auf. Das war nicht bloss Sehnsucht, das war ein Erfahrungssatz. Diese träge Gesellschaft von Treuegelöbnissen und von Träumern in eine rasch funktionierende Moderne zu überführen, das ist SACHE DER ORGANISATION.

Organisation wiederum beruht auf einer Währung, so Niklas Luhmann, der noch Flakhelfer war. Organisation gibt dem Anführer einer Vielheit das Recht, mit kurzen, den gesamten Begründungszusammenhang nicht

Nächtliches Bekenntnis

referierenden Befehlen die Kameraden oder Kameradinnen hin und her zu bewegen, in Tätigkeit zu versetzen und in einer Weise zu beschleunigen, die innerhalb der Traditionen, aus denen die Treueverhältnisse stammen, nicht zu erklären ist. Der Anführer braucht die Anerkennung, sie ist nur von denjenigen Gefolgsleuten zu bekommen, die ihm Treue schulden, weil sie von ihm Treue erwarten. Wo dieses System, zum Beispiel auf den Rückzügen, verfiel, endete auch die ORGANISATION, die wichtigste neuartige Maschine, die in den dreissiger Jahren des 20. Jahrhunderts zu den Maschinen des industriellen Zeitraums hinzutrat.

Nächtliches Bekenntnis

Im Mai 1978, an dem Tag, an dem der entführte ehemalige italienische Ministerpräsident im Kofferraum eines Autos in Rom tot aufgefunden wurde (wir erfahrenen Beamten standen noch unter dem Schock des Deutschen Herbstes), sprach mich der Kollege Reimers vom Landeskriminalamt NRW auf einem Bierabend, welcher der Verabschiedung des Kollegen Dettmers gewidmet war, auf das RECHTE SPEKTRUM der politischen Gewalttäter an. Das gehörte im Bundeskriminalamt zu meinem Beritt. Dem Grundstrom aktiver Gewalt, den wir auf der sogenannten Linken 1977 beobachten konnten, sagte er, entspricht auf Seiten der «jungen Rechten» ein beachtlicher Parallelstrom. Er spielte auf den Generationswechsel an, den wir beide für das rechte Spektrum bestätigen konnten. Wir kamen dann, weil wir in den zwei letzten Kriegsjahren Jahrgangskameraden in der beschleunigten Ausbildung zum Kriminalassistenten gewesen waren, auf die Frage, ob wir, unserer inneren Einstellung nach, zur Verfolgung von Straftaten im Terrorgefüge der Linken besser gerüstet seien als auf der rechten Seite des Observationsfeldes. Kollege Reimers betonte, für ihn gebe es nur Gewalttäter. Die programmliche Orientierung «nach rechten oder linken Sprüchen» (er

meinte damit das Schriftgut, die Zitate, welche die Straftaten begleiten) sei auswechselbar. Wir gelangten bis vier Uhr früh zu einer offenen Aussprache. Ich hatte das Gefühl, dass etwas in mir eine solch vertrauliche Aussprache schon lange anstrebte.

Ich weiss nicht, ob ich mich Nationalsozialist nennen soll, sofern ich meinen Beruf, vollgesogen mit Eindrücken aus dem Geiste der Bewegung, als 23-Jähriger mit Enthusiasmus antrat. Vorher Jungbannführer. Ich war u. k. gestellt, zunächst zur Absolvierung der kriminalistischen Ausbildung, dann wegen meiner offensichtlichen Fahndungserfolge. Auch machte eine Krümmung in meiner Wirbelsäule mich zum Fronteinsatz unfähig. So kam das Kriegsende. Meine Überzeugungen habe ich damals in mir verschlossen. Die Alliierten gliederten mich in den neu aufzubauenden Polizeidienst ein. Ich unterschrieb eine Erklärung, dass ich diesen Dienst treu und zuverlässig ausfüllen werde. Niemand fragte mich danach, was ich dachte, und im Herzen blieb ich das, was ich vorher gewesen war, was ich gemeinsam mit den Jahrgangskameraden während der Ausbildung mehrfach beschworen hatte. Hätte ich mich selbst verhört, hätte ich mich weiterhin als Nationalsozialisten bezeichnet.

Zugleich verhalte ich mich im Amt tadellos. Man merkt mir nicht an, was ich politisch fühle, und ich stelle darauf ab, dass man nicht von einem Nationalsozialisten sprechen kann, wenn es den Nationalsozialismus als organische Realität, als Bewegung und als Gruppierung nicht mehr gibt. Oft denke ich, dass gerade Nationalsozialisten gegen das Dritte Reich wirksam schutzgeimpft sind. Wir richten mit Schärfe den Blick auf das, was verloren ging, und sind immun gegen jede Phrase, die entweder positiv oder negativ über den Nationalsozialismus geäussert wird. Es gibt ja auch keinen Zeugen dafür (ausser an diesem Bierabend den Kollegen Reimers, der mich nicht verrät), dass ich nationalsozialistisch fühle, und zwar im wörtlichen Sinne «national» und «sozialistisch» (beides gibt es nur als Weltinnenraum oder Trauerarbeit, und es hat es auch vor 1945 vermutlich nur in Bruchstücken oder wenigen Momenten wirklich gegeben, es ist, wie wir damals sagten, eine IDEE).

Wenn ich so fühle, führe ich innere Monologe mit mir, ich füttere eine Haltung, und meinem Beamten Gesicht sieht niemand eine Regung an, die zu meinen Überlegungen passt. Wie man einen geheimen Schatz hütet als seelischer Drache. Nicht einmal mit meiner Frau, allenfalls mit dem Kollegen und Vorgesetzten Dr. Friedrich, von dem ich weiss, dass er Antifaschist ist, kann ich darüber sprechen (fast so offen wie mit Reimers). Ich stocke in meinem Bericht, weil ich an die Pistole denke (in Ölzeug verpackt), zwei Handgranaten, Mine mit Zünder, alles in einer Kiste in der Nähe von Kiel vergraben – das war der letzte Tätigkeitsimpuls, nämlich Werwolf zu werden zu *gegebener* Zeit, nicht damals, so kurz vor der Kapitulation. Das Zeug liegt immer noch dort. Vermutlich, ohne Rost anzusetzen in seinem Grab, so gut ist die Verpackung.

In meiner Personalakte findet sich kein Schatten, der auf mich fiele. Ich hatte als junger Kriminalist von 23 Jahren keine Gelegenheit, mich staatskriminell zu betätigen. Meine polizeilichen Erfolge galten Betrügern und Urkundenfälschern. Das war mein Dezernat. Raubtaten waren davon abgegrenzt.

Heute bin ich die rechte Hand des Chefs des Bundeskriminalamts, Dr. Horst Herold, eines leidenschaftlichen Könners. Gegenüber der politischen Rechten scheint er blind. Er kann nicht wissen, dass wir einen Könner wie ihn, wäre er seinerzeit zu unserem Dienst gestossen, mit Sicherheit eingestellt hätten. Er frönt seinem Computerfimmel. Solche Geräte hatten wir nicht. Rasterfahndung im Ansatz (in der Schule Nebes) kannten wir allerdings genausogut!

Ich machte den Chef aufmerksam auf den im Sinne der Vereinssatzungen, also zivilistisch gemeint, *gewaltsamen* Durchbruch der Jungen in der Neonazi-Szene (ich würde einen wirklichen Nationalsozialisten nie einen Nazi nennen, tue es aber durchaus in Bezug auf diese rechtsradikalen Gewalttäter, weil ich als Nationalsozialist ihren theatralischen Charakter durchschaue). Beim Verhör eines solch jüngeren Funktionärs der Rechten (die alten hatten sie abgesetzt), eines Verfassers von rechtsradikalen Schmähchriften und Kampfaufrufen, der aber selbst keine

Gewalttaten begangen hatte, festigte sich mein Eindruck, dass die rechte Gewaltbereitschaft mit unserer nationalsozialistischen Haltung nichts zu tun hat. Ich sage nicht, dass sie Schauspieler sind, wenn ich die Haltung bühnenmässig nenne, sondern dass ihre Anknüpfung an Symbole des Dritten Reiches eine historische Requisite, ein Ausdrucksmittel, ist. Wie sich Revolutionäre der Französischen Revolution als Cato, Brutus oder Mucius Scaevola verkleideten. Reimers bestätigte mir: Nur ein Nationalsozialist kann zuverlässig unterscheiden, wer ein Nationalsozialist ist oder sich nur aus dem Fundus der Geschichte bedient. Auch könne ein Nationalsozialist, meint Reimers, einen anderen Nationalsozialisten am besten von Irrtümern bekehren. Das ist schwerer möglich bei jungen Leuten, die das Nationalsozialistische nur markieren.

Da die Niederschrift des genannten Verhörs Beachtung fand, wurde ich mit dem Verhör rechter Gewalttäter fortlaufend beauftragt. Nach einiger Zeit überzeugte ich meinen Chef Dr. Herold davon, der rechten Gefahr mehr Aufmerksamkeit zu schenken. Er war damals schon sehr nervös, schlief neben seinem Chefbüro, arbeitete wie in einem Krieg Tag und Nacht. Nerven blank. Wenig Aufmerksamkeitsreserve. Er glaubte, dass jeden Tag in unserer Republik etwas Schreckliches geschehen könnte. Die Politiker irritierte er mit einem Wust von Denkschriften. Ich sah damals schon voraus, dass er sein Amt verlieren würde.

Meine kleine Arbeitsgruppe überführte inzwischen 37 rechtsradikale Täter. Jede der Ermittlungen erbrachte eine Verurteilung. Es dauert seine Zeit, bis eine Kriminalbehörde auf einem neu sich bildenden Täterfeld Verfolgungskompetenz entwickelt.

Aufführung eines Theaterstücks

Die Schülerinnen und Schüler, Lehrerinnen und Lehrer des ehemaligen Fürst-Franz-Gymnasiums, Dessau, führten an einem 20. April (Hitlers Geburtstag) in einer gutbesetzten Kirche, unter starkem Polizeischutz, belagert von Rechtsextremisten, ein selbstinszeniertes Theaterstück

nach dem Buch *Hitlers Urenkel* auf. In dem Stück sind 23 Täter rechtsradikaler Gewalttaten dargestellt. Andreas Marneros, der Autor des Buches, sagt: Rechtsradikale Gewalt ist schlicht kriminelle Gewalt.⁴ Gewalttätige Neonazis wissen nichts über den Nationalsozialismus, sind nicht politisch und haben keine fundierte Ideologie. Sie sind, so der national unbefangene Wissenschaftler, der aus Zypern stammt und das Dritte Reich so verabscheut wie die Mordtaten der Rechtsradikalen, GESCHÖPFE UNSERER GEGENWART. Es gibt keine Kontinuität zum Dritten Reich.

Allseitiger Kameradenverrat

Zwei Täter aus der rechtsradikalen Szene in einem ostdeutschen Bundesland haben zum Vatertag in Begleitung einer Kameradin einen Ausflug auf den Hexentanzplatz im Harz unternommen. Diese ist mit einem anderen Angehörigen der Szene liiert. Die drei kehren heim, die zwei Täter werden lüstern. Da sich die Kameradin weigert, einem der Alkoholisierten anzugehören, wird sie getötet. Die Täter vergraben die Leiche.

Im Laufe der Ermittlungen werden sie zunächst als Zeugen, dann als Beschuldigte vernommen. In ihren Aussagen beschuldigen sie sich gegenseitig. Der eine behauptete, vor dem anderen Angst gehabt zu haben. So habe er sich zunächst geweigert, die Leiche mitzutragen, die beide geschultert hatten. Der Kamerad habe geantwortet: «Ich habe keine Lust, in einer Nacht zwei zu verbuddeln.» Er habe ein Messer gezogen und ihn, den Ängstlichen, aufgefordert zu wählen, ob er helfe oder sich ebenfalls umbringen lasse. Daraufhin habe er die Leiche an den Füßen, der andere an den Schultern getragen.

Im Verlauf des Verhörs behauptete derjenige, der sich als der Ängstli-

4 Auf den Gerichtspsychiater und Hochschullehrer Dr. med. Andreas Marneros stütze ich mich auch in den folgenden drei Geschichten.

chere, im Tatverlauf Passivere darstellte (was sein Kamerad vehement bestritt), der aktive Kamerad habe ihn aufgefordert, die Leiche gemeinsam auszuziehen. Sie solle nackt begraben werden, damit die Kleider keine Rückschlüsse auf die Identität der Toten geben könnten. Entweder sei die Kameradin noch nicht tot gewesen oder aber der andere Täter, der nach Angabe des einen weniger Ängstliche, sei lüstern auf die Leiche geworden: Er habe sich an der Toten vergangen. Nur den Einfall, ein paar Grasbüschel auf das Loch, in dem die Tote sich befand, zu legen, sowie die Idee, Pfeffer darüber zu streuen, den die Täter mitgenommen hatten, um Spürhunde an der Entdeckung zu hindern, nahm der Täter auf sich. Der Szeneangehörige, zu dem die Tote eine Beziehung unterhielt, hatte seine Gefährtin dadurch zusätzlich verraten, dass er sich, nachdem er von ihrem Tod erfahren hatte, ganz zurückhielt, um nicht in die Ermittlungen einbezogen zu werden.

Hass ohne Ansehung der Person

Ein rechtsradikaler Mörder aus einem ostdeutschen Bundesland, der eine lebenslange Strafe verbüßte, begründete seine Weitsicht folgendermaßen: Juden gehören vergast. Warum? Antwort: Juden glauben an Jesus Christus. Das gilt aber dann, so der Psychiater, der die Fragen stellte, auch für Protestanten und Katholiken. Müssen sie auch vergast werden? Selbstverständlich. Und was sei mit den Kirchen in der Stadt? Sie sollten aus dem Stadtbild entfernt werden, sie seien hässlich, antwortete der Verurteilte. Es solle alles wieder so werden wie zu DDR-Zeiten, meinte er zu Ende des Gesprächs.

Der untersuchte Gefangene ist nicht verrückt, kommentierte der Forensiker. Jedes einzelne Trümmerstück seiner «Ideen» löst in ihm einen starken Affekt aus. Die Beziehung zwischen der Benennung und dem Affekt sei zufällig. Auch mit anderen Benennungen, symbolischen Auslösern oder «Ideen» würde der mörderische Affekt, einmal ausgelöst, funktionieren.

So etwas ist eine Mordmaschine und kein Mensch, meinte der Vorsitzende des Gerichts, mit dem sich der Gutachter besprach. «Menschliche Splitter» wäre besser, so wie man von den Splintern eines Geschosses spricht. Sie reißen die schlimmsten Wunden, urteilte der Gerichtsgutachten Charakteristisch sei, dass die Täter ihre Opfer gar nicht kennen.

«Finsternis im Kopf der Täter»

Zwei Mörder, ausgestattet mit nationalsozialistischen Symbolen, hatten in einer Nachbarstadt den Abend mit einer gemeinsamen Freundin verbracht und den Zug verpasst. Deshalb fuhren sie mit einem anderen Zug nach Dessau, wo sie ebenfalls den Anschluss verpassten. Sie mussten nunmehr bis vier Uhr morgens auf dem Bahnhof warten. Die Schwester eines der Mörder, angerufen, konnte sie nicht abholen. Der Vater des anderen Mörders schwankte einen Moment, ob er die beiden mit dem Auto holen sollte. Er hatte aber Alkohol getrunken und lehnte am Ende die Fahrt ab. Jetzt begannen die Mörder ihrerseits, Alkohol zu trinken. Später kam der dritte Mörder hinzu, Symbole der rechtsextremen Szene auf der Kleidung und am Körper.

Die drei zogen durch die leeren Strassen der Stadt. Um zwei Uhr nachts ereignete sich dann der Mord. Sie sangen das Afrikalied der Gruppe ‚Landser‘:

«Afrika für Affen, Europa für Weisse,
Steckt die Affen in ein Boot und schickt sie auf die Reise».

Danach sangen sie den Song der *Zillertaler Türkenjäger*:

«Zehn kleine Negerlein, die kamen nach Deutschland rein,
Einer hatte Beulenpest, da waren's nur noch neun.
Neun kleine Negerlein, die haben Drogen mitgebracht.
Russenmafia macht Bumbum, da waren's nur noch acht.

Acht kleine Negerlein, die wären gern geblieben.
Da kam ein Rudel Henkerskins, da waren's nur noch sieben.»

Dazwischen brüllten sie «Acht, Acht!» (das bezog sich auf zweimal achter Buchstabe des Alphabets, synonym für Heil Hitler).

Zuletzt:

«Der Haifisch und der Tintenfisch,
der Stör und die Moräne,
die hatten von dem Affenfleisch
drei Tage lang Migräne.»

Den Ermordeten kannten sie nicht. Der forensische Gutachter, der das Votum erstattete, das ihre Schuldfähigkeit zum Tatzeitpunkt bestätigte, erläuterte dem Gericht auf Befragen: Charakteristisches Merkmal aller drei Täter sei «marmorne Kälte gegenüber ihrem Opfer». Ob das als eine Fortsetzung des Dritten Reichs mit anderen Mitteln verstanden werden könne? Der Gutachter hielt das für ausgeschlossen. Er sprach von «Finsternis im Kopf der Täter». Die Mörder seien Produkt unserer gegenwärtigen Gesellschaft, soweit man «in solcher Weise zerstörte Menschen» ein Produkt nennen könne. Kann man von einem Unglück oder einem Unfall sprechen? fragte der Richter. In jedem Fall, antwortete der Gutachter, sei es Mord.

Unheimlichkeit der Requisiten

An der Volksbühne am Rosa-Luxemburg-Platz in Berlin verwalte ich die Kostüme. Die Regale, in denen sich die Requisiten und Kleider befinden, die für das Dritte Reich charakteristisch sind, bleiben mir auch nach jahrelanger Gewöhnung unheimlich. Die Hausregisseure gehen mit den Kostümen, Mützen, Helmen und Waffen unbedenklich um. Was, wenn in den Requisiten noch geisterhaft etwas von ihrem Ursprung weiterlebt? Oft handelt es sich ja, tröstet mich der Dramaturg, um nachgeschneiderte oder vor Kurzem erst hergestellte Objekte, die mit der Praxis

des Dritten Reichs keine Berührung hatten. Ich antworte: Die Songs von ‚Laibach‘, ‚Landser‘, ‚Volkszorn‘ sind gefährliche Requisiten.

Ich als Verwalter der konkreten Gegenstände bin wenigstens in der Lage, sie zu unterscheiden. Sie haben für mich nicht die pauschale Bedeutung, die sie beim Einsatz auf der Bühne mit Begleitmusik und Bühnenhandlung erhalten. Ein unterschiedsloser Gebrauch, so wie ich ihn von dem begeisterten Schlingensiefel kenne, der doch vom Nationalsozialismus, denke ich, nur eine schwache Ahnung besass, unterschätzt die Macht der Kostüme, nicht nur über schwache Gemüter.

Nun glaube ich nicht, dass rechtsradikale Gewalttäter unser Theater überhaupt besuchen. Eher zünden sie es an. Sie würden uns und das Theater als «linke Zecke» bezeichnen. So haben unsere Kostüme und Requisiten, die wir dem Publikum zeigen, sicher keine Wirkung. Es geht mir ja auch nicht um die Gewänder, welche die Schauspieler oder Sänger anziehen, oder um die Fahnen und Symbole, mit denen sie die Revue bespicken, sondern um den von mir verwahrten Gesamtvorrat. Ihn haben wir kürzlich ausgeliehen nach Babelsberg, als dort der Film über den 20. Juli hergestellt wurde. Nachts gehe ich oft durch mein Lager und sehe nach, dass sich diese Kleider und Gegenstände nicht unversehens in Bewegung setzen. So viel Vorsicht wenigstens scheint mir angebracht, dass wir in den Nachtstunden aufpassen, wenn sie unbeschäftigt und bei sich selbst sind.

Untreue, Opfertod

Ein Publikum, bestehend aus 89 Millionen Einwohnern eines Landes, suhlt sich jeden Samstag (und oft auch in den Zwischenzeiten) in Schlagern, Chansons und Melodien des Herzens. Viel und persönliches Gefühl, das in der Lebenspraxis keinen Eingang findet, bevorratet sich aus diesen Refrains populärer Musik. Das war die Einleitung eines Vortrags von Theodor W. Adorno in Berlin-Wannsee. Die «verschworene Ge-

meinschaft der Gemütsseeligen», fuhr Adorno fort (und er verlor das Interesse eines Teils der Zuhörer durch die Eleganz der Formulierung), kann charakterisiert werden als eine «Rotte von Verrätern an Gefühl» (an dieser Stelle gewann Adorno den ganzen Saal). Wenn Sie mich fragen, fuhr er fort, wer die populärsten Schlager, die während des Dritten Reichs gesungen oder im Stillen gesummt wurden, komponiert oder gedichtet hat und wer davon in den Konzentrationslagern umgebracht wurde, dann werden Sie feststellen, dass die Zustimmung zum Einvernehmen und zum Kitsch zugleich die Speerspitze des Mordes sind an diesen «Sündern im Geiste», den Kommerziellen im Gemütsgeschäft, die eine Mehrheit hinter sich wussten, aber nicht erkannten, dass dieser Beifall ihr Tod sein würde.

Ich bin voller Trauer, ergänzte Adorno, für diese «Dissidenten des authentischen Geistes», sie sind Phrasendrescher, Bediener der Dreiklangseele, hemmungslose Vereinfacher, Kriegsgewinnler an den Leiden der Menschen, das sie nach dem Spiegelbild ihrer Leiden in Form des Gesanges dürsten lässt. Anschliessend werden diejenigen, die so gern Schlager singen, zu Verrätern an dem, was sie angebetet haben. Sie werden kollektive Mordgesellen.

Das war den Zuhörern zu stark. Sie bildeten nicht ab, wovon Adorno sprach: Dass alle Texte populärer Schlager um das Thema Treue kreisen und die Gesellschaft, die in den Veranstaltungen von Funk, Film, Theaterabend und «Kraft durch Freude» dem mit absoluter Mehrheit zugestimmt hat, diese Treue der Urheber den Schlagern gegenüber nicht hält.

«Wenn ich Dich seh', da muss ich weinen»

Dr. Fritz Löhner-Beda, Textdichter von «Rosa, wir fahr'n nach Lodz» (Kriegsschlager von 1914), «Ausgerechnet Bananen», «Ich hab' mein Herz in Heidelberg verloren», Librettist von *Land des Lächelns*, *Giuditta* (von Léhar Mussolini gewidmet) und *Ball im Savoy*, wurde am Tag nach dem Anschluss Österreichs ans Reich in Wien verhaftet. Transport mit anderen Prominenten ins Konzentrationslager Dachau. Vergeblich

setzen sich Anwälte, Freunde aus den USA, Operettenfreunde und (begrenzt) Franz Léhar für ihn ein. Verlegung ins Konzentrationslager Buchenwald im September 1938. Später Einlieferung in Auschwitz. Die Arbeitsleistung dieses Intellektuellen im dortigen I.G.-Farben-Werk ist nicht exzellent. Bei einer Besichtigung durch Vorstandsmitglieder der I.G.-Farben werden sein Auftreten und seine Leistung bemängelt. Die von Fritz Löhner-Beda betexteten Schlager hätten sie singen können, den Urheber erkannten sie nicht. Aufgrund der Mängelrüge wurde Fritz Löhner-Beda am folgenden Tag totgeschlagen. Einheiten des Office of Strategie Services, die Ende April in Österreich und auf Reichsgebiet in ihren Jeeps nach Personen, Patenten und Depots von urheberrechtlich relevanten Verträgen forschten, hatten Auftrag, sich nach seinem Verbleib zu erkundigen.⁵

«Ich selber vertraue mich unschwer den anderen auf Treu und Glauben an»

Ein schwedischer Polizeikommissar, nach seiner Pensionierung als Privatdetektiv tätig, forschte im Auftrag einer New Yorker Anwaltsfirma und untergebracht in einer Delegation des schwedischen Roten Kreuzes, welche Russlands Westgebiete besichtigte, nach dem Verbleib von Helene Jellinek, der Frau und Erbin von Dr. Fritz Löhner-Beda. Die Anwaltsfirma fahndete, weil das Überleben des Urhebers als nicht gesichert

5 Urheberrechte gelten in der Bundesrepublik bis 70 Jahre nach dem Tode des Urhebers. Demnach sind die zahlreichen Rechte von Dr. Löhner-Beda mit Ablauf des Jahres 2012 erloschen. Ihre Relevanz beruht darauf, dass sie mit Melodien verknüpft sind, welche durch die Wiederholung in allen öffentlich-rechtlichen Stationen einen elementaren und globalen Wert darstellen. Ist es von Bedeutung, dass der Zeitpunkt des Auslaufens dieser Rechte infolge eines Willkürakts unter Verantwortung und auf dem Gebiet des Deutschen Reichs stattfindet? Muss, fragt der Verlag, die Frist nicht bis zum Ende eines zu vermutenden natürlichen Endes des Urhebers verlängert werden oder muss, aus Protest gegen den Tod dieses Autors und aus Trauer um alle seine Todesgenossen, das Urheberrecht nicht generell abgeschafft werden, weil der Fall dessen Ungerechtigkeit zeigt?

galt, nach einem Erben, da es um die gewerbliche Auswertung wertvoller Musikstücke ging. Der schwedische Detektiv stellte fest, dass Helene Jellinek, sukzessive aller Vermögensteile enteignet, die ihr durch ihren Mann übertragen waren, am 31. August 1942 von Berlin nach Minsk deportiert und am 5. September dort ermordet worden sei. Die Expertise des Kriminalisten erreichte New York am 30. April 1945 telegrafisch. Er hatte die Information über einen schwedischen Generalkonsul nach Stockholm und von dort über das Atlantikkabel übermittelt.

Ungeschickter Sprung

Wir hatten den Eindruck, dass es um Tage ging. Zwischen den russischen Voraustruppen und unserem Lazarett gab es nach Auskunft der Garnison, die sich ebenfalls auf den Fluchtweg machte, keine eigenen Einheiten mehr. Das berichtete der Chefarzt des Lazaretts, der Frau und Kinder nach Judenburg, also nach Westen, vorausgeschickt hatte. Mein Oberarzt, fuhr er fort, hatte uns verlassen. Wir galten hier in der Ostmark seit einigen Tagen als Ausländer, wenn wir Deutsche waren. Die Schwestern räumten die Abteilungen. Mittels Leiterwagen und einiger Sanitätskraftwagen, die im Pendelverkehr fuhren, verteilten wir die Patienten auf Kliniken, stets weiter westlich. Ich folgte der Familie nach Judenburg.

Es geschah dann aber mehrere Tage lang nichts Entscheidendes. Erneut Wartezeit. So wie der ganze Krieg vor allem aus Wartezeiten bestand. Äusserlich auf die Art und Weise, wie wir Ärzte einem Heilungsprozess zusehen, bei dem wir nicht helfen, sondern nur abwarten können. Aber im Krieg heilt nichts. Daher fuhr ich nochmals in Richtung Osten zum Lazarett, um festzustellen, ob wir in der Eile der Flucht nicht etwas übersehen hatten. Der Assistenzarzt Dr. Schmittchen, der seine schwangere Frau keinem Transport aussetzen wollte, hütete die Stationen, auf denen

neue Verletzte eingetroffen waren. Der junge Arzt fühlte sich im Schutz des Lazarettts bei einer Übernahme der Stadt durch die Russen sicherer als auf einer Flucht. Mit einigen Weinflaschen aus dem Keller des Lazarettts, fuhr der Chefarzt fort, ergatterte ich einen Platz hoch oben auf der Ladung eines Militärlastwagens. Bei Ankunft in Judenburg war ich übermüdet. Beim Absprung von meinem Hochsitz, ähnlich hoch wie auf einem Erntewagen, beladen mit Heu, kam ich mit dem rechten Bein ungeschickt auf. Ich schrie. Ein unerträglicher Schmerz. Zunächst konnte ich nicht vom Boden aufstehen. Ich diagnostizierte: Wirbelbruch. Das bestätigte mir der Garnisonsarzt am Ort. Zwei Brustwirbel geknickt. Er wollte mich in ein Gipskorsett packen. Ich aber hoffte noch, mit Frau und Kindern auf einem Leiterwagen über das Gebirge entkommen zu können. So liess ich mich auf Sandsäcke, auf den Bruch austariert, betten. Wieder Wartezeit, auf dem Leiterwagen erträglich und im langsamen Trott zu den Vorposten der Alliierten führend.

«Mourir pour Danzig»: Niemand will für Danzig sterben

Eine Gruppe von Franzosen, zunächst Kriegsgefangene von 1940, dann zwangsweise für den Arbeitseinsatz im Reich rekrutiert, war im März aus dem Baltikum bis nach Danzig gelangt. Sie hatten sich in ihrem sklavenähnlichen Status eingerichtet. Eine «Befreiung» durch die Rote Armee erschien ihnen zunächst nicht geheimer.

So hatten sie sich in Danzig auf einem Gelände von 100 m² eine Hütte und ein Vorratslager gebaut. Sie waren ausgezeichnete Facharbeiter (einige von ihnen im früheren Zivilberuf Automechaniker). Auf dieses abgesteckte Territorium hatten sie Nahrungsmittel, Gebrauchswaren und Werkzeuge geschafft. Hier wollten sie eine Zeitlang überleben.

Dann wurde Danzig Ende März von polnischen und russischen Divisio-

nen überrannt. Die Gruppe der Franzosen sass auf ihrem Fleck Danzig quasi exterritorial (wie auf einer Insel). Eine grosse Trikolore hatten sie aus zusammengeräubten Stoffen angefertigt und gehisst. Die Sprachschwierigkeiten bei Kontakt mit den bewaffneten Ostslawen waren beträchtlich. In ihrem Zwergstaat, den die Russen ihnen garantierten, entwickelten sie einen regen Tauschhandel, auch führten sie gegen Naturalien Reparaturaufträge durch. Es war möglich, Feste zu feiern. Einige Frauen hatten sich dieser als sicher geltenden «Freistatt» zugesellt. So entdeckte ein Mitarbeiter des schwedischen Roten Kreuzes das verlorene Häuflein, das praktisch seit 1940 unterwegs war. Es war aber nicht einfach, die Gruppe zu repatriieren. Wie eine Fundsache war ihre Existenz höheren Orts gemeldet worden. Sie wurden schliesslich, von russischen Beauftragten begleitet, am letzten Tage des Aprils in Richtung Odessa auf den Weg gebracht. Viel Beute und Andenken aus Danzig im Gepäck. In Odessa wurden sie eingeschifft und über die Meeren nach Marseille transportiert, von dort aufgeteilt in ihre Heimatorte. Sie gehörten zu den wenigen Franzosen, die das Terrain, das Auslöser des Kriegs gewesen war, persönlich gesehen hatten. Sie hatten aber wenig Gelegenheit, über ihre Abenteuer dort zu erzählen. Niemand in Frankreich interessierte sich für Danzig. Die Zeiten waren erregt.

«Sehe ich ein Oberhaupt, stelle ich mir sein Aus-Sehen vor Ohnehaupt»

Ich bin Obergefreiter. Jedenfalls bringe ich eine Skatrunde immer noch zum Lachen. Ich gelte als Formulierer. Im Dienst kommt es jetzt (für vielleicht noch fünf Tage, die wir aushalten müssen) darauf an, irgendwie zu überleben. Das setzt der Freude am Ausdruck Grenzen. Wir haben in den letzten drei Wochen vier unterschiedliche befehlshabende Offiziere gesehen. Jeder betrachtete sein Kommando als Neuanfang. Kurz darauf wieder abberufen oder tot. Diese Neulinge hatten stets

eine andere Vorstellung von unserem Wachdienst. Wir bewachen ein Munitionslager. Fremdarbeiter, die sich organisierten, hatten ein Loch in den Zaun geschnitten und versuchten, mit Körben von Munition zu fliehen. Das Gefecht kostete uns zwei Verwundete. Ihre Verletzten und Toten haben sie mitgenommen. Wir rechnen mit einer Vergeltungsaktion dieser Partisanen. Die grössere Gefahr droht aber nicht von ihnen, sondern von den eigenen Vorgesetzten. Ich widerspreche ihnen nie. Wären sie länger bei uns, könnte ich dem einen oder anderen von ihnen trauen. Sie wüssten dann, dass ein gutes Verhältnis zu uns Chargen eine Lebensversicherung darstellt. Das erfährt aber nur jemand, der länger mit uns lebt. Spricht einer dieser Neuen und so rasch Vorüberziehenden zu mir (zum Beispiel: wir sollten Trupps ausschicken, die nach den Partisanen suchen), stehe ich stramm und schweige. Würde ich sagen, was ich über den Befehl denke, brächte mich das vor das Kriegsgericht: Kopf kürzer (obwohl sie uns Soldaten eher erschiessen oder erhängen). Im fünften Kriegsjahr würde ein Vorgesetzter alter Schule (die aber sind alle gefallen) einen Obergefreiten nicht vor sich strammstehen lassen, sondern in gelockerter Formation mit ihm sprechen, in der Hoffnung, dass er auf diese Weise etwas für ihn Wichtiges erfährt oder ein Wunsch, den er äussert, erfüllt wird. So stehe ich vor einem der neuartigen Offiziere (wann ich vor dem nächsten so dastehen werde, weiss ich nicht), und währenddessen schweige ich und denke: «Sehe ich ein Oberhaupt, stelle ich mir sein Aus-Sehen vor Ohnehaupt.»

Neuer Zweck für altes Grundstück

Über einem Grundstück in Stuttgart, das im April 1945 zerstört dalag und dessen Tiefkeller einst vier Stockwerke umfassten, die auch noch erhalten sind, aber zur Erdoberfläche hin verschlossen und überbaut wurden, ist ein technisches Gebäude entstanden, von dem aus US-Experten Drohneneinsätze planen und steuern, die in Afrika, vornehmlich

in der somalischen Küstenregion, vermutliche Terroristen gezielt umbringen. In den Kellergewölben lagern noch jetzt, aber unerreichbar, Vorräte an Kolonial waren aus der Zeit, bevor das ursprüngliche Gebäude abbrannte. Es handelte sich um ein Geschäftshaus, das sich mit der Einfuhr afrikanischer Produkte befasste.

Anstelle eines Nachworts

Freitag, 2. August 2013, Elmau

Hundstage. Ich bin ins Gebirge gefahren. Auch hier Fliegen. Erst kommenden Mittwoch, heisst es, wird ein Tief die Mauern aus Hitze abräumen. Mein eigensinniger Versuch, ein Buch über einen einzelnen Tag zu schreiben, macht mir Sorgen. Seit Pfingsten sitze ich ununterbrochen an den Texten, habe alle Termine abgesagt. Dabei hatte ich bereits vor Pfingsten ein Manuskript, das ich für fertig hielt.



Abb. 25: Bei Hitze half früher das Sommerbad. Im Bild rechts unten, kenntlich an dem Halbrund des Nichtschwimmerbeckens. Bildausschnitt eines Luftbildes der U. S. Air Force nach einem Bombardement der Halberstädter Junkers-Werke (weisser Pfeil). Man sieht die Bombeneinschläge, einer dicht neben meinem Nachhauseweg vom Sommerbad an der Brauerei am Goldbach vorbei.

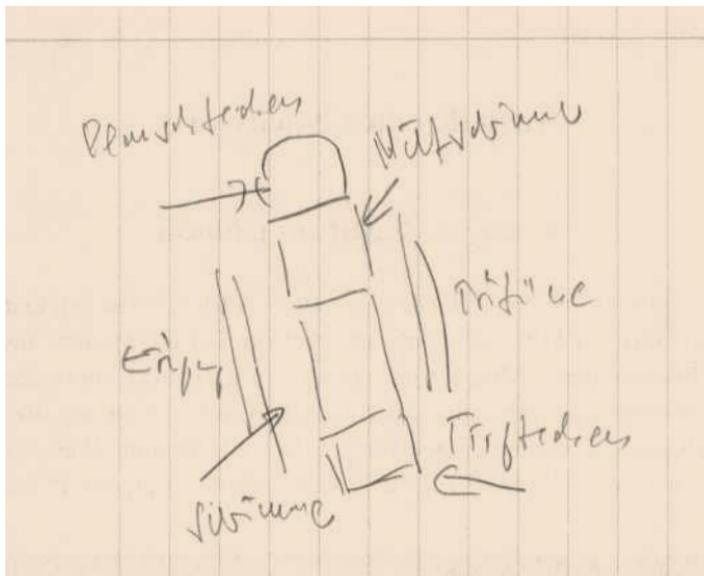


Abb. 26: Umriss des Sommerbads.

Samstag, 3. August 2013, Elmau

Schreibblockade. Es ist schwer, die verwirrenden, aber konkreten Tatsachen des 30. April 1945 mit der «Perspektive» aus viel späteren Jahren, in der «Stunde Null» sei ein Neubeginn enthalten, zu verknüpfen. Der Film DER UNTERGANG, klaustrophobisch und binnenorientiert auf unser Land, treibt meine Phantasie nach San Francisco. In den Minuten, die nach mitteleuropäischer Zeit den Moment umfassen, in dem Hitler die Tür zu seinem Sterbezimmer schliesst, putzen sich die Diplomaten, die an diesem Tag in San Francisco über Gründung und Struktur der Vereinten Nationen verhandeln werden, die Zähne, sie duschen, frühstücken und bereiten sich auf den Tag vor. Ich sehe Lastwagen vorfahren. Koffer und Aktenbestände werden verladen. Die Russen drohen mit Abreise. Sie fordern ultimativ das Vetorecht und den gemeinsamen

Vorsitz der vier Grossmächte in der Vollversammlung. Russland ringt um Anerkennung als gleichberechtigte Grossmacht (wie heute). Merkwürdiges trifft zusammen: Parallel zur Gründung der Vereinten Nationen versammeln sich in Oakland, einem Nachbarort von San Francisco, die Arbeiterorganisationen der Welt. Erstmals seit 1914 treffen die zerstrittenen Lager der Arbeiterklasse wieder aufeinander. Währenddessen in San Francisco: Ein Heidegger-Doktorand, jetzt Chef-Delegierter des Libanons, am Tisch mit Eleanor Roosevelt, erläutert der Presse die Absicht, binnen drei Jahren die Endredaktion der Menschenrechte fertigzustellen. Keine Präambel, sondern verbindliches Weltgesetz.

Sonntag, 4. August 2013, Elmau

Ein Dirigent ist hier. Er trägt ein etwa einjähriges Kind auf dem Arm. In zweiter Ehe hat er eine Schauspielerin geheiratet, die am Burgtheater Wien spielt. Vor fast zwanzig Jahren habe ich diesen Dirigenten porträtiert, als er Glucks ALCESTE an der Staatsoper Berlin leitete. Seine Frau will sehen, wie er in einem soviel jüngeren Status aussah. Ich muss eine DVD besorgen.

Alceste, eine Oper aufbrausender Emotionen. Sie behandelt ein Heimkehrerschicksal. Der König von Theben, Admetos, ist im Krieg tödlich verletzt worden. Er wird nur überleben, sagen die Götter, wenn sich ein anderer für ihn opfert. Nur seine Frau Alceste, die ihn liebt, ist hierzu bereit. Später wirft Admetos seiner Frau Eigenmächtigkeit vor. Ohne Einwilligung ihres Mannes darf sie sich nicht ins Totenreich begeben (so ist das weltliche Recht).

Da sie einander lieben, gehen *beide* in den Tod.

Gibt es solche Emotionalität auch für eine Liebeshandlung zum Ende des Zweiten Weltkriegs? In Bernd Alois Zimmermanns Musik gibt es Passagen, die auf das Kriegsende 1945 zurückweisen. Man kann sicher sein, dass es in der Wirklichkeit des 30. April 1945 Beispiele von Selbstopfern gibt: Ein jüdischer Geheimdienstoffizier fährt weit hinter die

deutsche Front, will seine Geschwister finden, die aus einem Konzentrationslager auf einen Todesmarsch geschickt wurden. Er stirbt. Eine frischverheiratete Frau bringt Pferde aus dem elterlichen Landgut in die eingeschlossene Garnison ihres Mannes, damit er sich mit ihr rettet.

Zu den Erzählungen, in denen einer sich für den anderen opfert, tritt die Emotion der BEFREIUNG: Todeskandidaten, Gefangene, Zermürbte sehen sich plötzlich befreit oder befreien sich selbst. Das wurde nicht in Musik gesetzt. Es gehört aber zu diesem Tag. Noch immer regiert der «dunkle Gott=Derschmerzen». Ich stelle mir also eine Trauermusik vor.

Freuten sie sich nicht über ihre Befreiung?

Von einem Totenkopfverband der SS waren die Gefangenen aus dem Konzentrationslager noch zu einem Ort in der Nähe der dänischen Grenze transportiert und in ein Gasthaus gebracht worden. Nach Übergabe an das schwedische Rote Kreuz (nur noch zur Flankierung der Verhandlungen des Reichsführers, nicht mehr unter der Bedingung einer Gegenleistung) wurden sie dort wie in einem Lazarett von Ärzten behandelt. Die Schweden wollten die Gefangenen durch Kräftigungsspritzen und Sonderrationen zunächst körperlich in einen besseren Zustand versetzen. Die Gefangenen schienen wie gelähmt.

- Freuten sie sich nicht über ihre Befreiung?
- Kein beobachtbarer, sofortiger Seelenumschwung.
- Als ob sie noch nicht an die neue Situation hätten glauben können?
- Im Gegenteil: als ob sie aus der Situation ihrer Gefangenschaft nicht hätten herausfinden können. Wie in einem Irrgarten gefangen.
- Konnte man sie befragen?
- Jederzeit. Aber ihren Antworten war nicht zu trauen. Sie erschienen uns zufällig.

- Sie meinen, dass die Seelen für einen extremen Schicksalswechsel dieser Art zu träge sind? Sie brauchen viel Zeit.
- So in etwa. Es musste ja auch alles vom Deutschen ins Schwedische oder Englische übersetzt werden. Dabei ging Information verloren.

Korrekte Verlangsamung an der Übergangsstelle zwischen Terror und Ahnung der Freiheit

In Beethovens Oper *Fidelio* treten die Gefangenen aus dem Gefängnis ans Licht und beginnen auf den Taktschlag des Dirigenten hin sogleich mit dem Freiheitschor. Dieser fängt verhalten an, gerät aber sehr rasch in starke Bewegung und steigert sich. Diese Form der Inszenierung, die Beethovens Partitur und seiner Regieanweisung entspricht, hielt der Regisseur Calixto Bieito für unrealistisch. Die Starre sämtlicher lebendigen Funktionen, die sich in der Gefängniszelle auf alle übertragen hat, kann nicht rasch und auch nicht von den einzelnen abgelegt werden. Der Regisseur hatte für die Bühnendekoration ein gewaltiges Gitterwerk herstellen lassen. Die Bewegung der Choristen durch dieses Hindernis hindurch zum Bühnenvordergrund gab der Regie die Möglichkeit, den langwierigen Prozess anzudeuten, in dem sich die Erinnerung an früheres Leben und damit an die Hoffnung befindet, die das Himmelslicht verspricht. Weil keine Noten aus der Oper für diesen Zeitraum zur Verfügung standen, liess sich Calixto Bieito in Abstimmung mit dem Dirigenten eine grössere Zahl von Takten aus dem Streichquartett op. 132 aus. Die Musik wurde durch Orchestermusiker, die in einem Korb über der Szene schwebten, eingespielt.

Montag, 5. August 2013, Elmau

Anruf vom Haus der Kulturen (Scherer). Es geht um Unterlagen. Ein Projekt mit Richard Sennett und Saskia Sassen ist für 2014 geplant. Es geht um «Anthropozän». Die Geschichte der Menschen (von 70'000 Jahren vor Christus bis heute) soll verknüpft werden mit dem Thema «Umschlagspunkte der Zivilisation». Hier spielen die Städte und die Urbanität, die «Stadt als Toleranzleistung», eine Rolle (von den Megastädten um 3'000 v. Chr. in Mesopotamien bis Lagos, Shanghai oder São Paulo heute). Das hält mich zwei Stunden von meinen Texten fern. Auch empfinde ich (irritierend) die Dominanz der Gegenwart, die ihre Verankerung in allen Vorzeiten besitzt: eine mächtige Masse an Bildern. Nachmittags kommt meine Frau. Endlich Durchbruch. Im Schlusskapitel («Ich, der letzte Nationalsozialist in Kabul») wird eine Sequenz von Geschichten eingefügt über «das dem Vernichtungsprinzip des Kriegs abgerungene Stück Zivilisation», die KAPITULATION.

Die «bedingungslose Kapitulation» (es gibt sie auch im Liebesleben) ist am 30. April 1945 (bei der erdrückenden Mehrheit in den zivilen Notgemeinschaften, Haushalten, bei Frauen und Kindern wie bei den Soldaten) eine VERINNERLICHTE TATSACHE. Kampfeswut, Zorn, die Kriegsziele, die Hybris sind abhandengekommen. Das ist der Unterschied zu 1918, als alles auseinanderläuft, aber im Inneren der Rachegeist floriert. Jetzt folgt – gerade auf den Versuch, zuletzt den Krieg total zu führen – die vollständige Übergabe. Deditio.

Dienstag, 6. August 2013, Elmau

Hitlers Leibarzt, Dr. Morell, soll in einem vertraulichen Luftschutzkellergespräch im Hotel Adlon mitgeteilt haben, Hitlers Kopfgrippe im Jahr 1943, die nur schwer heilte, habe einen Hirntumor ausgelöst. Die parkinsonähnlichen Erscheinungen und Hitlers körperlicher Verfall sei-

en auf diese Geschwulst im Hirn zurückzuführen. Hitler war todgeweiht. Je länger ich mich mit dem 30. April 1945 beschäftige, desto weniger spielt für mich Hitlers Tod an diesem Tage eine Rolle. Es ist zwar verblüffend, was dieser Mann in seinen letzten Tagen noch zu befehlen vermag: Er lässt seinen Schwager umbringen. Er lässt seinen ehemaligen Leibarzt Karl Brandt (der wegen eines Konflikts mit Dr. Morell seine Stellung verlor) zum Tode verurteilen, weil dieser Frau und Kinder in Thüringen in Sicherheit brachte. Die Leute, die den zittrigen Feldhern bis zu seinem Tod schützten, auch seine Sekretärinnen, verhielten sich loyal. Aber die Ohnmacht des Mannes, der an diesem Tage seit der Mittagslage um 13 Uhr weiss, dass es keinen Ausweg oder rettenden Zufall mehr gibt, ist umfassend. Seine Existenz im Umkreis des Bunkers, im Weltmassstab ein einzelner Punkt, ist unwirklich geworden, noch ehe er die Waffe auf seinen Oberkiefer richtet.

Das Markante an diesem Tag scheint mir dagegen eine fast vollständige (den Tod Hitlers ahnende, aber von ihm unabhängige) WANDLUNG IN DEN KÖPFEN DER ÜBERLEBENDEN. Es entsteht hier eine Öffnung zur westlichen Welt, die später das Wirtschaftswunder ausmachen wird.

Ob ich noch über die Elbe nach Westen gelange oder in einer Kolonne nach Osten abgeführt werde, kann über mein Leben entscheiden. Die Orientierung geht *räumlich* mit Entschiedenheit nach Westen. Das beendet *zeitlich* deutsche Sonderwege, die sich über mehr als 200, vielleicht auch 1'000 Jahre hinziehen.

Horror vacui. Ein Beispiel für das Bedürfnis nach «Westen»

Nördlich der Kolonnen der US-Armee, die seit dem 10. April 1945 in Richtung Magdeburg vordrang und an der Elbe anhielt, lagen die modernsten Automobilfabriken Europas. Sie waren so neuartig, dass sie in den Karten der amerikanischen Truppe nicht eingetragen waren. Des-

halb fuhren die Amerikaner an Wolfsburg vorbei, in gewisser Hinsicht beleidigend für Belegschaft und Leitung dieser Werke, die sich noch immer für einen wichtigen Produktionsfaktor im Lande hielten. Die Mannschaften der SS und des Volksturms sowie ein Teil des Werkschutzes hatten sich entfernt. Grosse Sorge bereitete die Haltung der Fremdarbeiter. Vertrauensleute des Werkschutzes und der Werksleitung, die den Lagern der Fremden beigegeben waren, berichteten von stark unterschiedlichen Einstellungen. Französische Arbeiter schützten das Kraftwerk. In den Lagern und Aufhalten der Ostarbeiter dagegen: Gärung.

Der Einfall, ein Proviantlager gezielt zur Plünderung freizugeben (agents provocateurs des Werkschutzes hatten den Sturm auf das Proviantamt angezettelt), hatte sich nicht bewährt. Die mit Beute beladene Rotte war nicht in ihre Quartiere zurückgekehrt, sondern hatte sich im Freien niedergelassen und schien erpicht auf weitere Bewegungsfreiheit, ja, es hiess, sie plane einen Weitermarsch zu den Siedlungen deutscher Arbeiter und Ingenieure.

Ein Betriebsdirektor fuhr mit zwei deutschamerikanischen Ingenieuren Richtung Süden. Sie sollten Kontakt mit einer US- Einheit suchen und diese zur Besetzung der Industriegelände heranführen. Man sah keinen anderen Ausweg, als die Verantwortung in fremde, endgültige Hände zu legen. Das Interregnum zog sich über zwanzig Tage hin. Inzwischen waren Werkshallen zur Reparatur von Zivilfahrzeugen hergerichtet worden. Man hätte auch Militärfahrzeuge der Alliierten reparieren können und sandte den drei Verhandlungsführern einen Boten nach, ihnen dies mitzuteilen, weil es einen zusätzlichen Anreiz darstellte, den Feind endlich zur Besetzung und Sicherung des Geländes anzulocken.

Mittwoch, 7. August 2013, Elmau

Nach heftigen Gewittern gestern abend, Blitze über die ganze Wettersteinkette hinweg, heute kühl. Hirn und Körper brauchen das.

Jürgen Habermas ist aus Athen zurück. Die «Umschlagspunkte der Zivilisation» (vor allem die beiden Achsenzeiten 3'000 v. Chr. und 500 v. Chr.) interessieren ihn. Er arbeitet darüber. Das ist vermutlich mein letztes Buch, sagt er. Im Januar will er aber nicht nach Berlin reisen. Ich frage ihn nach dem April 1945. Wie bei *allen* anderen, die ich anspreche, viel Erinnerungstoff, aber keine Erinnerung an den einzelnen Tag.

Ich habe die gleiche Frage Enzensberger, den Historikern Ian Kershaw, John Zimmermann, Christian Hartmann, aber auch Zeitzeugen wie Fritz Wilde oder Siggie Gebser gestellt. «Ich habe im Radio gehört, dass Roosevelt gestorben ist.» «Den Tag, an dem die Alliierten einmarschieren sind, sehe ich vor mir.» Reiche Bilder der Erinnerung, aber Datierung nur aufgrund äusserer Ereignisse. Der einzelne Tag ist erinnerungstechnisch Niemandsland.

Donnerstag, 8. August 2013, Elmau

Achter August 1918. Katastrophentag an der Westfront. Nervenkrise Ludendorffs. Gehörsturz? Weil er den ganzen Tag das Telefon am Ohr, dem Gleichgewichtsorgan, hatte? Es ist aber alles aus der Balance geraten. Von Historikern wie Pöhlmann und Krumeich wird Ludendorff für «unterschätzt» gehalten. Seine verrückten politischen Aktivitäten nach dem Krieg färben das Urteil darüber ein, sagen die Historiker, wie er sich im Krieg tatsächlich verhielt. Am «Schicksalstag der Westfront» habe er sich «zivilisiert» verhalten. Er erkannte nämlich professionell an, dass eine ENTSCHEIDUNGSSCHLACHT verlorenging und dass dann der Widerstand aufhören musste. Kein asymmetrischer Krieg, kein Werwolf, keine Verteidigung à outrance. Nicht die Barbarei des nicht enden wollenden Kriegs.

Freitag, 9. August 2013, Elmau

Der Roman *Der Mann ohne Eigenschaften* beginnt an einem Augusttag des Jahres 1913. Der erste Band erschien 1930. Aus der Rückschau geht es um die Erfahrung des Ersten Weltkriegs und der ihm folgenden «neuen Zeit». Auf der drittletzten Seite (1651) des Riesenbuches schreibt Musil:

«Der gealterte Ulrich von heute, der den Zweiten Weltkrieg miterlebt und aufgrund dieser Erfahrungen seine Geschichte, und mein Buch, epilogisiert. [...] Es ermöglicht auch, die Geschichte und ihren Wert für die gegenwärtige Wirklichkeit und Zukunft zu betrachten.»

91 verweht. «Kein Möglichkeitsmensch»

Im Jahr 1945 war Hans Rückert 22 Jahre alt und im Einsatz. Heute gelangt er zu folgender Lagebeurteilung:

Im Bezirkskrankenhaus hat das CT drei grosse Krebsplacken auf der Oberfläche meiner Leber bestätigt, die das Organ zerstören werden. Es handelt sich um Metastasen, sagt der Arzt. Der primäre Herd ist noch unbekannt, kann aber in der Lunge sitzen. Positiv, dass in meinem Alter von 91 Jahren, die todbringenden Zellen nicht so rasch wachsen, wie bei einem jüngeren Menschen. Es bleibt also eine Frist für den Abschied, auch zur Ordnung meiner Verhältnisse. Ich habe niemanden ausser mir selbst, der die Wohnung, in der ich lebe, auflöst, meine Bücher verteilt. Ich habe meine Memoiren begonnen.

Verweht meine Zeit. Im Ohr, aber nie selber gesungen, habe ich Schlager und Jugendlieder. Ich habe Romantik stets missbilligt, weil meine Welt als Zweiundzwanzigjähriger (wir haben 1945 unsere Bewährung erkämpft) aktiv, brutal und nirgends «selig» war. Mich hat das nicht gestört. Mich kränkt, dass der Ernst dieser Zeit verschwunden ist. Ich kann mich nicht auf das berufen, was ich erlebt habe. Niemand hört mir zu, wenn ich davon berichte, was bei Kriegsende doch Tatsache war.

Nochmals 44 Jahre später! Nach 40 Jahren Aufbauarbeit oder besser Reparaturtätigkeit ist auch dieser zweite Umbruch, von meinem vermutlichen Todesjahr aus gesehen, also etwa 2014, *verweht*. Kaum einer ausser den unmittelbar Betroffenen interessiert sich für die Einzelheiten von 1989, die noch mein Leben ausmachten. Ich gehörte als Funktionär der Nationaldemokraten zum antifaschistischen Block und war als Offizier der Volksarmee einer derjenigen, die bewusst Macht nicht ausübten, welche sie doch offensichtlich hatten. Ich fordere keinen Lohn für meine Tugenden und Verzichte, möchte aber davon Interessierten erzählen können. Die in die Relevanz eingerückte «Generation Berlin» bildet zwar einen Machtblock in Europa, ist aber im Weltmassstab in ihrer Bedeutung zurückgestuft. Wer in Brasilien, Ägypten, Indien oder China hört sich die deutschen Wichtigkeiten noch an?

Oft denke ich: Es kann doch nicht sein, dass ein ganzes Menschenleben aus Abschnitten besteht, die nacheinander entwertet wurden. Keine Geldentwertung enttäuscht so wie die Abwertung von Erzähkraft. So will ich doch, in «Tagen abgerungen meinem tödlichen Fleische», wie Heiner Müller es formuliert hat, meine Erinnerungen niederlegen. In der Hoffnung, dass irgendein Archivar sie in seinen Beständen aufbewahrt oder dass irgendeiner, der mein Skript gar nicht findet, doch ahnt, dass er etwas zu erfahren versäumt hat. Auch ist es möglich, dass ein künftiger Lebensgefährte meiner zwei Enkelinnen etwas davon ins Internet stellt. Immerhin war ich als Zweiundzwanzigjähriger schon Leutnant der Panzerwaffe; noch im April 1945 fahr ich in diesem Gefährt, solange das Benzin reichte, und hätte noch Granaten übriggehabt, wäre ich einem Feind begegnet. Im Winter auf das Jahr 1979 gehörte ich zu den politisch Verantwortlichen für den Wintereinsatz, der unsere demokratische Republik und deren Industrien aus der Eis- und Schneewüste befreite.

Das einzige (nicht durch Gesetze, Vorurteil und Einbildung installierte) Eigentum ist die Lebenszeit, die Karl Marx Arbeitszeit nennt (er meint

aber, wie ich in meinen Ausbildungskursen immer betont habe, das LEBEN und auch «Kampfzeit», also SELBSTBEHAUPTUNG). Die Deutungshoheit über solches Eigentum will ein Mensch besitzen. Wenn ich schon nicht mehr in meinem Körper herrsche, so will ich doch die Jahre vor meinem Auge versammeln, in denen ich mir Mühe gegeben habe.

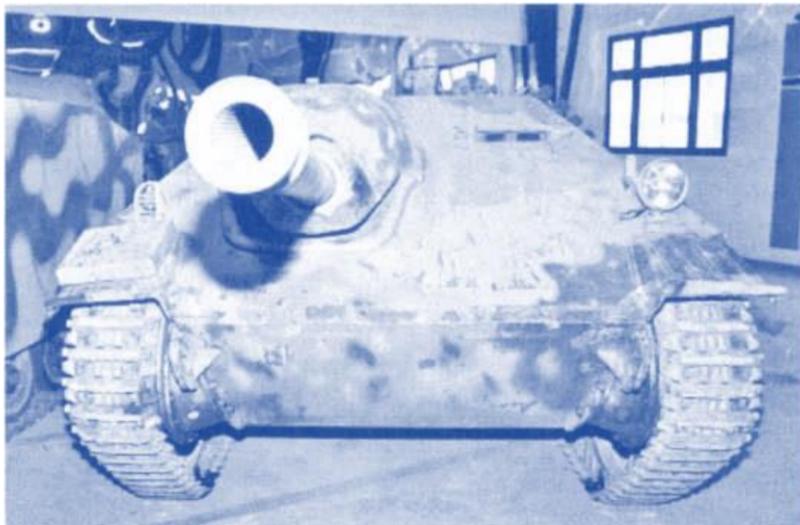


Abb. 27: Jagdpanzer «Hetzer» vom April 1945.

Samstag, 10. August 2013, Elmau

Für mich spiegelt der 30. April 1945 mein Verhältnis zum Krieg. Wir Schüler haben den Krieg, als wir ihn erlebten, nicht verstanden. Sein Ende (also zum Beispiel die 19 Tage vom Einmarsch der Amerikaner bis zum 30. April) haben wir aufmerksam wahrgenommen. Extremer Zugewinn an Freiheit. Auch durch das Ausmass dessen, was zerstört wurde. Insofern «durch Armut reich». Ohne Ratio, naiv: Alle hätten wir tot sein können.

Erst Jahrzehnte später bilde ich ab, was Krieg ist. Seither üben für mich

die letzten Tage des Krieges einen Sog aus, der mein Cassandra-Auge auf alle späteren und künftigen Wiedererscheinungen des Monstrums Krieg richtet. Über dieses persönliche Verhältnis zum Krieg schreibe ich hier.

«Wer die Massaker nicht erinnert, pflegt sie.» Der Satz verbindet mich mit Vertrauenspersonen wie meinem ersten literarischen Lektor Hans Dieter Müller, der das Buch *Der Kopf in der Schlinge. Entscheidungen im Vorkrieg* (1985) schrieb. Er hat mich mit Arno Schmidt zusammengebracht. Jetzt überrascht mich mein Mitarbeiter Thomas Combrink mit der Tatsache, dass Arno Schmidt in den letzten Tagen des April 1945 (gewisse Indizien sprechen dafür, dass es sich um den 30. April handelt) als Kriegsgefangener bei Brüssel die Idee zu seiner Erzählung SCHWARZE SPIEGEL hatte. Am Endpunkt des Zweiten Weltkriegs fesselt ihn das Bild des DRITTEN WELTKRIEGS. Davon handelt SCHWARZE SPIEGEL. Der Kalte Krieg war nicht so ungefährlich, wie er heute nachträglich hingestellt wird. Ich kann nicht an den 30. April denken und nicht zugleich an die Raketenkrise der achtziger Jahre (für mich Jetztzeit, für meine Kinder so fern wie 1945). Und ich muss auch an Syrien, Pakistans politische Minenfelder und an die Explosion eines indischen Unterseebootes denken, das die Rüstungen im Fernen Osten dokumentiert. Kriegspotential jetzt und das Ende des Krieges am 30. April 1945 sind für mich eins.

Ein Mann geballter Entschlossenheit

Wegen eines Rückzugbefehls, durch den er die Truppe gerettet hatte, war sein Vater, ein Offizier, vom Kriegsgericht verurteilt worden. Die Nachricht davon erreichte den Schüler während einer Turnstunde in der Napola Ballenstedt. Als er Ende April 1945, eingezogen als Seeoffiziersanwärter, Uniform und Waffen in aussichtloser Lage vergräbt, bleibt in ihm etwas Unerledigtes zurück, ein grosser Ernst, eine Einsatzbereitschaft, die nichts mit dem Nationalsozialismus zu tun haben, son-

dern mit der Schande des Vaters (auch wenn dieser inzwischen zum Einsatz in einer Bewährungseinheit begnadigt wurde und gefallen ist). Wie blickt man mit dem Auge von Ende 1945 auf die Möglichkeit des Dritten Weltkriegs? Es geht um die Zeit des Raketenschachs der achtziger Jahre. Als Vorsitzender eines SPD-Unterbezirks legte unser entschlossener Mann sich 1982 mit dem Bundeskanzler Schmidt an, als dieser zu Besuch in seine Stadt kam. Er beschuldigte den Kanzler vor der Versammlung der Genossen des Unterbezirks des «Versagens im Vorkrieg».

Dass man die Vorbereitung von Kriegen unterminiert: Das hielt er, der inzwischen eine Familie begründet hatte, für sein Lebensziel. Man kann, meinte er von ganzem Herzen, diese Haltung auch dann verwirklichen, wenn das eigene Land gar nicht mehr gefragt wird und die Entscheidungen in den Zentralen der Grossmächte fallen. Was aber dazu nötig ist, sich in einer so wichtigen Frage nicht ohnmächtig zu fühlen, ist das Beharren auf dem ERFAHRUNGSRaum. Der hatte sich für ihn aus den zeitlich engen Szenen von 1945, die er erlebt hatte, stetig erweitert. Ein ERZÄHLRAUM von vier Generationen (er war Enthusiast und Praktiker der Literatur) schien ihm ausreichend (und schwer genug herstellbar), wenn es darum ging, die «Täuschung durch die eigenen Leute» zu durchschauen und dem «Vorkrieg» zu begegnen. In ihm steckte mehr Willenskraft, als sein träger Körper aushalten konnte. An der stossweisen Überforderung, die ihn vorantrieb, starb er an einem ersten Urlaubstag (die Krise des Kalten Kriegs war vorüber) auf einer Wanderung in den Pyrenäen im Weststurm.

Sonntag, 11. August 2013, Elmau

Abendessen mit Rechtsanwalt R., einem Wirtschaftsjuristen aus Berlin, und dessen Frau, einer Künstlerin. Beide betreiben ihre Ehe als Kunstwerk. Er hat ihr das Leben gerettet; sie überlegen täglich, wie sie sich

dem anderen zum Geschenk machen können. Gelegentlich verkleiden sie sich und mischen sich so unter andere Leute. So haben sie sich an einem der Januarwochenenden, an dem traditionell Nelken und Kränze zum Grab von Rosa Luxemburg gebracht werden, auf dem Friedhof eingefunden. Die Nelken, die dort niedergelegt werden, berichten sie, haben eine spezielle, etwas blasse Farbe, die nicht identisch ist mit dem Rot von Nelken in üblichen Blumenläden. Es gibt sie im Vorfeld dieses Gedenkfriedhofs und an Ständen auf der ehemaligen Stalinallee. Auf demselben Gräberfeld, auf dem auch andere Genossen der sozialistischen Bewegung bestattet sind, ist eine Steinplatte verlegt worden, auf der des ermordeten Schweden Wallenberg gedacht wird. Er war ein Opfer Stalins. Die Kränze auf diesem Denkmal sind mutwillig im Gelände zerstreut. Diese Gedenkplatte ist zumindest für einen Teil der Trauerbesucher nicht erinnerungswürdig. Es sind sehr verschiedene Fraktionen der Linken, die sich jährlich am Grab von Rosa Luxemburg zusammenfinden.

Dass die sozialistische Bewegung in keinem Land der Welt wirksam gegen den Kriegsausbruch von 1914 auftrat, hat die Enragés, die Vertrauenswürdigsten, die Genossen, welche die Dinge an der Wurzel fassen, emotional und in der Tiefe der Ratio erschüttert. Das ist der Hintergrund des SPARTAKUS. Rosa Luxemburg nannte sich auch Gracchus. Die Gracchen, zwei Brüder, wurden wie alle Freiheitskämpfer umgebracht. Rosa Luxemburg durch Soldaten der Garde-Kavallerie-Schützen-Division, ihr Genosse Hugo Eberlein durch den sowjetischen Geheimdienst. Von diesem Kampfgeist ist im April 1945 nichts zu spüren. Gerade dass Emigranten den Feuerfunken hüteten.

Montag, 12. August 2013, Elmau

Goldberg-Variationen. Nie ist ein Sack Goldstücke besser angelegt worden als durch den Gesandten des Zaren am Sächsischen Hof, Graf Keyserlingk, der nachts nicht schlafen konnte und bei Bach diese Variatio-

nen bestellte. Aus New York ist die Pianistin Simone Dinnerstein eingeflogen. Ihr Umgang mit dem Material ist neuartig. Sie schaufelt die Klangmassen unter Respektierung ihrer Ungleichgewichte gegeneinander. Kein Schema, sondern Asymmetrie. Die Tonmassen gehorchen keinem Taktschlag, es entstehen Arhythmien, als ob in unterschiedlichen Flügeln alter Kirchen aufgestellte Chöre aufeinander antworten, die Kirchenräume aber die Ankunft der Töne im Ohr verzerren würden. Das entspricht Bach, der nicht dem Metronom, sondern der immanenten Schwerkraft der Tonfolgen gehorcht, wie im Spätmittelalter üblich. Die Pianistin hat für ihre Version die Verteilung der rhythmischen und melodischen Bögen auf die linke und rechte Hand (und den Fingersatz) radikal verändert. In grossem Schwung übernehmen linke und rechte Hand über Kreuz die Bewegungen, wobei nahtlos die eine Hand den Bogen der anderen weiterführt. Was das bedeutet für die linke und die rechte Hirnhälfte, welche die rechte und die linke Hand regieren, ist schwer zu ermessen. Eine Akrobatin des Körpers, des Ohrs und der zwei kooperierenden Hemisphären ihres Kopfes.

Am selben Abend Austausch mit Dan Diner. Der Historiker hat eine hohe europäische Auszeichnung erhalten, mit der auch Forschungsmittel verbunden sind. Ihn interessiert die Darstellung deutsch-französischer Beziehungen von 1931 bis 1954 (so lange dauert für ihn etwa der Zweite Weltkrieg, wenn man den Einmarsch der Japaner in die Mandschurei mit einbezieht). Er analysiert den «persischen Korridor», der kaum bekannt ist. Durch eine britische und eine sowjetische Zone, die den Iran spaltete, verliefen Bahnlinien und Strassen, über die Russland von den Alliierten im Krieg versorgt wurde. Auch Stalingrad darf man nicht in der West-Ost-Richtung betrachten, so Dan Diner, sondern man muss es in der Nord-Süd-Strecke seiner Versorgung verstehen. Diesen «persischen Korridor» hielt Stalingrad offen. In diesem iranischen Gelände entsteht später der Kalte Krieg. Die Russen weigern sich 1945, ihre Zone zu räumen. Die britisch-indischen Truppen wiederum in diesem Korridor werden später diejenige sein, die Ministerpräsident Mos-

sadegh stürzen und damit politische Prozesse in Persien irreversibel machen. Ich geniere mich etwas für den engen Ausschnitt der «Geschichte eines einzelnen Tages». Andererseits macht mir Dan Diner Mut. Kaum jemand kennt den «persischen Korridor». Er bezeichnet aber eine historische Spur, die bis zu den gefährlichsten Konflikten von heute im Nahen Osten vordringt und weit über das Jahr 1921 (Lord Curzon) zurückreicht. Hier dichtet die politische Realität an einer «Erzählung», unmerklich von der Hauptmacht der Geschichtsschreibung oder der öffentlichen Aufmerksamkeit.

Dienstag, 13. August 2013, Elmau

Mir fällt ein, wie vor einigen Wochen meine Tochter bereit war, mir zuzuhören. Unmittelbar nach der gemeinsamen Besichtigung der *Tagesschau* und noch bevor die Mordgeschichte des sonntäglichen Abends Platz griff, debattierte ich mit ihr über die Schwierigkeit, den Kokon von geronnener Öffentlichkeit (Krise, Schulden, Städte, Gewohnheiten) als Filmemacher zu durchbrechen (meine Tochter ist Filmemacherin), weil das diesen Stoffen Zugrundeliegende, wenn es in der *Tagesschau* zusammengefasst wird, verborgen bleibt. Das wollte meine Tochter ganz anders formuliert wissen. Gerade hatte sie Krach mit der Mitbewohnerin ihrer Wohnung. Sie wollte über persönliche Geschichten sprechen. Offen war sie dafür, dass in dem leeren Raum eines ihr unbekanntes Jahres, und zwar an jenem Montag im April 1945, wir gemeinsam interessante Augenblicke fänden, in denen wir wie in einem MOSAIK DER ZEIT heute verfilmbar Szenen testen könnten (also heutige Filme in Kenntnis von Szenen des unbekanntes Jahres). Ehe wir in Streit gerieten, waren wir schon durch die Tatort-Sendung gemeinsam abgelenkt.

Rainer Werner Fassbinder, geboren im Mai 1945

Der Romancier und Biograph Fassbinders, sein ehemaliger Produzent, der in Rom lebt, bemerkt, weil ja Fassbinder nur 37 Jahre alt wurde, dass für Genies, die nicht älter als 34 oder 35 Jahre werden (wie Mozart und Bellini), der gravitative Kern ihrer lebenslänglichen Phantasien in den fünf Jahren *vor* und den fünf Jahren *nach* ihrer Geburt liegt. Das, so dieser Biograph, kann sich auf Töne, erzählte Geschichten, Rhythmen, ja, alle Wahrnehmungen beziehen, die ein Kind aufzunehmen vermag, also auch auf Kleider, wehende Vorhänge oder die Blickrichtung der Mutter, und zwar nicht weil solche Kinder irgend etwas vom äusseren Weltgeschehen in dieser Zeit vor und nach ihrer Geburt selber erfahren hätten, sondern weil Tausende von Eindrücken in Stimme und Gesichtsausdruck ihrer Eltern sich übertragen haben: die unendliche Erzählung, welche die Jahre einer symbiotischen Beziehung begleitet.

So hat Fassbinders Mutter viel erzählt. Er konnte später mit den Augen dieser Mutter, die ihn im Mai 1945 zur Welt brachte, und ihn nach seinem Tod im Jahr 1982 noch längere Zeit überlebte, sehen und hören.

- Sind solche Eindrücke fast immer indirekt?
- Wenn ich als Kind hinfallte und mir den Arm verstauchte, ist das direkt.
- Ein Schlager von 1942, in allen Radios gesungen und 1948, drei Jahre nach der Geburt, von der Mutter an einem Winterabend beim Kochen gesummt, prägt sich ein?
- Das nehme ich an.
- Und daraus wird später ein Film?
- Wenigstens der Titel eines Films. Oder das Projekt. Das kann bei den Dreharbeiten sich dann anders entwickeln.
- Und die Zeit selbst, die fünf Jahre nach 1945, Aufbauzeit, ist (unabhängig von den Eindrücken unseres Kindes) interessant, schon weil Mutter und Kind in ihr lebten, was jetzt auf einem Gedanken und nicht

auf Erinnerung oder einer frühen Wahrnehmung beruhen muss?

- Der Schlüssel für die Faszination der Szenen in *Lola* mit Mueller-Stahl, dem aus dem Osten gekommenen städtischen Beamten, beruht darauf, dass Mutter und Genie damals zusammenlebten. Mit Sicherheit ist diese Figur ausgedacht. Man muss nicht viel erlebt haben, um eine Filmszene zu ersinnen. Man muss aber einen Grund für die Szene in sich spüren.
- Für dies und jenes?
- Ja, es ist ungenau.
- Und Sie sagen, fünf Jahre vor und nach der Geburt, und das für die Dauer des Lebens?
- Zehn Jahre bei weniger empfindlichen Menschen.
- Also soll man (als Biograph) bis zu zehn Jahre vor der Geburt zurückrechnen und diese Periode zum Leben, nicht nur bei Genies, hinzuzählen?
- Fassbinder hat die Story, die er verfilmte, auf das Jahr 1957 vorausdatiert. Es handelt sich aber um einen Stoff aus dem Jahr 1950.

Mittwoch, 14. August 2013, Elmau

Tagsüber bewegt sich mein Sohn sportlich. Er fährt mit dem Mountainbike bis zum Wetterstein hinauf. Aber in der Frühe beharrt er darauf, dass ich zu seinem Frühstück erscheine. Also hungere ich vorher und esse dann mehr, als gut ist. Mein Sohn neigt zum Potiatsch: starkes gemeinsames Essen als Zeichen von Zuneigung.

Ich lese ihm Geschichten aus dem ersten Kapitel vor («Ankunft am Endpunkt»). Ich teste. Das kann ich am besten bei jemandem, der den 30. April überhaupt nicht kennt. Mein Sohn zeigt sich bereit zuzuhören. Lesen, sagt er, würde er das nicht. Hören gern. Spielt es eine Rolle, dass er

den Tag nicht kennt? Im Gegenteil. Geschichten, die ich kenne, muss ich mir nicht anhören.

Meine Grossmutter mütterlicherseits und deren Urenkelin, die 2014 vier Jahre alt sein wird, wären gerade das richtige Team für einen Erfahrungsaustausch gewesen. Sie sind einander nie begegnet. So wird man die Chronik eines einzelnen Tages nur verstehen, wenn man den Zeitfaden von etwa 140 Jahren durch ihn hindurchfädelt.

Meine Grossmutter am 30. April 1945

Sie kommt aus einer Zeit mit langen Sommern, langfristigen Perspektiven. Sie ist Jahrgang 1872. Sie hat im Herbst 1914 etwas verloren, dessen Verlust sie nie und niemandem und vor allem keiner Zeitgeschichte verzeihen wird. Das hält sie in sich verwahrt, und sie wird niemals wieder Vertrauen fassen (sie verlor ihre zwei ältesten Söhne). Viele Fehler, die sie im Leben beging, das sieht sie ein, muss sie diesem Verlust zu-rechnen. Sie hat ihren dritten Sohn verzogen. Die älteste Tochter vorzeitig aus dem Hause getrieben, in ein Leben, das zu ihr nicht passte. Was hat sie noch alles falsch gemacht? Wenn sie sich doch viel Mühe gegeben hat, alles richtig zu machen? Aufgrund der Bombenangriffe auf Berlin hatte sie sich ab 1942 in Bad Warmbrunn einquartiert. Als die Russen sich dem Ort näherten, ist sie ausgewichen, hierher nach Prien. Jetzt heisst es, dass von Süden und von Westen die Kolonnen der Amerikaner auf das Kurstädtchen zumarschieren. Noch sind Wehrmachts-uniformen auf der Promenade zu sehen.

Sie frühstückt. Eine ihrer Sorgen ist die pünktliche Verdauung, ohne die ein guter Tag nicht anfängt. Die alternden Muskeln brauchen Training. So spaziert sie ihren Weg am See entlang. Wo sind die Lieben? Ob sie alle Enkel und Kinder gleichmässig liebt, das weiss die Selbstkritische nicht. Dass sie ihre Sorge – und das mit Grosszügigkeit, da die Seele

keine Zuteilungskarten kennt – über alle ausgiesst, dafür steht sie ein. Beruht das auf Moralität oder nicht vielmehr auf Vitalität (der ihrer Zellen, ihres gesunden Körpers, der abgelaufenen Jahre)? Sie hat Briefe geschrieben, die wohl in diesem Zustand des Landes nirgends mehr ankommen werden.

Sie läuft also die Strecke bis zum Pavillon, in dem das Kurkonzert soeben beginnt. Eine zierliche Person. Sie hat einen Buckel. Sie kennt hier kaum Leute. Höflich ist sie zu allen. Der See bleiern unter der Wolkendecke.

In ihr summt es: «Schlösser, die im Monde liegen» und «Auf der Erde ist es schön, doch sie muss wohl untergehen». Das sind die Texte zur Blasmusik von gestern. Sie kann eigentlich alles, was die Kapelle spielt, aus der Erinnerung betexten.

Sie selbst ist als Engländerin geboren. Das war lange Zeit nicht aktuell (aber auch kein Schandfleck); durch die Heirat ist sie ja Deutsche geworden. Jetzt mag die Herkunft als Ausweis gelten, der ihr die Möglichkeit gibt, von hier aus, ihrem Fluchttort, nach Berlin in ihre Wohnung zu gelangen, wo auch die Mehrzahl ihrer Lieben auf sie wartet.

So sinniert sie, während kräftige Schritte sie vorantragen. Bis zum Mittagessen, das sie in der Pension pünktlich um ein Uhr einnimmt. Ein Kuraufenthalt nimmt auf Krieg keine Rücksicht. Gegen Abend verschwinden die Wehrmachtseinheiten nach Südosten. Nur dorthin, wird gesagt, ist der Weg noch frei. Unsere Zeitgenossin wartet auf die Okkupanten. Sie gehört, wie die Geburt es gebietet, sich selbst.

Donnerstag, 15. August 2013, Elmau

Glück und Moral. Bewusste, moralische Entschlüsse verhindern selten, dass einer sich schuldig macht. Die «unsichtbare Hand des Kriegs» dagegen hindert den Glückspilz daran, sich zu verstricken, und lässt ihn, als sei er eine gutgestossene Billardkugel, weit von Strafe und Nemesis seine Ziele finden.

Wie ein Proletarier aus London einem fast sicheren Gefängnisaufenthalt entging

Die 56. Londoner Division erreichte Venedig in der Abendstunde von der Landseite her. Zur Unterbringung standen alle öffentlichen Gebäude zur Verfügung. Der Kommandeur der Division, der aus dem Mannschaftsrank aufgestiegen war (die Division rekrutierte sich aus walisischen Bergarbeitern), sah sich unerwartet im Besitz von unermesslichen Beutemengen. Auch ohne ästhetisches Empfinden sah er den Gemälden, die sich in diesem Bau vereinigten, den Wert an, den sie auf dem Londoner Schwarzmarkt haben würden, wäre nur der Transport dorthin garantiert. Es ging darum, Boote zu finden, welche die Schätze über die Adria verschifften, eventuell in Portugal zwischenlagerten und dann mit Glück und der Initiative einiger Vertreter seines Stabes der 56. Division nach England brächten.

Noch ehe dieser Kommandeur und die wenigen Eingeweihten eine Verbindung zu italienischen Schiffseignern oder zu verlässlichen (bzw. bestechlichen) Transportoffizieren Grossbritanniens herstellen konnten, erreichte sie der Befehl, die Division mit beschleunigtem Takt in Richtung Nordosten in Bewegung zu setzen. Sie sollten in wenigen Stunden, motorisiert, über Triest zu den Alpenübergängen vorstossen und dann das Format einer britischen Provinz im erober-ten Österreich festlegen, vielleicht in einem Gebiet, in dem überhaupt keine Beute winkte. Gehorsam galt vor Profit. So entging dieser tapfere Armeesoldat einem Militärstrafverfahren. Das war ein schöner Erfolg, wenn doch die Existenz eines Arbeiters mit erfülltem Wochenende mehr galt als der Aufenthalt hinter den Backsteinmauern von Dartmoor, von Sumpf umgeben, der die Flucht verhindert. Schon zehn Stunden später fanden sich die Vorausfahrzeuge der Division in Anfahrt auf Agram.

Freitag, 16. August 2013, Elmau

Sommerwolken. Beim Rückenschwimmen blau und weiss, ungewohnt weit oben. Wir Menschen haben ja nicht wie Ameisen Augen auf dem Schädel. Man muss liegen oder schwimmen, um direkt in den Sommerhimmel hineinzusehen. Gegen Abend heftiger, trockener Wind. An der See würde ich sagen, Sonnenwind, wäre nicht «Sonnenwind» eine Bezeichnung für Strahlung im Weltraum, die unsere Haut niemals kennenlernen wird.

Im Sommerbad (oben auf S. 283 bereits erwähnt) habe ich 1940 über Lautsprecher von der Kapitulation Frankreichs gehört. Kriegsdrohung und Sommerbild waren für mich noch nicht verknüpft. Eine Kapitulation Pétains und der Krieg selbst (von dem wir «wussten», den wir aber nicht «fühlten») waren etwas Unbestimmtes, Fernes. Inzwischen kann ich keinen Sommerwolken zusehen, ohne an Sommer 1914, Sommer 1939 und das Trügerische von Sommern zu denken. Mit der Allergie gegen den Krieg (von der Sigmund Freud spricht) ist es nicht weit bis zur Verwechslung von «Urlaubsfrieden» und «Kriegsdrohung». Meine Frau meint dazu, dass doch die Unruhen in Ägypten nicht so leicht auf uns übergreifen könnten. Wir haben Wahlkampfzeit, aber nirgends Kriegsgefahr. Und doch sehe ich, wenn ich auf dem Rücken meine zwölf Runden ziehe, eine Schrift am Himmel. Da ich nicht als Spinner gelten will, teile ich das niemandem mit.

Samstag, 17. August 2013, Elmau

Ich schlafe hier jeden Tag elf Stunden (von 21 Uhr bis 8 Uhr früh). Erstmals im Jahr wach. *Nachricht von ruhigen Momenten*, das Buch mit Gerhard Richter, trifft heute in der Buchhandlung des Hotels ein. Dreimal verschenkt. Gerhard Richter am Telefon: zufrieden.

Sonntag, 18. August 2013, Elmau

Abendessen mit Manfred Osten. Ich sehe ihn vor mir, wie er vor 23 Jahren, aus Japan angereist, ins Foyer des Berliner Ensembles herein kommt. Wir haben gemeinsam Sendungen über die jähren Wetterwechsel in Japans Klüften und den stoischen japanischen Charakter, über Konfuzius, über Goethe als Chinesen und als Neptunisten, über die Eroberung der holländischen Kriegsflotte, die im Eis feststeckt, durch eine Schwadron revolutionärer Husaren aus Frankreich und über viele andere Themen (vor allem Alexander von Humboldt) gemacht. Sein Besuch stärkt mich, denn seine generöse Erzählweise erlaubt starke Abweichungen vom Tagesinteresse. Von der Linsensuppe isst er drei Portionen.

Montag, 19. August 2013, Elmau

Da ich im Urlaub nicht zu Mittag esse, habe ich viel Zeit. Der Tag unterteilt sich nicht. Genuss und Erholung liegen im üppigen Konsum von Zeit. Damit können kühles Wasser, Wind, Sonne, Laufen, Atmen kaum konkurrieren.

Das Genre der Chronik eines einzelnen Tages. An manchen Tagen halte ich es für einen Spleen (weil es einen Tag ohne alle anderen nicht gibt). Die Erzählweise entspricht aber dem Prinzip der Einheit von ORT, ZEIT und HANDLUNG. In der Prosa besitzt dieses Prinzip eine Reihe gewaltiger Vorbilder. James Joyce' *Ulysses* handelt von einem einzigen Tag in Dublin. Ein Tag oder eine Stunde im Leben von Menschen sind ein Schacht oder tiefer Brunnen.

Manfred Osten bestätigt mir: Der Tageslauf ist die Naturform des Erzählens. Was war los? Das kann ich aus meiner Erfahrung als dreizehnjähriger Schüler bestätigen. Etwas Erlebtes wird erst real, wenn ich es den Mitschülern erzähle. Das kombiniert sich zu Lebensläufen. Diese bestehen aus Tagesläufen.

Das Wort «Eintagsfliege» wird oft abwertend verwendet. Gegensatz wä-

re der Elefant, der noch auf seinem Friedhof sein Gedächtnis bewahrt. Tatsächlich ist die Taufliede oder Eintagsfliege aber ein Lebewesen mit einem älteren Stammbaum, als ihn die Elefanten haben. Es geht nicht darum, dem, was für einen Tag wichtig ist, das, was für Äonen wichtig ist, entgegenzustellen. Vielmehr sind dies wie bei *Simon's Scissors* zwei Blätter des Poetischen, von denen eines isoliert versagen würde oder in seiner Funktion gar nicht erst erkennbar wäre. Nur beides, die Genauigkeit des Augenblicks und der Erzählraum von hundert oder tausend Jahren, produziert die Massen von Unterscheidungsvermögen, an denen Knappheit besteht: die zwei Klingen der Schere.

Paraphrase für «Untergang»

Ein Eleve des Bildhauers Arno Breker, von dem es hiess, dass man in künftigen Zeiten des Deutschen Reiches noch von ihm sprechen werde, hatte sich im Keller des grossen Ateliers jenes Bildhauers, der vergeblich Distanz zwischen sich und seine Werkstätten gelegt hatte, um sich vor der Verhaftung durch die Alliierten zu retten, ein Werk fast vollendet, das aus dem WERKSTOFF KNETE angefertigt war. Nach Vollendung des Modells sollte es in Erz gegossen werden. Eine Willkür lag darin, dass die Vorräte an Knete für die Grossskulptur aus Restbeständen kamen, die jeweils unterschiedlich gefärbt waren. Das machte das Opus ungewollt bunt. Gerade darin aber lag Verführungskraft.

Auf einem gigantischen Fisch oder schwimmenden Drachen siedelten, das war als Modell zu sehen, die Menschen und Tiere. Ja, man konnte die Verschiedenheit der Gruppen als «Menschheit» auffassen. Der Künstler kommentierte sein Werk folgendermassen: Wenn der Grosse Fisch oder Leviathan (aus Gründen der Nichtnennbarkeit jüdischer Mythen war bis dahin nur von «Fisch» die Rede gewesen) abtaucht, werden die Lebewesen ertrinken, die auf ihm siedeln. Andererseits muss der

Fisch, auf dessen Nüstern Atemblasen angedeutet waren, irgendwann wieder auftauchen, entgegnete dem Künstler die Liebste, die ihn umhegte und noch zur Flucht nach Süddeutschland überreden wollte. Es lohnt sich also, antwortete der junge Bildhauer, den wenig später die Russen töteten, sich bis zuletzt an den Schuppen des Tieres festzukrallen und dessen Abschwung in die Tiefe in der Hoffnung zu begleiten, dass (bei angehaltenem Atem oder in einer Höhle der Hautoberfläche des Riesenwesens) ein Überleben möglich bleibt bis zur Rückkehr an die Oberfläche. Die Skulptur machte gerade in ihrer provisorischen Modellgestalt und im Licht der im Keller aufgestellten Scheinwerfer den Eindruck, als sei dieser Aufenthalt der Menschen auf dem Rücken des Leviathans für Tausende von Jahren möglich, niemals aber, sagte Irene, die Liebste, gibt es auf einem solchen Wasserwesen Sicherheit.

Bildnachweise

- Abb. 1: Anselm Kiefer, »Europa«. Mit freundlicher Genehmigung des Künstlers
- Abb. 2: Getty Images, Hulton Archive/Fred Ramage
- Abb. 3: Deutsches Historisches Museum, Berlin, Bildarchiv Nr. 95/108Ka7.25
- Abb. 5: picture alliance/augenblick/Sammy Minkoff
- Abb. 6: picture alliance/dpa/Kay Nietfeld
- Abb. 8: KEYSTONE/Fotostiftung Schweiz/Hans Staub (1940)
- Abb. 9a: MoviePosterDB.com/Filmverleih: EMI Films
- Abb. 9c: MoviePosterDB.com / Filmverleih: Metro-Goldwyn-Mayer
- Abb. 9d: MoviePosterDB.com/Productions André Paulvé
- Abb. 10: KEYSTONE/Fotostiftung Schweiz/Theo Frey (1940)
- Abb. 11: Ullstein Archiv, Berlin, Nr. 00256873
- Abb. 13b: Filmplakat »Kadetten«. Ufa-Film 1939-1940, aus: Ufa-Programm-Mappe, Scherl-Verlag
- Abb. 14: Deutsch-Russisches Museum Karlshorst
- Abb. 17: UN Photo/McLain
- Abb. 18: Acme Newspictures Inc./CORBIS
- Abb. 22: Karte Oberes Donautal. Beschafft mit freundlicher Hilfe von Sebastian Poster, Leipzig
- Abb. 23: Robby Zeitfuchs/Volker Schirmer, *Zeitzeugen. Der Harz im April 1945*, Selbstverlag 2004. Mit freundlicher Genehmigung der Autoren
- Abb. 25: Ralf Staufenberg, *Kriegsende im nördlichen Harzvorland*, Edition winterwork: Borsdorf 2012. Bildausschnitt aus einer Aufnahme der U.S. Air Force. Foto: Leutnant John S. Blyth. Mit dessen freundlicher Genehmigung und mit einem Kommentar von Siggie Gebser
- Abb. 27: André Feit und Dieter Bechtold, *Die letzte Front. Die Kämpfe an der Elbe 1945 im Bereich Lüneburg – Lauenburg – Lübeck – Ludwigslust*, Helios Verlag: Aachen 2011

Danksagung

Meinem Lektor Wolfgang Kaussen bin ich wie bei meinen letzten Büchern zu grossem Dank verpflichtet. Meiner Schwester Alexandra Kluge verdanke ich Stoffe und Rat. Ute Fahlenbock danke ich für die gelungene Herstellung von Text und Bild.

INHALT

1 Ankunft am Endpunkt

«Galoppierende Morgenröte» 11 – Tod in Verwirrung 11 – Die Waffe der Nichtbeachtung 11 – Der Weg nach Westen 12 – Die gefährlichste Waffe des Zweiten Weltkriegs auf Transport weiter nach Westen 13 – Was ist eine Kämpfernaut? 14 – Letzte Erfolge, schon nicht mehr gewollt 17 – Keine Sicherung von Eigentum bei Ansturm einer neuen Zeit 18 – Wege des Geldes 19 – Ein künftiges Vermögen 19 – Wenigstens auf einen Blick 20 – Auf gedachten Strassen 21 – Unternehmung nach Art eines «Geländespiels», nur weil ein Benzinvorrat vorhanden war 22 – Übungsflug aus Übermut 22 – Nachbeben der Kriegszeit 23 – Filmszene im Park 25 – Ende einer Epoche 28 – Bearbeitung der Beute 28 – Von der Front überrannt 29 – Ein Unglück unter Millionen 30 – Kein Feind war nötig, um den Krieg zu beenden 30 – Tödliche Begegnung zweier Zuständigkeiten 31 – Ein antibolschewistisches Prag für einen Tag 32 – Vieles, was liegengeblieben war, sollte noch erledigt werden 33 – Erfahrungszuschuss aus der Alpenfestung für Frankreich 35 – Die letzten Tage des «ewigen Frankreichs» 37 – Ein provisorisches Leben 37 – Die Bahnen östlich des Brenners arbeiteten auf Hochtouren 38 – Drei russische Offensiven in den Ostalpen und donauaufwärts 38 – «Man nennet aber diesen den Ister. Schön wohnt er» 40 – Das Ende der Feindseligkeit, erlebt im Burgtheater Wien 41 – Hotel im Niemandsland 42 – Die «Schwarze Hand» von 1914 hätte gegen den Präsidenten der USA keine Chance 44 – Himmelschreiende Entschlüsse in so kurzer Zeit 44 – So viel Verschwendung war nie 46 – Termindruck des Führers 46 – Venus plus Mars im Quadrat zu Saturn: die Todeskonstellation 48 – Hemmschwelle gegenüber gewaltsamer Tötung bei einem Steinzeitstamm 49 –

«Alle waren mit der Tötung einverstanden» 51 – Wie wenig militärische Voraussagen ein Vierteljahrhundert überstehen 53 – Ankunft am Endpunkt 55 – Auf Nebenpfaden 56 – Er wünschte sich, nach Hause zu kommen 57 – «Schuld, der älteste Marmor» 57 – Verschränkung der spirituellen Welten mit den realen 58 – Geisterhafte Himmelserscheinung über dem Brocken 58 – Heiner Müller: Das Eiserne Kreuz 60 – Der letzte Meteorologe von Pillau 63

2 Reinhard Jirgl

Krieg's Geburten 67 – Nach Spiel. Glücklicher Schatten 70

3 In einem anderen Land

Das grossräumige Himmelsgeschehen, neutral gegenüber den stürmisch sich verändernden Fronten auf dem Boden 75 – Urteil im Morgengrauen 77 – Metapher eines Flüchtlings, der in das neutrale Land geriet 79 – Werden Sie in absehbarer Zeit auswandern? 80 – Aktuelle Werbung für eine Lebensversicherung 81 – Zeitungsmeldung über eine tragische Einzelheit 82 – Transfer von Fremdarbeitern durch die Schweiz in ihre Heimatländer 83 – Grenzübertritt eines Lazarett mit Schwerverwundeten 83 – Freie Zeit 84 – Wochenprogramm in den Kinos von Zürich 85 – Das Spreng-Dispositiv im Gotthardtunnel 87 – Auf der «Schwarzen Liste» 88 – Hintergrundgespräch 1983 90 – Lakonische Antwort 91 – Ein Nachzügler 92 – Das Grab Stefan Georges 92

4 Reinhard Jirgl

Der grosse Marsch 97 – Das Lächeln des Hausvaters 98

5 In der Reichshauptstadt

Einteilung der Stadt in Kampfabchnitte 105 – Wie ich meinen Freund verlor 105 – Als letzter Dichter im Reichspropagandaministerium 107 – Scharmützel am Vorabend des 30. April am S-Bahnhof Heerstrasse 109 – Ein unwirkliches letztes Band zwischen 1936 und April 1945 109 – Ein Sohn der Rache 113 – Totenehrung der Wörter 114 – Lesezeit 114 – Als getreuer Augenzeuge 116 – Letzte und einzige Aktion des neuen Reichskanzlers in aussenpolitischer Hinsicht 118 – Letzte Verbindung 119 – Für die innerliche Verarbeitung der neuen Realitäten ging alles zu schnell 120 – In den Kellern der Charité 121 – Insel der Zivilisation 122 – Normalerweise zahlt man für erotische Dienste, hier wird für Rettung des Lebens bezahlt 123 – Bildungskampf bis zuletzt 123 – Nur drei seiner Schüler hatte er bis Spandau-West durchgebracht 124 – Durst in der Öde 125 – Nachricht über die Tagesgrenze hinweg 125

6 Reinhard Jirgl

Eine proletarische Klytämnestra 129

7 In einer kleinen Stadt

In einer kleinen Stadt 135 – Grabung nach Toten 137 – Raubgut ohne Gebrauchswert 138 – Gärtnerei Domeyer am Burchardianger 140 – Eingeteilt zu Räumungsarbeiten. Vom Grossraum zu einfacher Bodenbearbeitung 140 – Eroberung nachspielen 142 – Das Leben im Takt der Haarschnitte 143 – Haarschnitt für die neue Zeit 144 – Tauschhandel 145 – Kommerzielle Frühblüte, gleich wieder verweht 146 – Gitti und der Captain wanderten am Ufer und hielten sich an den Händen gefasst («mehrere Himmel gingen neben ihnen») 147 – Transatlantische Tür 148 – Grasbüschel 150 – Blick auf den Brocken 150 – Ein Tag mit einer Überraschung 151

8 Reinhard Jirgl

Unheimlicher Brückenschlag 155 – Fröhschicht. Szene für ein imaginäres Front-Theater 159

9 Auf dem Erdball

Gewaltige Umverteilung militärischer Kräfte um den halben Globus 163 – Ein Börsensprung 163 – Das System der Zertifikate 163 – Erdumrundung per Schiff 164 – Enttäuschende Ankunft in Ostasien 164 – Robinsonade im Eis 165 – Neutrales Schiff 166 – Glückliche Landung 167 – Putsch in Argentinien 167 – In der Sieben-Hügel-Stadt San Francisco 168 – Die Entstehung des Vetos 169 – Der Patriot von Lemberg 170 – «Was tun?» 173 – «Alle Räder stehen still, wenn dein starker Arm es will» 173 – Auf Klappbetten 174 – Mit einer Glut, die über vierzig Jahre brennt 175 – Im Auge des Geheimdienstes 176 – Ein Arbeiterführer im Hotel Palace 177 – Ein älterer Genosse 177 – Am Pranger der neuen Generation 178 – Versuch einer Kontaktaufnahme 180

10 Reinhard Jirgl

Nach Mitternacht 185 – Der älteste Friede 185 – Schatten Gestalten I. *Häschen-in-der-Grube* 187

11 Heidegger auf Burg Wildenstein

Eine Enklave deutschen Geistes 197 – Aus der Liste der Anwesenden 197 – Ein Schiff war Burg Wildenstein nicht 198 – Durchreisende 198 – Unbesetzbares Gebiet 200 – Übertritt in die Schweiz 200 – Der Nachtmarsch nach Neu-Breisach 201 – Jemeinigkeit der Sorge 203 – Die drei Blätter der Lilie 204 – Die Neugier und die Augenlust 204 – Ist es mög-

lich, wie Hölderlin sagt, in die Höhe zu «fallen»? 205 – «Das Umhafte der Umwelt» 206 – «DER MENSCH IST URSPRÜNGLICH ANDEREN LEBEWESEN ÄHNLICH GEWESEN, NÄMLICH DEM FISCH» 208 – Radiodurchsage des Schweizer Rundfunks 208 – Nachrichten von Radio Beromünster um 9.40 Uhr 210 – Heidegger über die Aktualität 211 – «Urwille als Geist» 212 – Unterhaltungscharakter des Denkens 213 – Brüder Grimm und der «kleine Grenzverkehr der Märchen» 213 – «In den Brunnen gefallen» 214 – «Die Armut» 215 – Die Zeitlichkeit des Hoffens 217

12 Reinhard Jirgl

Schatten Gestalten 2. *Vor das Licht*

Teile A bis F 221

13 Ich, der letzte Nationalsozialist in Kabul

Ich, der letzte Nationalsozialist in Kabul 235 – Ein Baustein für das Vierte Reich 237 – Der Tunnel nach Leuthen 238 – Ein kämpferischer Haufen 239 – Restwirtschaft 240 – Rundfunkarbeit der letzten Stunde 240 – Gruppenfoto mit Kapitulantinnen 241 – Eine misslungene Kapitulation 243 – Episode bei Eitting. Gefangenen mitsamt ihren Gefangenen 244 – Kapitulation zu ungewöhnlichen Zeitpunkten 245 – Beisshemmung bei Wölfen 246 – Misslungene Kapitulation der letzten Getreuen von Antonius und Kleopatra 246 – Sichere Gefangenschaft, ein unsicherer Status 247 – «Über die Frage, ob der Kommandant einer belagerten Festung zu Kapitulationsverhandlungen herauskommen soll» 248 – «Ich bette meinen Kopf auf Schrauben, bis alle Brücken auseinanderfetzen» 249 – Übergabe einer Stadt 252 – Der Form nach unprofessionelle, dem Inhalt nach erfolgreiche Kapitulation 253 – Lebensrettende Nachricht an den Feind 255 – Die Notversorgung von Schacht-

anlagen kennt keine Fronten 256 – Erschöpft, wie wir waren 257 – Zur Ruhe gekommen 258 – Verwüstete Jugend. HJ-Gebietsführer Friedrich Grupe berichtet 260 – Reinschrift auf lateinischer Grundlage 262 – Netzwerk der Treue 265 – Die Treuemaschine 266 – Nächtliches Bekenntnis 267 – Aufführung eines Theaterstücks 270 – Allseitiger Kameradenverrat 271 – Hass ohne Ansehung der Person 272 – «Finsternis im Kopf der Täter» 273 – Unheimlichkeit der Requisiten 274 – Untreue, Opfertod 275 – «Wenn ich Dich seh', da muss ich weinen» 276 – «Ich selber vertraue mich unschwer den anderen auf Treu und Glauben an» 277 – Ungeschickter Sprung 278 – «Mourir pour Danzig»: Niemand will für Danzig sterben 279 – «Sehe ich ein Oberhaupt, stelle ich mir sein Aus-Sehen vor Ohnehaupt» 280 – Neuer Zweck für altes Grundstück 281

Anstelle eines Nachworts 283

Bildnachweise 309

Danksagung 310